This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ibl 179

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

1969

Napoleon in Deutſchland.

Von

L. Mühlbach.

Vierte Abtheilung.

Napoleon und der Wiener Congreß.

Zweiter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

Mundt, Klara (Müller)

Napoleon

und

der Wiener Congreß.

Von

L. Mühlbach.

Zweiter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

MEH

DC209
148
v.2

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Drittes Buch. Ludwig van Beethoven.

I. Der Marquis von Barbaſſon 3
II. Die Entdeckung 18
III. Ludwig van Beethoven 41
IV. Die Flucht 63
V. Die Nachtwanderung 81
VI. Beethovens Hänslichkeit 95
VII. Der Generaliſſimus und das Adjutanterl . . . 111
VIII. Die feindlichen Brüder 137
IX. Verzweiflung und Tröſtung 156
X. Die entfernte Geliebte 176
XI. Die Aufführung der Schlacht von Vittoria . . . 200

Viertes Buch. Le congrès danse, mais il ne marche pas.

I. Das Diner beim Fürſten Ligne 215
II. Das Feſt beim Baron Arnſtein 240
III. Der Schwur der Rache. 275
IV. Der Geburtstag Marie Louiſens 298
V. Folgen der Eiferſucht 315

Drittes Buch.

Ludwig van Beethoven.

I.

Der Marquis von Barbaſſon.

Und ſo iſt es denn wahr, ſo liebſt Du mich wirklich? fragte Friederike Hähnel, ſich mit einem ſeligen Lächeln hernieder neigend zu dem jungen Mann, der vor ihr auf den Knieen lag und mit ſtrahlenden Augen zu ihr empor ſchauete.

Ja, ich liebe Dich, ſagte er, ſein Haupt auf ihr Knie lehnend und mit einer anmuthigen Bewegung ihre beiden Arme um ſeinen Nacken ſchlingend. Lege die funkelnden Marmorketten um meinen Hals, Du meine Gebieterin, laß Deinen Sclaven einhergehen unter dem Joch der Liebe.

Es iſt wahr, ſagte Friederike ſinnend, die Liebe iſt eine Sclavenkette, welche unſer ganzes Weſen und Sein umſchlingt, die Liebe iſt eine Tyrannin, welche uns mit unſern Gedanken, unſerm Wollen und Fühlen gefangen

nimmt. Seit ich Dich kenne, ſehe, denke und fühle ich nur Dich; weit ab hinter mir liegt meine Vergangenheit, wie ein wüſter, ſchlimmer Traum, aus dem ich zum ſchönſten Erwachen mich aufgeſchwungen habe. Ich will Dir etwas geſtehen, mein Eduard, Du haſt mich nicht bloß glücklich gemacht, ſondern Du haſt auch meine Seele errettet. Ohne Dich war ich ein armes, verlorenes Weſen, hingegeben und verloren an die Eitelkeit der Welt, meine Seele verkaufend für Gold und Brillanten, meine Ehre hingebend für den flüchtigen Ruhm, eine einflußreiche, mächtige, politiſche Intriguantin zu ſein. Ohne Dich, mein Eduard, war ich verdammt, unterzugehen in dieſem wüſten Strudel des Lebens; Du aber, Du haſt mich errettet, und ich ſteige empor aus dem Strudel, in dem ich meine Seele rein gebadet von allen Laſtern und von allen Sünden, ich ſteige empor, eine fleckenloſe, reine Jungfrau, welche ihre Hände emporhebt zum Himmel und ihn demüthig anfleht, ihr zu vergeben, daß ſie einſt ſo ſchlimme und unheilige Träume gehabt. Die Liebe entſündigt, und ſo bin ich denn entſündigt, denn ich liebe Dich, mein Eduard!

Sie neigte ſich zu ihm nieder und drückte einen Kuß auf ſein ſchwarzes, lockiges Haar. Du liebſt mich, ſagte er, mit einem zärtlichen Lächeln zu ihr aufſchauend.

Aber wirſt Du auch treu ſein, Friederike? Wirſt Du nicht eines Tages mich verrathen und vergeſſen, und mich in den Tod der Verzweiflung jagen?

Sie ſchüttelte lachend das Haupt. Ich bin getreu, ſagte ſie ernſt, getreu im Lieben wie im Haſſen, Eduard. Nie werde ich aufhören Dich zu lieben, es müßte denn ſein — —

Ach, unterbrach er ſie traurig, es giebt alſo doch eine Möglichkeit, daß Du aufhören könnteſt mich zu lieben?

Ja, ſagte ſie, wenn Du mich verrathen und vergeſſen könnteſt, dann würde ich aufhören Dich zu lieben, dann würde ſich meine Liebe in Haß verwandeln, und dann, ach, ich fürchte, dann würde der böſe Dämon wieder in mir erwachen und dann würde ich mich rächen! Aber nein, nein, ſchwöre mir, Eduard, daß Du mich nie verrathen willſt, ſchwöre mir, daß Du kein Weib liebſt außer mir, daß Du mich liebſt, und mich allein! Schwöre mir das, damit ich ruhig ſein kann! Denn ſiehſt Du, es martert und quält mich zuweilen ein Zweifel. In der Stille der Nacht kriecht er wie eine giftige Schlange in mein Herz und beängſtigt, plagt mich, daß ich laut aufſchreie vor Qual, daß Ströme von Thränen meinen Augen entſtürzen. Dann frage

ich mich zitternd vor Angſt und Weh: wie kommt es, daß er, der ſchöne, der vornehme Marquis von Barbaſſon mich lieben kann, mich, das häßliche, reizloſe Geſchöpf, das ihm nichts zu bieten hat, nicht einmal einen Namen, nur ein glühend Herz, eine begeiſterungsvolle Liebe.

Aber indem Du ſo fragſt, Friederike, rief der junge Mann haſtig aufſpringend, indem Du ſo fragſt, läſterſt Du Dich ſelber, läſterſt Du unſere Liebe! Das Schickſal ſelber iſt es geweſen, das uns zuſammenführte, das Schickſal hat gewollt, daß wir uns liebten. Ich kam hierher als ein armer, heimathloſer Fremdling, und jetzt, jetzt habe ich in Dir meine Heimath, meine Familie, meine Vergangenheit und meine Zukunft gefunden. Gott ſelber ließ Dich damals, an jenem Tage, an dem ich Dich zuerſt ſah, jene Worte ſprechen: „meine Mutter war eine Marquiſe von Barbaſſon!“ — Ich ſchrak zuſammen, wie ich da inmitten dieſer fremden Welt meinen Namen nennen hörte, und blickte nach Dir hin. Ich ſah in Deine von Geiſt, Klugheit und Genialität blitzenden Augen, ich horchte auf den ſanften, lieblichen Ton Deiner Stimme — mein Herz jauchzte auf vor Entzücken und begrüßte Dich als meine Verwandte. Ich folgte Dir, als Du die Tribune verließeſt, denn

ich mußte doch wiſſen, wo diejenige wohnte, welche ſich eine Tochter der Marquiſe Barbaſſon nennen durfte und welche ich jetzt ſchon liebte wie ein theures, letztes Vermächtniß meiner Familie. Ich erfuhr Deine Wohnung und am andern Morgen kam ich zu Dir, um Dir zu ſagen: Madame, ich bin der Marquis Barbaſſon, der letzte meines Stammes, denn mein Vater und mein Großvater ſind todt, und der einzige Bruder meines Großvaters iſt in Deutſchland verſchollen. Ich hörte Sie geſtern ſagen, Ihre Mutter ſei eine Marquiſe Barbaſſon geweſen, und ich komme alſo, Sie zu fragen, ob ich das Glück habe, mit Ihnen verwandt zu ſein? — Und ich hatte das Glück! Wir verſtändigten uns und erfuhren, daß unſere Großväter Brüder geweſen. Wir reichten uns die Hand als die letzten Reiſer eines einſt ſo mächtigen, blüthenreichen Stammes, wir ſchwuren uns einander treue Freundſchaft und Verwandtſchaft; das Alles ging ganz einfach, ganz natürlich zu! Unter dem Sonnenſchein der Freundſchaft reifte uns die köſtliche Blüthe der Liebe, und wir hatten nicht nöthig ſie uns zu verleugnen, denn wir ſind Beide unabhängig und frei, wir dürfen es froh hinaus jauchzen in die ganze Welt: ich liebe Dich! Ich liebe Dich! — Und jetzt willſt Du böſe, geliebte Zweiflerin uns unſern

Himmel trüben? Jetzt genügt es Dir nicht an dem Glück und Du willst uns absichtlich Schlangen unter die Rosen schieben?

Die Liebe ist hellsehend, sagte sie kopfschüttelnd. Ich fühle, daß Du nicht ganz wahr mit mir bist, daß Du mir etwas verbirgst. Du sagst mir nicht, weshalb Du hierher gekommen bist? Du sagst mir nicht, was Du hier thust und treibst? Du hast ein Geheimniß vor mir, Eduard, und doch sagst Du, daß Du mich liebst?

Der Marquis antwortete ihr nicht sogleich; sein schönes Antlitz hatte sich beschattet und mit düstern Mienen die Arme ineinander geschlagen, ging er einige Male im Zimmer auf und ab.

Friederike folgte jeder seiner Bewegungen mit flammenden Blicken, mit athemloser Aufmerksamkeit.

Jetzt blieb der Marquis vor ihr stehen und schauete sie lange und forschend an. Friederike schlug das Auge nicht nieder, sondern sah ihn mit fragendem Lächeln an.

Du hast die Wahrheit gesagt, Friederike, sagte er düster, ich habe ein Geheimniß vor Dir, ich habe Dir etwas verborgen gehalten. Aber jetzt sollst Du sehen, wie ich Dich liebe, denn ich will Dir die Wahrheit sagen, ich will Dir mein Geheimniß anvertrauen!

Komm hierher, ſagte ſie, ihn ſanft auf den Divan neben ſich niederziehend, ſetze Dich zu mir, mein Geliebter, laß uns Aug' in Auge ſchauen, und nun ſage mir Dein Geheimniß!

Schwörſt Du mir, es treu zu bewahren, Friederike?

Ich ſchwöre es Dir bei unſerer Liebe! Sprich zu mir, mein Geliebter, und möge ich verdammt ſein, und möge ich Dein Herz verlieren, wenn ich auch nur ein Wort Deines Geheimniſſes verrathe!

Nun denn, ſo höre mich! Du haſt meine Liebe angeklagt, Du haſt mir gemißtrauet, ich will Dir wenigſtens den Beweis geben, daß ich Dich grenzenlos liebe, daß ich Vertrauen zu Dir habe! Höre alſo mein Geheimniß: ich bin hierher gekommen nach Wien, um den König von Rom, um die Kaiſerin Marie Louiſe nach Frankreich zu entführen. Frankreich ſehnt ſich nach ſeinem Kaiſer, nach ſeiner Kaiſerin, und bald wird es ſich erheben wie ein Mann, und in heiligem Zorn wird es den Bourbonen, der es gewagt, ſich auf den lorbeerbekränzten Thron des Kaiſers niederzuſetzen, von dieſem Thron niederſchmettern und mit der Stimme des zürnenden Weltenſturmes wird es ſeinen Kaiſer von Elba herbeirufen. Ich und meine Freunde wir werden Sorge tragen, daß der Kaiſer ein Schiff bereit finde, um ihn

hinüber zu führen nach Frankreich, und meine ſpecielle Aufgabe iſt es, die Kaiſerin und den König von Rom dem Kaiſer zuzubringen. Ich werde dieſe Aufgabe erfüllen oder ich werde ſterben! Das habe ich mit einem heiligen Eide geſchworen, bevor ich Frankreich verließ, das habe ich auf das Crucifix geſchworen in der Verſammlung meiner Freunde! Ich werde Wort halten und ſelbſt die Liebe darf mich nicht davon zurückbringen! Jetzt, Friederike, weißt Du mein Geheimniß, und jetzt, da Du es weißt, entſcheide über unſere Zukunft. Reiche mir Deine Hand, laß uns gemeinſam wirken zu dem großen Ziel, und wenn wir es erreicht, wenn der Kaiſer wieder in die Tuilerien eingezogen iſt, wenn die Kaiſerin und der König von Rom wieder durch mich an ſeine Seite geſtellt worden, dann werde mein Weib, meine Gemahlin vor Gott und den Menſchen, dann laß uns heimkehren in die Stille und den Frieden unſers Ahnenſchloſſes, und laß uns dort unſerer Liebe und unſerm Glück leben! Oder, wenn Du dies nicht willſt, dann wende Dich von mir, gehe hin, verrathe mich Deinen mächtigen Freunden, ſie werden Dir den Verrath mit Schätzen und Ehren belohnen, und Dich braucht es alsdann nicht zu beunruhigen, daß meine ſterbenden Lippen Dir als meiner Mörderin fluchen. Du wirſt

dafür die Segnungen der Bourbonen, die Lobsprüche von halb Europa haben, und vielleicht wird Dich dereinst die Geschichte die Retterin der Welt nennen. Entscheide Dich also! Denn jetzt, da Du mein Geheimniß weißt, jetzt hast Du auch unsere Liebe herausgehoben aus den Bahnen des stillen, sorglosen Glückes! Da Du mein Geheimniß weißt, mußt Du entweder meine Mitschuldige sein oder meine Verrätherin! Es giebt keinen Mittelweg mehr!

Und ich will auch keinen Mittelweg gehen, rief Friederike mit flammenden Blicken, ich will Deine Mitschuldige sein. Ich lege meine Hand auf Dein Herz, und so schwöre ich Dir: ich will Theil haben an Deinem Werk! Ich will Deine Gefahren mit Dir theilen, Deine Zwecke verfolgen, für sie thätig sein, für sie wirken, so viel in meinen Kräften steht. Ich will für Dich intriguiren, für Dich spioniren, und Alles, was ich erfahre und erlausche, das will ich Dir wiedersagen, und wenn eine Gefahr droht, da will ich sie hinwegräumen, und wo es einen Vortheil zu erkämpfen giebt, da will ich ihn für Dich erkämpfen, oder im Kampf sterben! Von dieser Stunde an nehme ich Theil an Deiner Verschwörung, und erst, wenn es unserm gemeinsamen Wollen gelungen ist, die Gemahlin und den

Sohn des Kaiſers Napoleons wieder nach Frankreich zurück zu führen, erſt dann will ich Deine Gemahlin werden, erſt dann ſoll der Marquis von Barbaſſon mich als ſein Weib in das Schloß unſerer Ahnen heimführen. Das ſchwöre ich bei Gott und unſerer Liebe!

Ich nehme Deinen Schwur an im Namen unſerer Liebe, und Gott wird ſeinen Segen dazu geben, rief der Marquis, indem er das junge Mädchen in ſeine Arme zog und einen glühenden Kuß auf ihre Lippen preßte.

Und jetzt ſage, was ich thun muß, ſagte ſie lebhaft. Weihe mich in Deine Pläne ein. Gieb mir einen recht ſchwierigen, gefährlichen Auftrag, damit ich ihn erfüllen und Dir beweiſen kann, was ich zu thun im Stande bin.

Für den Augenblick giebt es noch nichts Entſcheidendes zu thun! Alles kommt darauf an abzuwarten, hinzuhalten und zu verhindern, daß man den Kaiſer nicht etwa durch einen coup de main, und ehe wir es hindern können, von Elba fortführt.

Ich werde Eure Spionin ſein, rief Friederike lächelnd, ich werde Alles erfahren, und Dir Alles wiederſagen.

Du wirſt Alles erfahren, wiederholte der Marquis ſinnend. Durch wen?

Durch einen hohen und mächtigen Freund und Gönner, durch einen Mann, der mich ſeines Vertrauens, ſeiner Freundſchaft würdigt, und der mächtig und einflußreich iſt.

Das heißt durch einen Nebenbuhler, rief er düſter, durch einen Mann, mit dem ich Deine Liebe und Dein Herz theilen ſoll.

Ah, ich rathe Dir auf ihn eiferſüchtig zu ſein, ſagte ſie lächelnd. Mein Freund iſt ein Greis von mehr als ſechszig Jahren, ein Greis, der mich liebt, wie ein Großvater ſein Enkelkind liebt, mit dem er ſchäkert und ſpielt, um ſich von den ernſten Geſchäften zu erholen.

Ich glaube Dir, Friederike, ſagte er, ſeine Hand auf ihre Schulter legend, und ihr tief in die Augen ſchauend. Ja, ich glaube Dir, denn mein Leben würde ſeinen Halt und ſein Licht verlieren, wenn ich Dir mißtrauen müßte. Sprich alſo mit Deinem Freund, ſuche zu erfahren, was der Congreß über den Wiener Napoleon, über den Prometheus, den ſie auf Elba angeſchmiedet haben, beſchloſſen hat. Suche einzuwirken auf die Geſinnungen Deines Freundes. Mache ihn unſern Plänen geneigt, ſage ihm, daß Frankreich die Bourbonen verabſcheut, und den Kaiſer zurückerſehnt.

Ich werde ihm das Alles ſagen, ich werde alle meine Beredtſamkeit, meine Geſchicklichkeit aufbieten. Indem ich das thue, arbeite ich ja an meinem Brautkleid und pflücke mir die Myrthen zu meinem Hochzeitskranz. Aber iſt das Alles, kann ich weiter nichts für Dich thun, Eduard? Bedürfen wir zu unſerer Unternehmung nicht vor allen Dingen des Geldes?

Nein, Friederike, ſagte er lächelnd. Wenn Du Geld haſt, ſo ſammle es für Dich, meine Braut, für unſer Stammſchloß im Ardennenwald. Ich bin arm, Friederike, meine Vorfahren haben ihr Vermögen hingegeben im Dienſt der Könige. Ich habe die letzten Trümmer deſſelben hingegeben im Dienſt des gefangenen Kaiſers.

Ich werde Reichthümer ſammeln für uns Beide, rief Friederike freudig. Das Schloß unſerer Ahnen ſoll aus dem Schutt hervorgehen, wie der Phönix aus der Aſche, und alle Quellen des Wohlſtandes, des Lebensgenuſſes ſollen ſich uns öffnen! Vertraue nur mir, mein Geliebter. Du giebſt mir Deinen Namen, ich gebe Dir die Mittel, unſerm Namen Glanz zu verleihen.

Dazu bedarf es keines Geldes, dazu bedarf es nur Deiner Perſon, ſagte er innig. Aber jetzt fällt mir noch etwas ein, um das ich Dich bitten könnte im

Namen unſeres Bundes. Ich bedarf einer Unterredung mit Eugène Beauharnais, ich muß ſuchen ihn für uns, für ſeinen Vater zu gewinnen. Aber es giebt kein Mittel ihn zu ſehen, ohne ihn zu verdächtigen, denn überall umgeben ihn Aufpaſſer und Spione, und er wäre verloren, wenn es gelänge, ihn bei dem Kaiſer Alexander zu verdächtigen.

Sende mich zu ihm, rief Friederike, mache mich zur Vermittlerin zwiſchen ihm und Euch. Ich werde ihn nicht verdächtigen, mich wird man nicht für eine Verſchworne halten.

Es iſt wichtig, daß ich ihn ſelbſt ſpreche, ſagte der Marquis lächelnd, und ſo weiſe und frei von Eiferſucht bin ich nicht, daß ich dem ſchönen Beauharnais ein Tête à tête mit meiner Geliebten erlauben möchte. Ich ſelber muß ihn ſprechen, und Du kannſt mir die Gelegenheit dazu verſchaffen. Der Baron von Arnſtein giebt in acht Tagen einen Maskenball, zu dem bereits die Einladungen ergangen ſind. Alle die hier anweſenden Monarchen haben ihr Erſcheinen auf dieſem Maskenball zugeſagt, auch Eugène Beauharnais wird dort ſein. Ich bitte Dich alſo, ſuche mir eine Einladungskarte zu dieſem Feſt zu verſchaffen.

Sie ſprang auf, und eilte zu ihrem Schreibtiſch

hin, aus dem ſie ein Papier hervorzog. Da, rief ſie triumphirend, das Blatt hoch empor haltend, da ſieh, wie mächtig ich bin! Du ſprichſt den Wunſch kaum aus, und ich erfülle ihn ſchon. Hier iſt die Einladungskarte! Ich ſelber wollte zu dieſem Feſt gehen, ich wünſchte auch einmal mir die Freuden und Herrlichkeiten des Congreſſes anzuſchauen, und mein Freund verſchaffte mir alſo dies Billet. Denn unter der verhüllenden Maske darf ich ihn begleiten, und Niemand von den hohen Ariſtokraten ahnt das Verbrechen, daß des Uhrmachers bürgerliches Töchterlein ſich ſubroſa in ihre heiligen geweiheten Kreiſe eingeſchlichen hat. Aber um Deinetwillen entſage ich dem Feſte. Da, nimm die Karte, Du ſiehſt, der Name iſt noch nicht ausgefüllt, ſchreibe den ſtolzen ſchönen Namen: „Marquis von Barbaſſon“ hinein, und die Pforten des Banquier-Palaſtes werden ſich vor Die aufthun, und der Banquierfürſt wird Dich mit Freuden bei ſeinem Feſt willkommen heißen.

Aber Du entbehrſt alsdann ein ſchönes Feſt, Friederike?

Komm andern Tages zu mir, und ich habe mein Feſt, ſagte ſie, ſich lächelnd an ihn ſchmiegend. Jetzt aber geh, mein Geliebter, geh! Es iſt bald die Stunde,

in welcher mein Freund mich zu beſuchen pflegt, und ich will nicht, daß er Dich ſieht, bevor ich ihm geſagt, was Du mir biſt, und wie ich Dich liebe.

Ich gehe alſo, ſagte der Marquis traurig, ich weiche einem Glücklicheren. Möge die Zeit bald kommen, wo Mir jeder Andere weichen muß, wo ich frei und ſtolz vor aller Welt ſagen darf: Friederike iſt Mein! Mir gehört ſie an, und Niemand hat ein Recht auf ſie, als ich allein!

Dieſe Zeit wird bald kommen, Eduard, wir werden ihren Flug beſchleunigen, daß ſie mit Engelsfittigen zu uns heranſchwebt und uns glücklich macht! Lebe wohl, mein Eduard, lebe wohl, und gedenke mein!

Noch eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß, dann eilte Eduard von dannen.

II.

Die Entdeckung.

Friederike ſchaute ihm nach mit ſtrahlenden Augen, mit einem glücklichen Lächeln. Oh mein Gott, flüſterte ſie leiſe, ich liebe ihn, und ich fühl's, dieſe Liebe wird mein Verderben ſein, denn ſie hat mich herausgeworfen aus meiner Bahn, ſie will verſuchen, den Dämon in einen Engel zu verwandeln. Aber wird ihr denn das gelingen? Wird nicht eines Tages, mitten in den heiligen Tempelhallen der Liebe, der Dämon wieder wach in mir werden, und wird den Engel verjagen, um wieder Beſitz von mir zu nehmen? Ach, ach, ich zittere vor meiner eigenen Schwäche, und mir ſcheint, ich bin nicht dazu gemacht, um gut und glücklich zu ſein. — Aber nein, ich will nicht grübeln, und phantaſiren von der Zukunft. Die Gegenwart nimmt alle meine Kräfte und Gedanken in Anſpruch! Wie närriſch doch dieſe

Welt iſt! Die Liebe ſollte mich erlöſen, hoffte ich, aus allen Intriguen, Heucheleien und Verſtellungen, und jetzt iſt es juſt die Liebe, welche mich wieder mitten hinein wirft in den Strudel der Intriguen, der Heuchelei und Lüge! Denn ich bin jetzt eine Verſchworne, eine Bonapartiſtin! Ah, wie mein theurer Freund ſtaunen und ſich entſetzen würde, wenn er dies wüßte! Ha, und iſt es nicht in der That eine luſtige Geſchichte? Die Freundin des großen Staatskanzlers von Hardenberg iſt die Geliebte eines bonapartiſtiſchen Parteigängers, und hat ſich mit ihm verſchworen, die Kaiſerin und den König von Rom nach Paris zu entführen, und Napoleon von Elba zu befreien! Oh, ich muß lachen, lachen über dieſen köſtlichen Roman, den ich da ganz für mich allein aufführe. Steh' mir bei, Gott der Liebe, daß er ein ſchönes Ende hat, und daß die Liebenden am Schluß ſich heirathen! Doch ſtill, ſtill, höre ich da nicht Schritte auf der Treppe? Ja, ja, ſie kommen näher! Er iſt es! Nun, Schauſpielerin, nun ſpiele Deine Rolle! Heuchle, ſchmeichle! Ziehe ſeine Geheimniſſe aus ſeiner Seele, um ſie dem Geliebten zu verrathen, und dir ein Lächeln zu verdienen!

Sie flog nach der Thür und öffnete ſie. Willkom-

men, willkommen, rief ſie mit lautem Jubelton, willkommen, meine Sonne und mein Tag!

Willkommen, meine Sonne und mein Abend! müſſen Sie ſagen, Friederike, ſagte der Staatskanzler lächelnd, indem er in das Zimmer trat. Denn wenn Sie ſchon die Schmeichelei ſo weit treiben wollen, mich eine Sonne zu nennen, ſo müſſen Sie doch auch dieſer Schmeichelei ein wenig Schein der Wahrheit geben, und mich der untergehenden Sonne vergleichen, oder, wenn Sie wollen, auch dem Mond, denn ſchauen Sie nur mein Haupt an, es iſt vollkommen Mondſchein da.

Er neigte ſein von dicken weißen Locken umwalltes Haupt, und ließ ſie die Stelle ſehen, von welcher die Jahre und die Mühen des Lebens die Haare ſchon hinweg genommen hatten.

Mein Herr und Meiſter, ſagte Friederike ernſthaft, Sie ſind ein Prieſter der Weltweisheit, und es iſt daher ganz natürlich, daß Sie die Tonſur tragen. Das hindert Sie aber nicht, doch in Ihrem Herzen die ewige Jugend zu tragen und Ihnen, als dem geweiheten Prieſter, lege ich, die Novize der Weltthorheit, mich zu Füßen.

Der Staatskanzler lachte. Gott ſegne Deine tolle Laune, Kind, ſagte er, indem er auf dem Fauteuil Platz nahm,

und Friederike zu ſich winkte. Sie eilte zu ihm hin, und kauerte ſich zu ſeinen Füßen nieder, wie ein Hund zu den Füßen ſeines Herrn, und ſchaute, wie dieſer, mit großen, glänzenden Augen zu ihm empor.

Hardenberg ſchaute zu ihr nieder mit einem ſanften ſtillen Lächeln, das ſein ſchönes edles Angeſicht wie mit einem Abendſonnenſtrahl verklärte. Erzähle mir ein wenig von Deinen tollen Streichen, Kind, ſagte er. Laß mich ausruhen bei Deiner weiſen Thorheit von der thörichten Weisheit der ſogenannten klugen Leute. Ach Kind, Kind, ich komme zu Dir, um mich ein wenig zu erholen von all' dem Jammer dieſer Herrlichkeit und dieſer Feſte, mit denen man uns hier in Wien erdrückt, ich komme zu Dir, um endlich wieder ein wahres Menſchenangeſicht zu ſehen, nachdem ich heute ſchon ſo viele Larven geſehen habe. Nicht wahr, Friederike, Du betrügſt und heuchelſt nicht, Du trägſt keine Larve?

Wenn ich eine Larve trüge, ſo hätte ich mir ſicherlich eine ſchönere gewählt, ſagte ſie lachend. Und wozu denn auch für mich eine Larve und eine Lüge? Ich bin noch immer ein armes, vergeſſenes, unbeachtetes Geſchöpf, das Niemand kennt, und von dem Niemand weiß, außer dem Einzig Einen, den ich anbete, und vor

dem mein Antlitz und mein Herz immer unverhüllt daliegen vor seinen Alles schauenden und ergründenden Blicken.

Hardenberg neigte sich lächelnd vorwärts und betrachtete mit einem seltsamen Ausdruck die zu seinen Füßen hingekauerte Gestalt.

Du hast Dich seit einigen Wochen verändert, Friederike, sagte er, seit wir hier in Wien sind, ist ein fremder Ausdruck in Dein Antlitz gekommen. Deine Augen haben ihren wilden dämonischen Blitz verloren, Dein Lächeln ist milder und mädchenhafter geworden. Wie, sollte sich da vielleicht ein Wunder begeben? Sollte meine holde liebreizende Diavolezza sich am Ende alles Ernstes in einen schmachtenden, unschuldsvollen Engel verwandeln wollen?

Die Götter mögen mich vor solcher Verwandlung bewahren, rief sie lachend, denn wenn ich Engel wäre, müßte ich zuletzt noch in den Himmel kommen, und selig werden. Ich gestehe aber, ich habe eine fürchterliche Angst vor der Seeligkeit, und als Engel im weißen Flügelgewande am Throne Gottes zu stehen, und Hallelujah zu singen, das ist eine Seeligkeit, vor der mir graut. Nein, nein, in der Hölle geht es lustiger und interessanter zu, da finde ich die beste Gesellschaft,

und alſo bleibe ich Ihre Diavolezza, und freue mich darauf, mit Ihnen dort unten zuſammen zu ſein.

Wie, Du meinſt alſo, daß ich auch ein Sohn der Hölle ſei und einſt in meine Heimath zurückkehren werde? rief Hardenberg lachend.

Ich bin davon überzeugt, Excellenz. Sie ſind viel zu geiſtreich, um in den Himmel kommen zu können, und ſeit Sie hier in Wien als Congreßmitglied wirken, haben Sie ſchon ganz den Duft eines echten Teufelsbratens angenommen.

Ja, es iſt wahr, ein bischen von der Vorhölle durchleben wir ſchon hier in Wien, ſagte Hardenberg lachend, und wenn wir nicht ſelbſt Teufel ſind, ſo kann man hier in der Ungeduld ſeines Herzens leicht zum Teufel gehen.

Das heißt, zu Talleyrand, rief Friederike, ich bilde mir ein, daß Talleyrand wirklich der verkleidete Teufel iſt. Er hat ſich freilich als Menſch angezogen, aber ſeinen hinkenden Pferdefuß hat er doch nicht verleugnen können, und dieſe Mahnung an ſeinen Urſprung ſchleppt er durch Eure Salons dahin! Und Ihr ſeht's mit Euren leibhaftigen Augen, und ahnt doch nicht, daß er der leibhaftige Gottſeibeiuns iſt, dem Ihr Alle ſo hofirt und ſchön thut.

Du haſt Recht, Friederike, etwas vom Teufel ſteckt in ihm, ſagte Hardenberg gedankenvoll. Ein ziemliches Feuer hölliſcher Zwietracht hat der Herr Talleyrand uns hier ſchon auf dem Congreß angezündet, und ſchürt es mit geſchickten Händen, auf daß es immer höher auflodere, und mit ſeinem Rauch und ſeinem Dunſt uns Allen die Köpfe verdrehe. Unter dem Vorgeben, nichts zu wollen, ſondern nur im Namen Frankreichs das Princip der Legitimität aufrecht erhalten zu müſſen, opponirt er dagegen, daß Preußen von Sachſen Beſitz nehme, und erklärt es für einen Raub, für ein revolutionaires Unternehmen. Aus demſelben Princip will Talleyrand den König Joachim Murat des Throns von Neapel verluſtig erklärt wiſſen, obwohl England und Oeſterreich, zum Dank für Murat's an Napoleon verübten Verrath ihm feierlich den Beſitz Neapels zugeſichert haben. Eine unbeſchreibliche Verwirrung, ein ewiges Hadern und Zanken iſt die Folge davon, und Herr Talleyrand ſieht das mit Luſt, und ergötzt ſich an dieſer Zwietracht, unter welcher die eigentlichen Zwecke des Congreſſes vernichtet werden, und man zuletzt Alles ſo laſſen wird, wie es iſt. Von den Völkern, ihren Rechten und Anſprüchen, und den Verſprechungen, die man ihnen gemacht hat, iſt ſchon jetzt gar keine Rede

mehr, ſondern nur noch von den Ländergrenzen, die man erweitern möchte, von den Thronen, die man ſtärken und ſtützen ſoll, von den Titeln und Bevorzugungen, die man ſich aneignen will, und zuletzt wird der Congreß nur eine große Razzia ſein, in der Jeder ſich bemüht, ſo viel Beute als möglich zu machen, und ſich durch einen kühnen Handgriff anzueignen, was dem Andern gehört.

Und an all' dieſem Elend iſt der Talleyrand und ſein König Ludwig der Achtzehnte Schuld, rief Friederike glühend. Wahrlich, es wäre klüger gehandelt, dieſen undankbaren, zankſüchtigen alten König Ludwig, den, gleich dem Sir John Falſtaff, „Kummer und Sorgen aufgebläht haben wie einen alten Schlauch," es wäre beſſer, ihn wieder vom Thron herunter zu rollen, und den Napoleon von Elba herbeizurufen, daß er wieder Frieden mache in Europa. Schicken Sie mich hin zu Napoleon nach Elba, Excellenz, ich will ihm ſagen, daß Preußen ihn helfen wolle, wieder den Thron von Frankreich zu beſteigen, vorausgeſetzt, daß er Preußen dafür im Beſitz von Sachſen belaſſe? Was denkt mein angebeteter Herr und Meiſter von dieſem Plan? Wäre es nicht ganz geeignet dem unſeligen Congreß und allen Zwiſtigkeiten ein raſches Ende zu machen?

Ja, wahrhaftig, das wäre ein raſches Ende, ſagte Hardenberg, das hieße eine heroiſche Kur machen, und Demjenigen, der an Zahnweh leidet, die Schmerzen vertreiben, indem man ihn geniillotinirt. Aber was kümmert uns die Politik, Holde, ſprechen wir nicht mehr von dieſer Kinderkrankheit der Herren Diplomaten. Sprechen wir von Ihnen, Friederike. Ich habe mich in dieſen Tagen viel mit Ihnen beſchäftigt, mein Kind, und oft an das Verſprechen gedacht, das ich Ihnen in Berlin gegeben.

Welches Verſprechen, Excellenz? fragte Friederike mit dem Anſchein der Befremdung.

Ach, die Schlaue, will ſich den Anſchein geben, als habe ſie es vergeſſen!

Friederike legte ihr Haupt auf ſeine Kniee, und ſchaute mit ihren großen ſchwarzen Augen tiefernſt zu ihm empor. Ich habe Alles vergeſſen, außer daß ich Sie anbete, und daß ich ewig ſo zu Ihren Füßen liegen möchte!

Oder als angebetete Königin und Herrin, umgeben von Schmeichlern, inmitten eines Salons ſtehen möchte, rief Hardenberg lachend.

Ah, jetzt weiß ich, wovon Sie reden, ſagte Friederike gleichgültig, Sie reden von meinem Mann, von

dem deus ex machina, der erſcheinen, und mir Namen, Rang und Stand geben ſoll.

Ja, von Ihrem Mann rede ich, den ich Ihnen damals in Berlin feierlich verſprochen habe. Denken Sie nicht, Theuerſte, daß ich es mit Ihnen mache, wie es die Fürſten mit ihren Völkern gemacht, daß ich in der Stunde, wo ich Ihrer Hülfe bedurfte, Ihnen nur glänzende Verſprechungen gemacht habe, die ich aber nicht zu erfüllen gedenke. Nein, mein Kind, ich bin eingedenk meines Schwurs, und die Stunde der Erfüllung iſt jetzt gekommen. Aber erſt ſagen Sie mir doch, wie ſtehen Sie mit dem jungen Herrn von Sahla, dem enragirten jungen Sachſen? Haben Sie ſeinen Enthuſiasmus richtig geleitet, und die Vaterlandsbegeiſterung glücklich erſtickt unter der Liebesbegeiſterung? Iſt er noch immer der Auserkorne, dem meine Diavolezza ihre Hand reichen will?

Ich glaube, Excellenz, ich habe da den furchtbarſten Affront, der einem Weibe geſchehen kann, erdulden müſſen. Ich bin verſchmäht, und Herr von Sahla hat unſern Plan vergeſſen, oder er mißtraut mir, und meint, daß ich als gute Preußin, das heißt als gute Hardenbergerin auch nicht ſein Sachſen von Preußen erlöſen werde. Die Probezeit der vier Wochen iſt beinahe zu

Ende, und ich habe Herrn von Sahla nicht wieder gesehen.

Nun denn, le mari est mort, vive le mari! sagte Hardenberg lächelnd. Ich habe einen andern Gemahl für Sie entdeckt, einen liebenswürdigen Gentilhomme, mit hochtönendem aristocratischem Namen, seines Handwerks ein Spieler, und sehr gern bereit, für einige tausend Thaler sein Herz und seine Hand hinzugeben.

Ein verführerischer Gemahl, rief Friederike, aber er kommt zu spät, ich selber habe schon gewählt, und ich bitte meinen erhabenen Herrn und Meister mich gewähren zu lassen. Mein Herz liegt zu Ihren Füßen, und träumt seinen ersten Frühlingstraum, lassen Sie mich doch träumen, und wecken Sie mich nicht, um mir einen Trauring anzuheften. Warten Sie nur, die Jahre werden schon kommen, mich zu wecken, und wenn ich dann erwachend in den Spiegel schaue, und die erste Runzel und das erste weiße Haar entdecke, dann werde ich sagen: vive le mari! Bis dahin, oh bis dahin will ich frei sein, um zu lieben, und zu hassen, frei, um Sie zu lieben, mein Herr und Meister.

Hardenberg schüttelte leise sein Haupt, und legte seine Hand auf Friederikens Stirn. Sie sind aus der

Rolle gefallen, Kind, ſagte er freundlich, Sie ſchwören jetzt, daß Sie nur um meinetwillen den Gemahl, den ich Ihnen biete, verſchmähen, und doch geſtand Ihr Herz vorher, Sie hätten ſchon ſelbſt gewählt. Kind, halten Sie mich nicht für einen eiferſüchtigen Tyrannen, der Ihrem Glück im Wege ſtehen möchte. Was Sie mir ſind, das bleiben Sie mir, wenn auch ein Gemahl Ihnen zur Seite ſteht. Ich liebe an Ihnen Ihren Geiſt, Ihren Muthwillen, Ihre Bosheit; mein Gott, ich liebe meine Diavolezza, und ich frage nichts darnach, ob die Diavolezza Anderen gegenüber ſich vielleicht in ein liebeſchmachtendes, empfindungsvolles Weib verwandelt. Es iſt eine Maske, mit der ſie ſich und Andere beluſtigt, die mich aber niemals täuſchen wird und ſoll. Ich habe meiner Diavolezza bis auf den Grund geſchaut, und ich weiß, daß ſie kein Herz hat.

Und wenn Sie ſich nun doch geirrt hätten? fragte Friederike mit zitternder Stimme. Wenn die Diavolezza nun doch ein Herz hätte, und dies wüchſe jetzt auf einmal ſchnell empor, und öffnete, gleich der Königin der Nacht, auf einmal ſeine Wunderblüthe, und erfüllte mein ganzes Sein und Denken mit köſtlichem Entzücken? Was würde mein Herr und Meiſter dann ſagen?

Dann würde ich ſagen: mein holdes Kind, die Königin der Nacht blüht wie Ihre Liebe nur vier und zwanzig Stunden, dann iſt's mit ihrem Duft und ihrer Poeſie vorbei, und der verwelkten Blüthe gegenüber erwacht man aus ſeinen Himmelsphantaſieen mit etwas Kopfſchmerz und Erſchlaffung, und fragt ſich ganz entnüchtert: wie man jene abgefallenen welken Blätter als Wunderblüthe habe anſtaunen können? Hüten Sie ſich wohl, meine liebe Holde, es giebt auch falſche Wunderblüthen, und falſche Liebe. Bewahren Sie Ihr Herz, da Sie doch ſagen, daß Sie bei ſich ein Herz entdeckt haben. Laſſen Sie ſich nicht anſtecken von Ihrer Sympathie, — Sie haben ſich oft ſelbſt eine Abenteurerin genannt, hüten Sie ſich aber vor den Abenteurern! Es giebt deren in Wien ſehr viele, der Congreß hat alle Vögel dieſer Art aus ihren Neſtern und Schlupfwinkeln aufgetrieben, und wer nur irgend noch von ihnen die Kraft in ſeinen Flügeln ſpürte, der iſt hierher geflattert, um ſich wo möglich hier im allgemeinen Trouble unbemerkt mit einigen falſchen Federn aufzuſtutzen, und ſeinen Sperlingscharacter unter einem Pfauencoſtüm zu verbergen. Es giebt hier viele ſolche Pfauen, die doch nur ausgeputzte Sperlinge ſind! Ein ganzes Heer von Glücksrittern, Aventuriers, Spielern und Beutelſchnei-

dern jeder Art umlagern uns hier, und wahrhaftig, man kann oft kaum noch den Diplomaten und Politiker von dem Glücksritter und Beutelschneider mehr unterscheiden. Das erinnert mich daran, daß ich vor Ihrer Thür einem solchen Aventurier, und zwar einem von der gefährlichsten Sorte, begegnet bin. Sie kennen ihn doch nicht, und er kam nicht von Ihnen?

Ich weiß nicht einmal, von wem Sie sprechen, Excellenz, und ich soll sagen, ob ich ihn kenne.

Ich spreche von einem jungen Mann, der unseren geheimen Agenten bekannt ist, als ein sehr gefährliches Individuum, als ein enragirter Bonapartist, der hierher gekommen ist, um hier zu intriguiren, Verbindungen anzuknüpfen, und Alles in Bewegung zu setzen, um Napoleon von Elba nach Frankreich zurückzuführen. Er gehört nicht zu der schlimmsten Sorte der Abenteurer, denn er meint es in gewissem Betrachte ehrlich. Es ist ihm wirklich um die Sache Ernst, die er vertritt, und nicht um persönlichen Vortheil und Gewinn. Aber um die Sache, der er dient, scheut er keine Lüge, keine Heuchelei und Verstellung, und darum nenne ich ihn gefährlich, denn er ist überdies ein schöner Mann, und besitzt in hohem Grade die Anmuth der Rede und des Betragens. Auch ist er so geschickt, daß ihm die Polizei

nichts anhaben kann. Seine Papiere ſind in Ordnung, er iſt bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft legitimirt, in vielen Häuſern hier accreditirt, und beſitzt mächtige und einflußreiche Gönner.

Ah, wahrhaftig, Sie machen mich neugierig, dieſes Wunder kennen zu lernen, rief Friederike vollkommen unbefangen. Wie heißt denn Ihr intereſſanter Abenteurer?

Er heißt, je nachdem es ihm bequem iſt. Beim Grafen Aldini iſt er mir vorgeſtellt als Marquis von Laſtodère, doch weiß ich, daß er ſich anderswo als Marquis von Barbaſſon eingeführt hat.

Marquis Barbaſſon, rief Friederike, aus ihrer ruhenden Stellung emporſchnellend, und ſich groß und ſtolz aufrichtend. Marquis Barbaſſon! Ach, ich ſehe, Excellenz, Ihre Spione ſind gut, und Sie haben mich gut überwachen laſſen. Sie wiſſen alſo Alles, Sie wiſſen, daß ich den Marquis kenne, daß er oft zu mir kommt. Ja, ich leugne es nicht, ich kenne den Marquis Barbaſſon, ich leugne es nicht, ich liebe ihn. Er iſt es, der mein Herz erweckt hat. Er iſt es, dem ich meine Hand reichen, von dem ich meinen Namen empfangen will. Oh, Excellenz, zürnen Sie mir nicht, verſtoßen Sie mich nicht von Ihrem Angeſicht, ich ver-

ehre Sie als meinen Herrn und Meiſter, ich liebe Sie als Ihre Sclavin, als Ihr Geſchöpf, ich hänge Ihnen in ewiger Treue an als Ihre Schülerin und Ihre Dienerin, aber der Marquis Barbaſſon, den liebe ich als meinen Geliebten, als den Gemahl, dem ich zu ewigem Liebesbunde meine Hand reichen will.

Hat er Ihnen geſagt, daß er ſich mit Ihnen vermählen will? Hat er Ihnen ſeine Hand angeboten? Hat er Ihnen geſagt, daß er Sie liebt?

Die Luft hier iſt noch durchduftet von den Schwüren ſeiner Liebe, und mein Herz bebt noch von der ſüßen Melodie ſeiner Worte, ſeines Liebesantrags. Ja, er hat mir ſeine Hand angeboten, er hat mir geſagt, daß ich ſein Weib, daß ich die Marquiſe von Barbaſſon werden ſoll, er hat mir geſchworen, daß er mich liebt, mich allein.

Armes Kind, und Sie haben ihm geglaubt? fragte Hardenberg mitleidsvoll. Hören Sie, Friederike, ich habe dieſen Mann genau beobachten laſſen, und ich weiß mehr von ihm als die wachſame Wiener Polizei. Das kommt daher, daß dieſe jetzt ſehr Viele überwachen muß, während ich mein Augenmerk nur dieſem Einzigen zugewandt hatte, und nur um Ihretwillen, Kind. Ich werde daher auch meine Entdeckungen nicht der Wiener

Polizei mittheilen, denn ich miſche mich nicht gern in fremde Angelegenheiten, und ich bin fremd hier, wie Ihr Marquis Barbaſſon ſelber. Aber ich werde Ihnen meine Entdeckungen mittheilen, Friederike, denn Ihre Angelegenheiten ſind die meinen, und mich trifft der Pfeil, der auf Ihr Herz gerichtet iſt. Ich ſage Ihnen alſo, Kind, hüten Sie Sich vor dem Verräther, der ſich bei Ihnen unter einem falſchen Namen eingeſchlichen hat.

Unter einem falſchen Namen? rief Friederike empört. Ew. Excellenz verläſtern und klagen an, aber Sie beweiſen nicht.

Ich will beweiſen! Es kennt ihn hier Niemand als Marquis Barbaſſon. Er heißt für Jedermann Marquis von Laſtodère, als ſolchen kennt ihn die franzöſiſche Geſandtſchaft, der er als eifriger Legitimiſt und geſchickter Agent von Fouché ſelbſt empfohlen worden.

Das beweiſ't alſo nur, daß er Jenen ſeinen wahren Namen verſchwiegen hat, ſagte Friederike.

Nein, Kind, das beweiſ't, daß er Ihnen, gleich Jenen, einen falſchen Namen geſagt hat, denn er heißt weder Barbaſſon noch Laſtodère. Er heißt Graf von Montbrun.

Nun, ich finde nicht, daß dieſer Name ſchlechter klingt, als die beiden Andern, und ich werde mich eben ſo gern Gräfin Montbrun, als Marquiſe Barbaſſon nennen hören.

Ein ganz kleiner Umſtand wird das aber leider unmöglich machen.

Was für ein Umſtand?

Der Graf Montbrun, oder der Marquis Barbaſſon iſt verheirathet.

Das iſt nicht wahr, das iſt eine elende Lüge, rief Friederike mit erglühenden Wangen.

Das iſt die Wahrheit, Kind, die lautere Wahrheit. Er iſt vermählt mit einer reizenden, ſchönen Frau, gleich ihm einer enragirten Bonapartiſtin, einer nahen Anverwandtin der Herzogin von Montebello. Sie iſt gleich ihm hier unter einem falſchen Namen, und Niemand ahnt, daß die liebreizende junge Wittwe Baldorini, die hier in allen Salons gefeiert wird, ganz im Geheimen vermählt, und nichts weiter als eine ſehr geſchickte Agentin des Herrn Bonaparte iſt.

Beweiſe! ſagte Friederike hochathmend, ihre Hände krampfhaft in einander ſchlagend, die bebenden Lippen feſt auf einander gepreßt. Laſſen Sie mich ſeine Frau

ſehen, — oh, laſſen Sie mich ſie ſehen, damit ich ſie mit meinen Blicken erdolchen kann.

Nun, ich denke, eine Gelegenheit, ſie zu ſehen, werde ich Ihnen ſchon verſchaffen können. Die ſchöne Gräfin Baldorini wird überall eingeladen, wo man hier ein Feſt giebt. Um Ihnen gefällig zu ſein, habe ich mich erkundigt, ob ſie eine Einladung zum Maskenfeſt beim Baron von Arnſtein erhalten hat.

Und was haben Sie erfahren? Wird ſie dort ſein?

Ja, ſie hat eine Einladung erhalten, und ſie hat ſie angenommen. Sie ſehen alſo, wie herrlich ſich das trifft, denn auch Sie haben ja eine Einladungskarte für dieſes Feſt.

Friederike ſtieß einen dumpfen Schrei aus, und ſank wie zerbrochen auf einen Seſſel nieder.

Was iſt's? fragte Hardenberg erſtaunt. Was bewegt Sie auf einmal ſo ſehr? Fühlen Sie nicht die Kraft, Ihrer glücklichen Nebenbuhlerin gegenüber zu treten? Wollen Sie nicht zu dem Feſt gehen?

Ich kann nicht hingehen! ſagte ſie, ihre geballten Fäuſte hoch emporſtreckend, als wolle ſie dem Himmel drohen, daß er ſie verrathen habe.

Wie denn, Sie können nicht zu dem Feſt gehen?

fragte Hardenberg. Ich habe ja für Sie, für meine Landsmännin, Fräulein von Friedrich, noch eine Einladungskarte erbeten, und man hat sie mir gesandt. Haben Sie denn diese Karte nicht mehr?

Nein, ich habe sie nicht mehr! Er hat sie von mir erbeten, und ich gab sie ihm.

Hardenberg lachte. Wahrhaftig, sagte er, das ist genial. Sie müssen ihm auf diese Weise zu einem Rendezvous mit seiner Frau verhelfen. Niemand soll ohne Zweifel erfahren, daß zwischen Beiden ein Zusammenhang ist, deshalb sieht man sie nie bei einander. Auch hat der Herr Marquis trotz seiner wohlklingenden Namen nur in wenig Häusern Zutritt gefunden, denn man mißtrauet ihm allgemein. Es hat ihm also, wie es scheint, an einer Einladungskarte für den Maskenball des Baron Arnstein gefehlt, und er ist so klug gewesen, sich von Ihnen eine solche zu verschaffen. Ihr lieber kleiner Cousin, der Marquis von Barbasson, fängt an, mir zu gefallen. Es gehört in der That eine geniale Frechheit dazu, sich von seiner Geliebten die Mittel zu einem Rendezvous mit seiner Frau zu verschaffen!

Friederike zuckte zusammen, und sich von ihrem Sessel erhebend, schritt sie langsam zu Hardenberg hin. Eine seltsame Veränderung war jetzt mit ihrem ganzen

Weſen vorgegangen. Der freudige Glanz war aus ihrem Antlitz gewichen, das verklärte Lächeln umſpielte nicht mehr ihre vollen Lippen, das ſchwärmeriſche Feuer glühte nicht mehr in ihren ſchwarzen Augen, — die Verklärung der Liebe, welche dieſes Antlitz wie mit ſtrahlendem Sonnenglanz verſchönt hatte, war jetzt auf ihren Wangen erblaßt, ein unheimliches Feuer blitzte aus ihren Augen, ihre zuckenden Lippen ſchienen eine Verwünſchung zu murmeln, und mit entſetzten Mienen in das Leere ſtarrend, die rechte Hand hoch erhoben, als faſſe ſie in der leeren Luft nach Etwas, ſchien ſie gleich Macbeth den unſichtbaren Dolch zu zücken, mit dem ſie ihren Feind erlegen wollte.

Diavolezza, rief Hardenberg, Diavolezza, willſt Du mich ermorden? Sieh nicht ſo ſtarr, Kind, laß den Dämon in Dir nicht ſeine geheimſten Gedanken verrathen! Sei ruhig, ſtürmiſches Meer, ſei ruhig!

Ich bin ruhig, oh ganz ruhig, ſagte ſie mit dumpfer Stimme. Ich werde auch bald wieder lachen und fröhlich ſein. Ich hatte nur eben ein Gefühl, als ob ein Geier mit ſeinen Krallen nach meinem Herzen faßte, und es mit Gewalt aus meiner Bruſt riß. Oh, es that ſehr weh, aber die Wunde wird bald heilen, und dann werde ich wieder ganz glücklich ſein, denn ich

werde wieder Ich ſelbſt ſein, Ihre Diavolezza, Ihr luſtiger Kobold, Ihr boshafter Dämon. Aber damit ich ganz geheilt werde, ganz geneſe, dazu bedarf es nur Eins.

Was denn, mein armes liebes Kind? fragte Hardenberg. Beim Himmel, ich habe nicht geahnt, daß ich Ihnen einen ſo tiefen Schmerz verurſachen würde. Ich glaubte, Sie ſuchten da nur den vornehmen Namen und nähmen den Mann mit in den Kauf, und nun finde ich zu meinem Bedauern, daß Sie den Mann geliebt, und nur den vornehmen Namen mit in den Kauf genommen haben. Sagen Sie alſo, Theure, was kann ich thun, um Ihnen Geneſung zu verſchaffen?

Ich muß auf den Maskenball, rief ſie mit einem lauten Schrei. Ja, ich muß dahin. Ein Billet, ſchaffen Sie mir ein Billet zu dieſem Feſt.

Oh, Sie wollen ihn in flagranti überraſchen? Aber Kind, ich fürchte Ihre Leidenſchaftlichkeit. Sie werden eine Scene machen, Sie werden den Strom Ihres leidenſchaftlichen Zorns über den Verbrecher ergießen, Sie —

Ich ſchwöre Ihnen ganz ſtill zu ſein, kein Wort mit ihm zu ſprechen, ihn nicht ahnen zu laſſen, daß

ich da war. Wollen Sie mir nun eine Einlaßkarte verſchaffen?

Und was verſprechen Sie mir, wenn ich's thue?

Ich verſpreche Ihnen alsdann, den Mann zu heirathen, den Sie mir ausgewählt, ich verſpreche Ihnen, niemals etwas Anderes mehr zu ſein, und ſein zu wollen, als Ihre Diavolezza.

Es ſei, ich nehme Ihre Verſprechungen an. Sie ſollen Ihre Einladungskarte haben. Aber Sie ſchwören mir, keine Scene zu machen?

Ich ſchwöre es Ihnen.

Aber der Marquis wird im Coſtüm und maskirt dort ſein. Wie wollen Sie ihn erkennen?

Oh, ſagte ſie mit einem eigenthümlichen Lächeln, er wird mir ſein Coſtüm ſagen, er hat kein Geheimniß vor mir, denn er weiß, daß er mir vertrauen kann, und daß ich ihn liebe. Ich muß die Wahrheit wiſſen, und wenn es ſo iſt, wie Sie ſagen, wenn er vermählt iſt, und mich betrogen hat, dann, beim ewigen Gott, dann werde ich mich rächen.

III.

Ludwig van Beethoven.

Auf dem Landhaus des Fürsten von Lichnowsky war heute eine glänzende, auserlesene Gesellschaft versammelt. Alles, was sich jetzt in Wien an Rang, Stand und Namen aufhielt, alle Diplomaten des Congresses, alle die schönen und hochadlichen Diplomatinnen, der ganze hohe Adel von Wien, waren zu diesem Feste geladen, das der Fürst zur Abwechselung der sich immer wiederholenden Feste heute nicht in seinem Hôtel in Wien, sondern in seiner zwei Meilen von Wien entfernten Villa veranstaltet hatte. Man fing bereits an der immer in gleichem Styl veranstalteten Diners, Soupers, und Routs von ganzem Herzen überdrüßig zu sein, und man mußte auf pikante Variationen über das angenommene Thema der Congreßvergnügungen bedacht sein, um ihnen noch Reiz und Interesse zu verleihen. Deshalb hatte

der Fürſt heute eine erſte Variation verſucht, und die ſchöne und glänzende Congreßgeſellſchaft hinaus geladen auf ſeine Villa zu einem Feſt ganz neuer Art. Dieſes Feſt ſollte einen ganzen Tag in Anſpruch nehmen, und ſchon in der Frühe des Morgens fuhren daher die Equipagen in einer langen Reihe die chauſſirte, breite Straße dahin. Neben den Wagen ſah man die vornehmen Reiter auf herrlichen Roſſen und gefolgt von ihren Jockeys dahin ſprengen. Es war ein ſchöner, kalter Novembermorgen, die Nachtkälte hatte die Bäume und Geſträuche, die zu beiden Seiten des Weges ſtanden, mit einem leichten Reif überzogen, der jetzt in der hellen Morgenſonne wie mit tauſend Diamanten und Sternen funkelte, als habe die Natur ſelbſt ſich ſchmücken wollen, die vorüberfahrenden Gäſte Wiens zu begrüßen. Die Luft war von jener reinen, durchſichtigen Klarheit, wie ſie nur den Herbſttagen eigen iſt, und in den wundervollſten, wechſelndſten Schattirungen lagerte der Wald dort drüben, die Gegend abſchließend, ſich am Horizont hin. Dieſer heitere Sonnenſchein, dieſe reine Luft färbte die Wangen der Damen mit einem höhern, ſchönern Incarnat, und da ſie ſich deſſen gar wohl bewußt waren, ſo glänzten ihre Augen freudiger, und mit köſtlichem Lächeln auf den Purpurlippen wandten ſie ſich

aus den Equipagen zu den Cavalieren, die ſich in ihren ſchönen pelzverbrämten Reitercoſtümen gar ſtattlich ausnahmen auf den ſchönen pirouettirenden Pferden. So unter Lachen und fröhlichen Scherzen legte man den Weg nach der Villa zurück, und dort empfing das fürſtliche Paar mit anmuthiger Zuvorkommenheit die glänzende Schaar ſeiner Gäſte. Man erquickte ſich an einem auserleſenen Dejeuner, zu welchem die ſchöne Morgenfahrt den Appetit gegeben, welchen man, ermattet von den ſtets ſich gleichbleibenden Diners und Soupers, lange ſchon verloren gehabt, und nach dem Dejeuner begann die Reihe der verſchiedenartigen Beluſtigungen und ländlichen Freuden, mit denen man ſich eine Erquickung bereiten wollte nach ſo vielen ſtädtiſchen Freuden und Genüſſen. Eine Hetzjagd in den großartigen, hinter der Villa belegenen Waldungen füllte die Zeit angenehm genug aus, dann beſchäftigte man ſich mit der Fiſcherei und ergötzte ſich damit, die in italieniſcher Tracht ſich darſtellenden Fiſcher ihre Reuſen aus dem See ziehen zu ſehen, in deren Netzen eine Unzahl luſtiger Fiſche zappelte und ſprang. Alsdann kehrte man in die Villa zurück, die Damen, um in den Gaſtzimmern ihre Toiletten zu machen, die Herren, um in dem Billardſaal, in der Bibliothek oder im Muſikſaal

ſich bis zum Diner je nach ihren Neigungen zu erheitern.

Die erſte Hälfte dieſes Tages, der gleichſam wie ein Schluck ſchöner, unſchuldiger Milch die überreizten Gaumen kühlen ſollte, war alſo durchaus den ländlichen Vergnügungen gewidmet. Aber die zweite kleinere Hälfte gehörte faſt wieder dem ariſtokratiſchen Stadtleben an. Gemäß dem Programm des Tages, das der Fürſt ſeinen Gäſten gegeben, ſollte nach dem Diner eine kurze Erholung ſtattfinden, alsdann eine Soirée folgen, zu der aus Wien noch neue Gäſte eintreffen würden, und dann inmitten der Nacht ſollte die ganze Geſellſchaft unter Fackelſchein wieder nach Wien zurückfahren.

Man war in dem Programm der Tagesfreuden bis zu der Soirée gelangt, und die Geſellſchaft befand ſich jetzt in den prachtvollen, glänzend erleuchteten Sälen, die in ihrer koſtbaren und auserleſenen Einrichtung nichts von dem Charakter des Ländlichen und Einfachen mehr an ſich trugen. Die Damen wetteiferten miteinander in der Pracht der Toiletten, mit Brillanten und Juwelen waren ihr Haupt und ihre Arme geſchmückt, die Herren erſchienen in ihren goldgeſtickten Uniformen, die Bruſt mit funkelnden Orden geziert, und nur ſpärlich wagte ſich der ſchwarze Frack, das bür-

gerliche Civilkleid unter dieſes goldfunkelnde, frohe Gewühl.

Man war heiter und frohen Muthes, ſelbſt die erhabenen Diplomaten, welche in Wien ſich täglich damit beſchäftigen, Europa's Ländern und Fürſten neue Geſetze, neue Grenzen zu geben und Europa's Völker, je nach den Wünſchen der Fürſten, hierhin und dorthin zu vertheilen, denen Unterthanen, oder wie man damals zu Wien auf gut Ruſſiſch ſagte: „Seelen" fortzunehmen, um ſie jenen zu geben, hier ein Herzogthum in ein Königreich, ein Fürſtenthum in ein Herzogthum zu verwandeln, bald Königreiche zerſtückelnd, um ſie als neuen, glänzenden Diamant andern Kronen einzufügen, bald Republiken vernichtend, um ſie als Provinzen irgend einem Königreich oder Kaiſerreich einzuverleiben, dieſe ſo vielfach beſchäftigten Diplomaten ſelbſt hatten heute bei dieſem Feſt ein vollkommen heiteres Geſicht. Ihre Sorgen und Nöthe hatten ſie in Wien zurückgelaſſen und keine der Wolken, die in den vormittäglichen Conferenzen die Stirnen der Staatsmänner zu beſchatten pflegten, lagerten jetzt auf ihrer Stirn. Viele von ihnen hatten indeß dem Ernſt des Tages erſt ihren Tribut zahlen müſſen, ſie hatten nicht Theil nehmen können an den ländlichen Vergnügungen und waren

erſt zur Soirée auf der fürſtlichen Villa eingetroffen.

Dieſe ſpät Gekommenen wurden von ihren Freunden und Bekannten freudig begrüßt, gleichſam, als habe man ſich lange nicht geſehen und finde ſich nun nach langer Trennung in der Fremde wieder.

Auch der Fürſt Metternich war erſt am Abend von Wien her angelangt und ſein Erſcheinen hatte in allen Salons eine freudige Senſation gemacht. Die Herren empfingen ihn als den vielgefeierten, mächtigen Staatsmann, in deſſen Händen die Geſchicke der Völker, in deſſen Bruſt die Geheimniſſe und Wünſche der Fürſten ruhten, die Damen begrüßten ihn als den ſchönen, anmuthsvollen, geiſtreichen Cavalier, dem jedes Frauenherz entgegenklopfte, und den, wenn auch nur für einen Tag, gewonnen zu haben, auch der ſchönſten Frau ein glänzender Triumph, eine von der Schönheit, der Jugend und Grazie ihr gewährte Prämie dünkte.

Der Fürſt hatte ſo eben die Dame des Hauſes, die Fürſtin Lichnowsky, begrüßt und näherte ſich den Damen, die da wie ein großer funkelnder, duftender Blumenſtrauß in der Mitte des Salons ſich befanden.

Willkommen, Durchlaucht, von Herzen willkommen, rief eine der ſchönſten, reichgeſchmückteſten Damen, in-

dem ſie aus dem Kreiſe heraustrat, dem Fürſten ihre von Brillanten funkelnde Hand entgegenſtreckte, und ihn mit einem Lächeln begrüßte, das zwiſchen den purpurnen Lippen zwei Reihen blendend weißer Zähne ſehen ließ.

Der Fürſt drückte die dargereichte Hand an ſeine Lippen, und wie er ſich dann wieder aufrichtete, traf ein glühender Blick ſeiner Augen das ſchöne Antlitz der Dame. Er trat einige Schritte zurück, und wie von ſeinem Blick angezogen folgte ihm die Dame, ſo daß ſie jetzt Beide, allein und abgeſondert von den Andern, in der Mitte des Salons ſich befanden.

Sie nennen mich von Herzen willkommen, ſagte der Fürſt leiſe und mit einem ſeltſamen Lächeln, haben Sie denn noch ein Herz, Frau Fürſtin Bagration?

Sie lächelte. Wenn ich keins mehr hätte, ſagte ſie, wer wäre denn anders Schuld daran als der Fürſt Metternich? Denn geſtehen Sie ſelbſt, Fürſt, als wir uns damals in Dresden kennen lernten, damals, vor ſo und ſoviel Jahren — rechnen Sie mir nicht vor, wieviel Jahre es her iſt — damals hatte ich ein Herz.

Wenn man Sie anſieht, Fürſtin, ſagte Metternich lächelnd, ſo ſollte man meinen, dieſes „Damals“ ſei geſtern geweſen, denn Sie, Sie ſehen noch ganz genau ſo aus wie damals, als ich zum erſten Mal zu Ihren

Füßen knieete und Ihnen ſchwur, daß ich Sie ewig lieben würde. Die ewige Jugend thront auf Ihrer Stirn, und wenn Ihr Herz ſeitdem geſtorben iſt, ſo muß es doch vorher keine große Leidens- und Paſſionsſtationen durchwandelt haben, denn Ihre Schönheit hat nicht davon gelitten. Sie ſind noch immer das junge Weib von ſechszehn Jahren, und wenn ich Sie anſehe, ſcheint mir, ich bin auch wieder der junge, ſchüchterne Diplomat von zwanzig Jahren, der in Dresden von Ihnen ſeine erſten Lectionen über den Umgang mit Frauen empfing.

Still, ſtill, flüſterte die Fürſtin mit einem zauberhaften Lächeln, ſprechen Sie nicht weiter, ſonſt wird die Herzogin von Sagan eiferſüchtig, und mag vermeinen, ich habe ihr ihren glühenden Anbeter und Liebhaber, den Fürſten Metternich geraubt. Schauen Sie nur, Fürſt, wie ſie hinter dem Fächer nach uns herüber ſchaut; ihre Augen ſind wie zwei Dolchſpitzen, die ſich in mein Angeſicht bohren möchten. Ah, ich fürchte mich, beim Himmel, ich fürchte mich.

Und die Fürſtin ſchlug ihren großen Fächer aus einander und hielt ihn gleichſam zum Schutz vor ihr lachendes Angeſicht.

Sie ſind bezaubernd, ſagte Metternich lächelnd, ich

ſah nie eine talentvollere Schauſpielerin. Selbſt der Bigottini ſind Sie überlegen an Meiſterſchaft der Mimik.

Fürſt, wenn die Herzogin Sie hört, —

Ah bah, mag die Herzogin mich hören und meine Gemahlin dazu, ſagte der Fürſt faſt unwillig, ich fürchte mich nicht vor ihnen Allen, — ich bete Sie an, Fürſtin, Sie wiſſen es wohl, und es iſt grauſam, daß Sie Sich immer den Anſchein geben, es nicht wiſſen zu wollen.

Oh, rief die Fürſtin lachend, es geht alſo Etwas vor? Sie bedürfen alſo meiner? Ich ſoll Ihnen alſo zu irgend Etwas meine Hand bieten? Bei irgend Jemand Ihnen behülflich ſein? Was iſt's denn, Fürſt? Was giebt's, daß Sie meiner bedürfen, und womit ſoll ich Ihnen dienen? Denn wenn Sie Ihre ſchönen zarten Hände auf die Claviatur meines Herzens legen, und das ſchöne melancholiſche Lied von der erſten Liebe unſerer unſchuldigen Herzen wieder erklingen laſſen, ſo hat das Etwas zu bedeuten. Ich bin überzeugt davon, es hat Etwas zu bedeuten.

Es hat weiter nichts zu bedeuten, als daß ich Sie beſchwöre, meine treue Alliirte zu bleiben, wie wir es uns gelobt. Ich ſehe Sie ſeit einigen Tagen immer

in Begleitung des Lord Steward, und Se. Lordſchaft iſt ganz entzückt von Ihnen. Machen Sie ihm doch begreiflich, daß England Unrecht thut, für Preußen in der ſächſiſchen Angelegenheit Partei zu nehmen, denn, —

Still, die Sagan ſchreitet auf uns zu, flüſterte die Fürſtin, kommen Sie morgen zu mir, Fürſt, dann beſprechen wir das Weitere. Ah, Herzogin, rief ſie dann mit einem fröhlichen Lachen, Sie kommen gerade zu rechter Zeit. Der Fürſt fing eben an, inſupportable zu werden mit ſeiner ewigen Politik. Und ſagen Sie ſelbſt: was hat die Politik in unſern Salons zu thun? Es iſt eine langweilige, hohläugige Alte, halb Parze, und halb Lumpenſammlerin, immer bereit, den Lebensfaden der Völker abzuſchneiden, und immer ſammelnd an den Lumpen vergilbter Pergamente, um daraus neue Beſitz- und Rechtstitel für die Fürſten zuſammen zu flicken. Ich frage Sie, was ſollen wir mit dieſem Unding in den Salons beginnen?

Ueber daſſelbe lachen, Fürſtin, wie Sie es thun, ſagte die Herzogin freundlich. Aber was geht denn da vor, unterbrach ſie ſich auf einmal ſelber, indem ſie hinüberſchaute nach der andern Seite des Saals. Sehen Sie nur, wie Alles dorthin drängt, wie Aller Blicke

nach jener Gruppe ſich hinwenden. Irgend eine der höchſten Perſonen muß ſo eben unerwartet angelangt ſein. Doch kann es nicht der Kaiſer Alexander, auch nicht der König von Preußen ſein, denn man würde ihre ſchlanken Geſtalten über den andern hervorragen ſehen.

Aber Sie haben Recht, ſagte die Fürſtin, irgend eine der hervorragendſten Perſonen muß angelangt ſein. Sehen Sie nur, wie freudeſtrahlend der Fürſt Lichnowsky da herbeieilt, um den Angekommenen zu begrüßen. Und jetzt durchſchreitet die Fürſtin Lichnowsky den Salon, und geht gerade zu dem Fürſten Radziwill hin, dem ſie einige Worte ſagt. Mein Gott, ſehen Sie nur, er zuckt zuſammen wie in freudigem Schreck, und ſein gutes rundes Antlitz leuchtet wie ein verklärter Vollmond. Er nimmt die Hand der Fürſtin, und folgt ihr zu dem Kreis. Mein Gott, wer kann denn der Angekommene ſein?

Und bemerken Sie nur, flüſterte Metternich, wie ſtill es auf einmal hier im Salon wird. Jeder ſcheint den Athem anzuhalten und zu horchen.

Aber auf was denn, auf wen denn? fragte die Herzogin von Sagan eifrig. Es muß in der That eine der allerhöchſten Perſonen ſein, aber wie kommt

es denn, daß man nicht vor allen Dingen Sie heranruft, Fürſt, und daß man uns —

Laſſen Sie uns ein wenig näher gehen, meine Damen, ſagte Metternich lächelnd, wohnen wir der Repräſentation in der Nähe bei, dann werden wir ja ſehen, welcher Potentat und Fürſt hier die Huldigungen ſeines Hofes empfängt.

Er näherte ſich mit den Damen dieſem glänzenden Kreis von Herren und Damen, der da an der andern Seite des Salons ſich gebildet hatte, und der in wunderbarem, ungewohntem Schweigen ſich verhielt.

In der That, alle Unterhaltung ſchien auf einmal in dieſem von Heiterkeit, Lachen und frohen wechſelnden Menſchenſtimmen durchrauſchten Salon verſtummt zu ſein. Aller Lippen waren geſchloſſen, aber Aller Mienen ſprachen; ſprachen von Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe. Hier und da ſtanden einige mit der Schreibtafel in der Hand, haſtig einige Worte aufzeichnend, und dann mit der Schreibtafel ſich in den Kreis hinein drängend.

Auf einmal jetzt ward die tiefe Stille durch eine laute männliche Stimme unterbrochen, die haſtig einige Worte ſprach, dann folgte wieder daſſelbe feierliche Schweigen.

Eine merkwürdige Scene in der That, murmelte die Herzogin von Sagan, es ſcheint, nur der unbekannte Fürſt hat heute hier das Recht zu ſprechen, und alle Andern müſſen vor ihm verſtummen.

Sehen Sie nur, meine Damen, flüſterte Fürſt Metternich, jetzt wird ſich uns das Räthſel löſen. Der Kreis theilt und öffnet ſich, um der Fürſtin Lichnowsky und dem Fürſten Radziwill Platz zu machen. Sehen Sie nur!

In der That, der Kreis zog ſich jetzt auseinander, und in der Mitte dieſer Herren in goldgeſtickten Uniformen mit den reichen Ordensſternen, dieſer ſchönen vornehmen Frauen in den reizenden Toiletten und dem Schmuck der Brillanten und Juwelen, in der Mitte dieſer hocharistokratiſchen reichen Geſellſchaft erblickte man jetzt Denjenigen, welchem alle Aufmerkſamkeit ſich zugewandt hatte.

Es war ein Mann von unterſetzter kräftiger Geſtalt, gekleidet in einen einfachen, ſchwarzen Frack, der mit keinem Band, keinem Ordensſtern geziert, ſchmucklos und einfach war, wie die ganze Geſtalt. Und dennoch lag in der Erſcheinung dieſes Fremden etwas Imponirendes, Hoheitsvolles und Außergewöhnliches. Sein Kopf, der für ſeine Geſtalt von breiten, muskelkräftigen Formen etwas zu groß erſchien, war umwallt von einer Fülle dichter

brauner Haare, die wenig gepflegt in kunſtloſer genialer Wildheit wie eine Löwenmähne zu beiden Seiten ſeines Antlitzes niederfielen. Auch ſein Angeſicht hatte etwas von der Majeſtät und der wilden Energie des Löwen. Seine Stirn war breit, oberhalb dicht beſchattet von dem dicken braunen Haar, unterhalb begrenzt von dicken buſchigten Augenbrauen, die in großen Bogen ſich wölbten und in deren Mitte das breite kräftige Naſenbein ſich anſetzte. Seine Augen, beſchattet von ſtarken Brauen und von langen ſchwarzen Wimpern, waren klein und hervortretend, doch zuweilen leuchtete es in ihnen auf wie mit drohenden göttlichen Zornesblitzen, und dieſes Leuchten ſeiner Augen warf dann einen ſeltſamen, durchgeiſtigenden Ausdruck über ſein ganzes Antlitz, und gab ſeinen ausgeprägten harten Zügen einen weichern, mildern Charakter. Sein Mund war wohlgeformt, die Lippen leicht aufgeworfen, und ſelten umſpielt von einem Lächeln, aber wenn er lächelte, ſo war der Ausdruck dieſes Lächelns ſo traurig wehmuthsvoll und ſpöttiſch zugleich, daß man davon ſein Herz in tiefem Mitleid bewegt fühlte, und ahnte, welche große und gewaltige Schmerzen in dieſer breiten Bruſt geſtürmt und ihre Lineamente durch dieſes düſtere Antlitz gezogen haben mochten.

Dieſem Fremden, wie geſagt, waren Aller Blicke, Aller Aufmerkſamkeit zugewandt, um ſeinetwillen war die Unterhaltung in den Salons verſtummt, und ihn nur wollte man hören.

Mein Gott, wer mag das ſein? fragte die Fürſtin Bagration. Ich habe mich doch geirrt, es iſt kein Fürſt —

Nein, Fürſtin, ſagte Metternich, und ſein ſchönes Antlitz hatte einen ernſten, ehrfurchtsvollen Ausdruck angenommen, nein, Fürſtin, Sie haben Sich nicht geirrt, es iſt ein Fürſt, den Sie da vor Sich ſehen, ein großer und mächtiger Fürſt, nur daß ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt, und daß der Congreß, ſo mächtig und begehrlich er immer ſein mag, ihm von ſeinen Domainen auch nicht einen Zoll breit entwenden kann. Es iſt ein ſouverainer Fürſt der Kunſt, und er heißt Ludwig van Beethoven.

Beethoven! rief die Fürſtin freudig. Oh, laſſen Sie mich hin, ich muß ſeine Hand küſſen, muß ihm ſagen, daß ich ihn anbete, daß —

Nein, bleiben Sie, holde Schwärmerin, ſagte Metternich, ſie lächelnd zurückhaltend, Sie ſollen Niemand ſagen, daß Sie ihn anbeten, ſelbſt Beethoven nicht! Aber hören Sie nur, welch' eine mächtige gewaltige Stimme Fürſt Beethoven hat.

Still! Laſſen Sie mich hören, was er ſagt. Er ſchweigt ſchon wieder. Aber warum antwortet ihm denn Niemand? Was ſchreiben denn die Andern?

Sie ſchreiben, Fürſtin, weil Beethoven wohl ſehen, aber nicht hören kann. Der große Fürſt der Töne und der Klänge iſt ſelber taub, und nur Wenige giebt es, die er verſteht, deren Stimmen ihm noch im Ohr klingen von langer Gewohnheit her. Deshalb verſteht er auch die Fürſtin Lichnowsky, denn er kennt ſie lange ſchon.

In dieſem Moment vernahm man wieder Beethovens Stimme.

Ach, Sie ſind ein Verwandter des Prinzen Louis Ferdinand, Herr Fürſt von Radziwill, ſagte er. Es freut mich, Sie kennen zu lernen, denn Sie erinnern mich an einen der liebenswürdigſten, begabteſten und geiſtvollſten Jünglinge, die ich geſehen. Wahrhaftig, der Prinz Louis Ferdinand hätte es gar nicht nöthig gehabt, ein Fürſt zu ſein, um Etwas in der Welt vorzuſtellen, es war der Stoff in ihm zu einem Künſtler, zu einem Meiſter in der Kunſt!

Fürſt Radziwill ſchrieb ſchnell einige Worte auf die Schreibtafel, und reichte ſie Beethoven hin.

Sie meinen, Fürſt, die Kunſt des Lebens habe er

nicht verſtanden, ſagte Beethoven. Das iſt freilich auch die ſchwerſte von allen Künſten, der Stärkſte unterliegt oft unter dieſer Laſt, und läuft dem Meiſter da droben aus der Schule weg. Aber der Prinz Louis Ferdinand iſt ihr nicht entlaufen, ſondern das Schickſal hat die Hand nach ihm ausgeſtreckt. Vielleicht brauchten ſie da droben einen guten Kapellmeiſter zu ihren Engelsconcerten. Aber wenn ſie den Prinzen Louis Ferdinand dazu angeſtellt haben, ſo fürchte ich, der geniale Kapellmeiſter wird die ſchönen Engelein in Verwirrung und aus dem Tact bringen.

Sie meinen alſo, ſchrieb der Fürſt, daß die Muſik des Himmels und der Engel auch an beſtimmte Rhythmen und Takteintheilungen gebunden iſt?

Ich weiß das ganz gewiß, ſagte Beethoven raſch, denn ich habe oft in den Stunden der Begeiſterung dieſe Muſik vernommen, und was ich dann geſchrieben, iſt nur eine Wiederholung deſſen, was ich hörte.

Aber Sie, großer Meiſter, ſchrieb der Fürſt, Sie haben nichts von den Engeln gelernt, ſondern Sie haben Alles von ſich ſelber, und ſind ſelber eine Offenbarung der Kunſt.

Wer kann ſagen, daß er von ſich ſelber Alles iſt und hat? ſagte Beethoven mit einem milden Lächeln;

man empfindet, denkt, kämpft, leidet und überwindet, und das Reſultat aller Schmerzen und aller Kämpfe das iſt bei mir Muſik, wie es bei den Muſcheln die Perle iſt. Die Menſchen haben ſchon dafür geſorgt, daß ich recht viele Perlen erzeugen mußte.

Und ſie werden Ihnen dafür dankbar ſein durch kommende Jahrhunderte hindurch, ſchrieb Fürſt Radziwill.

Ich wollte, ſagte Beethoven mit einem matten Lächeln, ich wollte, daß ſie mir lieber erlaubt hätten, während meines Lebens ein bischen glücklich zu ſein.

Und wie er ſo ſprach, fuhren ſeine Augen mit einem raſchen Blitz über die Geſellſchaft fort, und hefteten ſich mit einem wunderbaren Ausdruck auf den ferner ſtehenden Kreis der Damen hin.

Die Fürſtin Lichnowsky war ſeinem Blick gefolgt, und als jetzt Beethovens Augen ſich mit einem fragenden Ausdruck ihr zuwandten, ſchüttelte ſie leiſe das Haupt.

Nun, was ſagen Sie, flüſterte Fürſt Metternich der Fürſtin Bagration zu, gefällt Ihnen Fürſt Beethoven?

Ich ſage, ſeufzte die Fürſtin mit Thränen in den Augen, ich ſage, daß ich vor ihm niederknieen und im

Namen des Schickſals ihn um Vergebung bitten möchte, daß es ihn ſo hart geprüft, mit ſo furchtbarem Unglück ihn heimgeſucht hat. Oh mein Gott, Er, welcher der Welt die erhabenſte, die ſchönſte Muſik gegeben, er hört ſie nicht! Es iſt, wie wenn ein Bildhauer eine wundervolle Statue geſchaffen, die alle Welt entzückt, nur ihn haben die Götter verdammt, daß ſein geblendetes Auge immer nur den Marmorblock, nicht die Statue ſieht. Aber Sie haben ja gehört, daß er die Muſik der Engel vernimmt, und zwar ſo deutlich vernimmt, daß er nur niederſchreibt, was er gehört hat, ſagte Metternich lächelnd. Nähern Sie ſich ihm alſo Etwas, und er wird die Muſik Ihrer Stimme vernehmen, und die Welt wird bald um eine Symphonie reicher ſein!

Schmeichler und Spötter, rief die Fürſtin, mit ihrem brillantenbeſetzten Fächer dem Fürſten einen leiſen Schlag auf die Schulter gebend, Schmeichler! Wenn ich ein Engel wäre, würde ich dann jemals das Glück gehabt haben, Sie kennen zu lernen, Sie, den Sohn der Hölle! Aber was iſt das? Die Stimme Beethovens wird auf einmal ſo laut und gellend, — hören Sie, mein Gott, hören Sie, und ſehen Sie nur, wie er ausſieht! Wie ein grimmiger

Löwe ſchüttelt er ſeine Mähne! Mein Gott, was kann ihm nur geſchehen ſein.

In der That, das Antlitz Beethovens hatte jetzt einen wilden, zornigen Ausdruck angenommen, ſeine Augen ſchienen ſich erweitert zu haben und ſchoſſen flammende Blitze, ſeine Stirn war in düſtere Falten gelegt, ſein Mund trotzig aufgeworfen, und wie er wild und unbändig den Kopf ſchüttelte, flatterte ſein Haar um ihn her, wie ringelnde Schlangen.

Nein, Fürſtin, ſagte er laut und heftig, nein, ich ſpiele heute nicht!

Oh, ich kenne Sie ſchon, mein guter Beethoven, rief die Fürſtin lächelnd, Sie werden ſich doch endlich erweichen laſſen. Sie ſind weichherziger und milder, als Sie ſich den Anſchein geben möchten. Wenn Sie in den Blicken der hier Anweſenden die flehentliche Bitte geleſen haben, zu ſpielen, uns eine Ihrer wunderherrlichen Phantaſieen hören zu laſſen, dann werden Sie dieſe allgemeine Bitte erfüllen.

Glaubt die Frau Fürſtin, daß die Phantaſieen nur ſo aus meinem Kopf herausſprudeln, wie der Wein aus der Champagnerflaſche, wenn man den Kork hat ſpringen laſſen? fragte Beethoven mit barſchem Ton. Ich habe meine Begeiſterung nicht auf

Flaſchen gezogen, und kann ſie nicht nach Belieben öffnen.

Ah, rief die Fürſtin immer noch lächelnd, und ihm ſchelmiſch mit dem Finger drohend, wie oft habe ich den Meiſter Beethoven ſagen hören: der echte Künſtler müſſe ſich zu jeder Stunde begeiſtern können, oder vielmehr immer im Innerſten ſeiner Seele begeiſtert ſein!

Ja, das muß er auch, rief Beethoven heftig, aber die Begeiſterung iſt ein heiliges Altarlicht, und er muß ſie nicht als Talglicht verbrennen wollen für ſchwache Dämmerungsſeelen, deren blöde Augen doch nicht ſehen können. Ich vermag mich zu begeiſtern in der Einſamkeit, in der Natur, die mich verſteht, und die ich liebe, aber in der großen glänzenden Geſellſchaft kriecht die Begeiſterung ſcheu zurück unter die Flügel meiner Seele, und wagt ſich nicht unter die geputzte, blöde Menge.

Aber Sie werden ſie heute doch unter Ihren Flügeln hervorziehen, ſagte die Fürſtin. Sie werden es aus Gefälligkeit für mich thun, aus Freundlichkeit für den Herrn Fürſten von Radziwill, der zwei Mal in Ihrer Wohnung war, und immer abgewieſen ward, und dem ich verſprochen habe, daß er Sie hier kennen lernen und Sie ſpielen hören ſollte.

Dann thut es mir leid, Fürſtin, daß Sie Ihr Verſprechen nicht erfüllen können, ſagte Beethoven rauh. Ich ſpiele heute nicht, und da man, wie es ſcheint, mich nur geladen hat, daß ich als Muſikmaſchine hier wirke, ſo erlauben Sie, daß die Muſikmaſchine ſich ſelber zuklappt, und von dannen geht.

Er verneigte ſich raſch, und wollte ſich entfernen, aber die Fürſtin legte ihre Hand auf ſeinen Arm, und hielt ihn zurück.

Nein, ſagte ſie lächelnd, wer ein Verbrechen begeht, muß ſeine Strafe erdulden. Sie haben ſich an uns verſündigt, denn Sie wollen uns einen ſchönen und erſehnten Genuß verſagen, Sie werden dafür geſtraft, und müſſen hier bleiben. Sie ſind unſer Gefangener, und Sie dürfen dies Schloß nicht eher verlaſſen, bevor Sie nicht dort am Flügel mit Ihrer Muſik ſich Vergebung erwirkt haben!

Das wird nicht geſchehen, rief Beethoven trotzig.

Dann werden Sie alſo immer mein Gefangener bleiben, ſagte die Fürſtin, indem ſie, kaum noch im Stande, ihren Unmuth zu verbergen, ſich abwandte.*)

*) Ignaz Ritter von Seyfried: Ludwig van Beethoven's Studien im Generalbaß ꝛc. nebſt biographiſchen Notizen. S. 23 des Anhangs.

IV.

Die Flucht.

Nun, gefällt Ihnen Fürſt Beethoven immer noch? fragte Metternich lächelnd. Möchten Sie noch vor ihm niederknieen und im Namen des Schickſals ihn um Vergebung anflehen?

Ja, ich möchte es, ſelbſt auf die Gefahr hin, von ihm fortgeſtoßen zu werden, ſagte die Fürſtin lächelnd. Er ſah aus wie der Donnergott, der mit ſeinem Blitz das niedere Gewürm der Titanen zerſchmettern will. Es iſt ein wundervoller Anblick, einen Mann in der Majeſtät ſeines Zorns zu ſehen.

Nun, in dieſer Majeſtät, glaube ich, würden Sie den Beethoven alle Tage ſehen können, ſagte Metternich lachend. Er ſoll oft gar heftig und ungebärdig ſein, der gute Beethoven, und er beſtätigt die Anſicht der Alten, daß das wahre Genie von einem göttlichen

Wahnsinn befallen sei, und daß der wahre Künstler unter den Menschen einhergehe wie ein Geächteter, dem die Andern ängstlich ausweichen, weil sie ihn für einen Thoren oder für einen Rasenden halten! Aber helfen wir der Fürstin Lichnowsky ein wenig, die Störung zu überwinden, welche das Genie in die Gesellschaft gebracht hat.

Er verneigte sich leicht vor der schönen Bagration und wandte sich der Fürstin Lichnowsky zu.

Sie hätten mich auffordern sollen, Gnädigste, Ihnen ein wenig Musik vorzumachen, sagte Metternich lächelnd, denn ich bin ganz im Stande, die Stelle des großen Beethoven zu ersetzen. Sie sehen mich ungläubig an, Fürstin? Ich rede im vollen Ernst, Gnädigste. Ich habe ein Lied aufgebracht, zur Unterhaltung für Sie und Ihre Gäste. Freilich ist es kein Lied von meiner Composition, aber ich werde es Ihnen wenigstens mit Begeisterung vortragen können, und dazu ist nicht einmal nöthig, daß man es singt, die Worte klingen schon an sich selber wie Musik.

Ich bitte Ew. Durchlaucht um Gnade, sagte die Fürstin lächelnd, erklären Sie Sich deutlicher, wenn ich nicht sterben soll vor Neugierde. Was ist's für ein Lied? Hat der hochweise Congreß es componirt? Hat

die heilige Taube der göttlichen Pfingſten ſich über dem Congreß niedergelaſſen, und ihn begeiſtert, daß er in tauſend Zungen ſpricht, dichtet und ſingt?

Nein, nein, ich verſichere Sie, rief Metternich lachend, der Congreß hat nichts gethan, und ich habe keine Taube in unſerm Sitzungsſaal bemerkt. Der Congreß ſingt nicht und dichtet nicht, aber er iſt beſungen, er hat ſich einen Dichter begeiſtert, und zwar einen Dichter von fürſtlichem Ruhm und hohem Namen!

Und wer iſt dieſer congreßbegeiſterte Dichter?

Der Fürſt von Ligne, meine Gnädige.

Ach, hören Sie nur, meine Herren und Damen, rief die Fürſtin Lichnowsky, ſich der Geſellſchaft zuwendend, hören Sie nur die große Neuigkeit, welche der Fürſt Metternich die Gnade hat, uns mitzubringen. Der Fürſt von Ligne hat den Congreß beſungen.

Ach, das iſt allerliebſt! Das iſt intereſſant! tönte es von allen Seiten, und die Diplomaten und Generäle, die Fürſtinnen und Gräfinnen, die ganze ariſtokratiſche Geſellſchaft drängte ſich dichter heran, und Alles lachte und freute ſich dieſer herrlichen Idee des Fürſten Ligne, den Congreß zum Gegenſtand eines Liedes zu machen.

Aber wird man dies wundervolle Lied auch kennen lernen, Durchlaucht? fragte die Herzogin von Sagan.

Wird man es kennen lernen, oder exiſtirt es nur gleich jenem unſichtbaren Gott Wiſchnu, der in dem Kelche der irdiſchen Wunderblüthe ruht, und deſſen Exiſtenz Jedermann kennt, aber den noch kein menſchliches Auge jemals erſchaut hat?

Nein, das Gedicht des Fürſten Ligne iſt aus dem Wunderkelch ſeiner Poeſie in die Wirklichkeit herniedergeſtiegen und exiſtirt wirklich. Ich habe es mitgebracht und ich biete das Lied den Damen und Herren an als einen Erſatz für die Muſik Beethovens.

Ach bitte, laſſen Sie uns das Lied hören, riefen die Damen und Herren von allen Seiten. Das Lied, das den Congreß beſingt!

Fürſt Metternich verneigte ſich lächelnd und zog aus ſeinem Buſen ein zierlich zuſammengefaltetes roſa Papier hervor.

Es iſt kein Lied im hohen Styl, ſagte er, ſondern es iſt ein Lied in der Art der berühmten Lieder vom Pont neuf, wie man ſie zu den Zeiten Ludwigs des Funfzehnten in Paris auf dem Pont neuf ſang, ein rechtes Volkslied, das Jeder ſich ſelbſt componirt und wozu es keines Beethoven bedarf. Hören Sie alſo! Die Ueberſchrift lautet: Le congrès d'amour! — Sie ſehen alſo, daß unſer Congreß durchaus nicht

damit gemeint und daß wir es ohne Furcht vor Beleidigung leſen dürfen. Die erſte Strophe alſo!

Après une longue guerre
L'enfant ailé de Cythère
Voulut, en donnant la paix
Tenir à Vienne un congrès.
Il convoque en diligence
Les dieux, qu'on put réunir,
Et par une contredanse
On vit le congrès s'ouvrir!

Et par une contredanse, on vit le congrès s'ouvrir! wiederholte man hier und dort in leiſem, ſingendem Ton, und alle Geſichter lächelten und alle Blicke waren ſtrahlend vor Vergnügen auf den Fürſten gerichtet, der jetzt die zweite und dritte Strophe las:

Au bureau de Terpsichore
Dès le soir jusqu'à l'aurore
On agitait des débats
Sur l'importance des pas.
Minerve dit en colère:
Cessez au moins un instant,
Si vous ne voulez pas faire
A Vienne un congrès dansant.

Venus et la Jouissance
Qui savaient bien que la danse
Ajoutait à leurs appas,
Voulaient qu'on ne cessât pas.

La Sagesse doit se taire
Dit en riant le plaisir
A Vienne l'unique affaire
Est de traiter le plaisir. *)

A Vienne l'unique affaire, est de traiter le plaisir! rief und lachte die ganze Geſellſchaft. Selbſt

*) Die andern Strophen dieſes Chanſon des Fürſten Ligne lauten alſo:

A ces mots on recommence
Les masques entrent en danse;
Mars, Hercules et Jupiter
Valsent un nouveau landler.
Soudain Minerve en furie
Dit dans son courroux: Je crois
Qu'à ce congrès la Folie
Présiderait mieux que moi.

Taisez vous, mademoiselle,
Lui dit l'enfant infidèle,
Laissez ces propos oiseux
Et livrez vous à nos jeux:
Assez longtems sur la terre
Votre soeur nous fit gémir,
Laissez nous après la guerre
Respirer pour le plaisir.

A l'instant à la barrière
Pour entrer dans la carrière
S'offrent trente chevaliers,
Le front couvert de lauriers.

die Diplomaten, die ernſten und gewichtvollen Herren des Congreſſes, der in Wien zuſammengekommen, um über das Schickſal der Völker und Länder zu entſcheiden, ſelbſt dieſe lauſchten mit heiterm Lachen der ſanglanten Verſpottung ihrer ernſten Angelegenheiten, und wiederholten mit den Andern: A Vienne l'unique affaire est, de traiter le plaisir.

Nur Einer ſtimmte nicht ein in die allgemeine Heiterkeit, nur Einer ſtand düſtern Angeſichts abſeits von den Andern und betrachtete mit zürnenden unwilligen Blicken dieſe goldglitzernde, brillantenfunkelnde, lächelnde und heitere Menge.

Dieſer Eine, das war Beethoven!

On lisait sur leur bannières
Ces mots: loyal et fidel,
Ce sont les chargés d'affaires
Du congrès au Carrousel.

Enfin de tout on se lasse:
Les bals, les jeux et la chasse
Avaient été discutés
Et résumés en traités.
Que ferons nous d'avantage,
Dit l'Amour? Donnons la paix
Et cessons ce badinage
En terminant le congrès.

Er hatte ſich ſeit jener Scene mit der Fürſtin in eine Fenſterniſche zurückgezogen, und mit in einander geſchlagenen Armen, das Herz voll finſtern Grolls, ſchaute er auf das glänzende Gewühl hin.

Wie ſie lachen und froh ſind, murmelte er in ſich hinein. Wie harmlos, glücklich und unbekümmert der Fürſt Metternich dreinſchaut, als wäre Er's nicht, der ganz Oeſterreich auf den Schultern trägt, als wär' er nur ſo ein loſer Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert, und Honig ſaugt, den er nachher als Galle auf das Geſindel ausſpritzt, welches keine Orden und keine goldgeſtickten Kleider trägt! Ha, da verzerren ſich die Geſichter ſchon wieder zu einem grinſenden Lachen! Warum lachen ſie denn! Wie? Lachen ſie etwa über mich? Diene ich den faden Geſellſchaftsſeelen zur Zielſcheibe des Spottes und Hohnes? Ah, ich will es ihnen nicht gerathen haben, ich will ihnen beweiſen, daß der Beethoven nicht über ſich lachen läßt!

Und mit zornblitzenden Augen that Beethoven einige Schritte vorwärts. Aber Niemand achtete auf ihn, Niemand blickte zu ihm hin, und ließ ſich erſchrecken von ſeiner drohenden Stellung. Alle ſchauten ſie nur zu Metternich hin, der eben die fünfte Strophe des Chanſon begonnen hatte.

Beethoven trat wieder in ſeine Fenſterniſche zurück. Thor, der ich war, zu glauben, daß dieſe vornehmen, geputzten Leute ſich mit mir beſchäftigen, und ſei's auch nur, um mich zu verſpotten, murmelte er. Niemand denkt an mich! Da ich ihnen nicht apportiren und Hundekünſte vormachen, da ich nicht der Knecht ihrer Laune und Langeweile ſein will, ſo kümmern ſie ſich nicht um mich, und ſcheinen ganz vergeſſen zu haben, daß der Beethoven noch da iſt. Aber warum bin ich denn da? Was ſtehe ich denn hier als Hampelmann für die kindiſchen Leute, und warte, bis es ihnen gefällig iſt mich tanzen und Purzelbäume ſchießen zu laſſen! Die Fürſtin ſagt, ich ſei ihr Gefangener, ich dürfe nicht eher fort, als bis ich geſpielt habe, — ah, wir wollen doch einmal ſehen, ob ſie es wagen will, mich feſtzuhalten, wenn ich fortgehen will!

Mit trotzigen Schritten, die Arme über der Bruſt in einander geſchlagen, trat Beethoven wieder aus der Fenſterniſche hervor, und mitten durch die Geſellſchaft dahin ſchreitend, warf er nach allen Seiten hin drohende, herausfordernde Blicke, als wolle er kecken Muthes Diejenigen zum Kampf fordern, die es wagen möchten, ihn aufzuhalten.

Aber ach! Niemand achtete auf ihn, Niemand ſchien

ſich noch zu erinnern, daß Beethoven gegenwärtig ſei. Ueber dem ſpöttelnden Chanſon hatte man den großen Meiſter der Symphonieen vergeſſen!

Jetzt ſtand er an der Thür, und ſeine Löwenmähne ſchüttelnd warf er einen letzten flammenden Zornesblick rückwärts in den Salon hinein.

Laissez nous après la guerre respirer pour le plaisir! wiederholte man erröthend und einander zunickend hier und dort die Endſtrophe des fünften Verſes.

Beethoven hatte die Worte nicht gehört, aber er ſah, daß Alle lachten, er ſah, daß Alle heiter waren, daß Keiner zu ihm hinblickte, Keiner ſich um ihn kümmerte.

Mit einem haſtigen Ruck öffnete er die Thür und ſtürmte hinaus. Im Vorzimmer trat ihm des Fürſten alter Kammerdiener entgegen, den Beethoven von manchem langen Aufenthalt in der Villa des Fürſten ſchon kannte, und der es gelernt hatte, ſich durch Zeichen mit ihm zu verſtändigen.

Mein Zimmer, ſchrie Beethoven außer ſich, ich bin krank, ich will zu Bette gehen!

Der Kammerdiener machte einige Zeichen mit der Hand, nahm den Leuchter und ſchritt voran. Beethoven

folgte ihm mit düſtern Blicken, nicht achtend, daß ſie heute einen andern Weg einſchlugen, als er es ſonſt gewohnt geweſen, daß ſie ſtatt die große Treppe hinauf zu gehen, die kleine, ſeitwärts belegene Treppe hinauf gingen, und den kleinen niedrigen Corridor einſchlugen, ſtatt den großen vorderen Corridor zu gehen, an welchem die beiden Zimmer lagen, welche Beethoven bei ſeinen früheren Beſuchen der fürſtlichen Villa bewohnt hatte.

Endlich öffnete der Kammerdiener eine Thür und ſie traten in ein Gemach ein, das comfortable und ſtattlich genug eingerichtet war, aber nichts von jener fürſtlichen Eleganz, jenem ſtrahlenden Luxus zeigte, der die früheren Logirzimmer des Meiſters geziert hatte.

Beethoven, aus ſeinem düſtern Sinnen erwachend, warf einen fragenden, verwunderten Blick umher. Was iſt das? rief er. Dies iſt ja nicht mein gewohntes Zimmer? Warum führen Sie mich hierher?

Ich ſagte es Ihnen ja vorher, ſchrie der Kammerdiener, die vorderen Logirzimmer ſind alle von den Damen, welche hier bleiben, beſetzt, die Frau Fürſtin läßt daher bitten, daß Sie dieſe Eine Nacht mit dieſem Zimmer hier vorlieb nehmen!

Recht ſo, recht ſo, rief Beethoven mit jenem lau-

ten, brüllenden Lachen, das ihm in Momenten der Aufregung eigen war, recht ſo, man ſchickt mich in das Bedientenzimmer, damit die vornehmen Damen es bequemer haben!

Dies iſt kein Bedientenzimmer, ſchrie der Kammerdiener, es iſt nur ein Logirzimmer zweiter Ordnung!

Schön, ſchön, und in die zweite Ordnung, unter das Gefolge, da gehöre ich hin, das iſt mein Platz! rief Beethoven. Hier in dieſem Vogelbauer kann ich als Dompfaff mir ein Lied einüben, um es morgen pflichtſchuldigſt den Herrſchaften vorzupfeifen, wenn ſie die Langeweile antritt, und ſie nicht wiſſen, wie ſie ſich zerſtreuen ſollen. Nicht einmal ein Bett iſt hier. Soll ich etwa auf dem Fußboden ſchlafen?

Hier iſt das Bett, ſchrie der Kammerdiener, eine Tapetenthür öffnend, hinter der eine hohe gewölbte Niſche ſichtbar ward. In dieſer Niſche ſtand ein Bett, deſſen dunkelroth ſeidene, mit breiten Spitzen eingefaßte Decke, deſſen Kiſſen von feinſtem Batiſt mit kunſtvoller Stickerei über ſeidenem Unterfutter wenigſtens die Sorgfalt bewies, welche man auf dies Lager verwendet hatte.

Darin ſoll ich ſchlafen? ſchrie Beethoven. In dieſe Mauerritze ſoll ich mich legen? Aber, Menſch, das iſt

ja ein offenes Grab, und wenn ich darin liege, ſo habt Ihr nichts weiter nöthig, als die Thür zuzumachen, und ich bin verloren, ich bin ein lebendig Begrabener, ein Gefangener auf Lebenszeit. Kein Menſch kann meinen Todesſchrei vernehmen, kein Menſch auf meinen Hülferuf herbeieilen. Und Ihr glaubt, daß ich ſo albern ſein werde, mich freiwillig in's Grab zu legen? Nein, nein, nein! Ich gehe nicht in die Falle, ich bin keine Mauerſchwalbe, die in irgend einer finſtern Ecke ihr Neſt bauet. Ich bleibe hier in dem Zimmer, hier auf dem Sopha!

Gut, wie's Ihnen gefällig iſt, ſchrie der Kammerdiener. Jetzt will ich hingehen, und Ihnen etwas zum Nachtmahl beſorgen. Nicht wahr, Sie eſſen doch Etwas, Herr van Beethoven?

Jetzt fragt der Menſch, ob ich etwas eſſe, rief Beethoven. Aber ſoll ich denn etwa gar verhungern? Iſt's nicht genug, daß Ihr mich in ein Bedientenzimmer ſteckt, mir ein offenes Grab als Nachtlager anbietet, wollt Ihr mich jetzt auch noch Hunger leiden laſſen?

Es iſt heute einmal wieder nichts mit ihm anzufangen, ſagte der Kammerdiener vor ſich hin. Er hat heute einmal wieder ſeinen Raptus, wie er das ſelbſt

zu nennen pflegt, und da ist es besser, man läßt ihn austoben! Ich werd' ihm sein Souper besorgen, und mich soll's nicht kümmern, wenn er den Bedienten ein paar Teller an den Kopf wirft.

Er machte Beethoven eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und verließ das Gemach. Draußen vor der Thür blieb er stehen. Halt, sagte er leise vor sich hin, wenn der Herr van Beethoven seinen Raptus hat, ist ihm nicht recht zu trauen, und man muß vorsichtig sein! Er wär' im Stande, und rennt hier fort, um sich seine gewohnten Zimmer zu erobern, und brächt' die Damen mit Gewalt da heraus. Nein, das geht nicht! Ich muß ihn hier fest halten bis der Raptus vorüber, und er wieder sanft geworden ist. Wenn er zu Nacht gegessen, wird er schon anders werden! Bis dahin und bis ich ihm sein Souper schicke, bis dahin wollen wir uns sicher stellen.

Er schloß vorsichtig und leise die Thür von Beethovens Zimmer zu, zog den Schlüssel heraus und steckte ihn in seine Tasche. So, sagte er, jetzt sind wir sicher, jetzt kann er wenigstens nur in seinem Zimmer Scandal machen.

Beethoven hatte das Zuschließen der Thür nicht bemerkt. Er war auf den Divan niedergesunken, und

das Haupt an die Polſter zurückgelehnt, ſchaute er mit ſtarren Blicken zur Decke empor.

Allein, ſagte er, immer allein, verlacht, verkannt und geflohen von den Menſchen, gemißbraucht von ihrem Egoismus, verfolgt von ihrem Neid, mißverſtanden und geſchmäht von ihrer Erbärmlichkeit, das iſt mein Loos! So gehe ich durch die Welt ohne Freund, ohne Geliebte, — ja, ohne Geliebte, wiederholte er nach einer langen Pauſe. Ich war gekommen, um ſie zu ſehen, aber ſie? Oh, auch ſie hat mich vergeſſen! Ich weiß, daß ſie in Wien iſt, ich wollte ſie heute Abend ſehen, ich wollte mit einem Blick ihr ſagen, daß ich ihr vergeben habe, daß — Nichts wollte ich ihr ſagen, rief er auf einmal ganz laut, indem er aufſprang, und mit flammenden Blicken umher ſchaute. Nein, gar nichts wollte ich ihr ſagen, — ein Glück für ſie, daß ſie nicht da war, ich würde ſie mit meinen Blicken, wie mit Blitzſtrahlen zerſchmettert haben, ſie, welche mein Herz zerfleiſcht hat, welche — Still, ſtill! Schweigt Ihr Stimmen da innen! Warum muß ich denn Euch immer hören können, da ich doch die Stimmen da draußen nicht hören kann, da ewiges, furchtbares Schweigen, ewige Grabesſtille mich Armen umgiebt! Oh, ſchweigt alſo auch Ihr, Stimmen meiner Er-

innerung, werdet ſtumm für mich wie die Welt, wie die Menſchen! Ich bin einſam und allein, laßt mich ſo bleiben, flüſtert nicht ewig von der Vergangenheit. Still, ſage ich, ſtill!

Er ſtampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden, und rannte auf und ab.

Es iſt mir zu einſam hier, ſagte er dann hochaufathmend, ich muß Menſchengeſichter ſehen, denn hier iſt es wie in einem offenen Grabe. Ich will wieder hinunter gehen, will der Fürſtin meine Hand reichen, denn ich glaube, ich bin zu heftig gegen ſie geweſen, ich habe ihr weh gethan. Es war vielleicht Unrecht, daß ich nicht ihr zu Gefallen ſpielen wollte, denn ſie iſt mir allzeit eine liebe, mütterliche Freundin geweſen, ſie hat mich niemals gekränkt, niemals vernachläſſigt. Ja, ja, ich will hinunter gehen, ich will wieder gut machen. Ich will ſpielen, nicht um der andern Maulaffen willen, ſondern für meine gute Fürſtin!

Er ſtürzte nach der Thür hin, und wollte ſie öffnen, um hinab zu gehen. Aber dieſe Thür gab dem Druck ſeiner Hand nicht nach, ſie öffnete ſich nicht.

Was iſt das? ſchrie Beethoven entſetzt: Warum kann ich nicht hinaus?

Er rüttelte heftig an der Thür, aber ſie gab nicht nach, ſie war und blieb geſchloſſen!

Sie haben mich eingeſchloſſen, ſchrie Beethoven wüthend, ſie haben mich wie ein wildes Thier in einen Käfig geſteckt. Es iſt alſo Ernſt geweſen, und nicht bloß eine Drohung. Sie behandeln mich als einen Gefangenen! Weil ich nicht ſpielen wollte, haben ſie mich hier hinterliſtiger Weiſe herauf gelockt, und mich eingeſperrt wie ein unartiges Kind, das man erziehen will. Und ich Dummkopf, ich gutmüthiger Narr wollte mich ſchon wieder überreden, daß ich Unrecht gehabt, wollte ſchon wieder hingehen, und ihnen den Willen thun! Oh Menſchen, Menſchen, was für grauſame, herzloſe Geſchöpfe ſeid Ihr doch, wie zerfleiſcht Ihr mein Herz, und lacht zu meinen Qualen! Aber dies Mal ſoll's ihnen nicht gelingen. Nein, ſie ſollen nicht die Freude haben, mich hier wie ein wildes Thier einſperren zu können, und über mich, den armen Gefangenen, zu lachen! Ich will frei ſein, ihnen Allen zum Trotz!

Er ſprang zu dem Fenſter hin, und öffnete es. Unten, wenigſtens dreißig Fuß unter dem Fenſter lag der Park; deutlich konnte er im hellen Mondſchein die gelben Kieswege der Alleen erkennen, da unten war die Freiheit, die Rettung! Aber wie

ſollte er da hinunter gelangen. Die Entfernung war zu groß, um hinunter zu ſpringen, denn er lief Gefahr, ſich zu zerſchmettern, oder die Glieder zu zerbrechen! Oh, welche Wonne dann für ſeine Feinde, ihn da mit zerbrochenen Füßen am Boden zu finden, ihn wieder in's Haus zu ſchaffen, den Gefangenen wieder in ſeine Zelle einzuſperren!

Nein, ſie ſollten dieſen Triumph nicht haben! Er wollte ihnen dieſe Freude nicht bereiten!

Er ſtürzte zu dem Bett hin, und wühlte unter den Kiſſen, und zog das weiße Bettlaken hervor. Mit gewaltiger Kraftanſtrengung riß er es in drei Streifen auseinander, knotete dieſe Streifen zuſammen, band das Ende dieſer improviſirten Strickleiter an das Fenſterkreuz feſt, und hing ſie hinaus.

So, ſagte er, einen letzten, flammenden Blick auf das Zimmer ſchleudernd, jetzt fort! Ein Glück noch, daß ſie mir keinen Hund als Wächter in meinen Käfig gegeben haben! Fort, fort!

Er ſprang auf den Fenſterſims empor, faßte mit ſeinen beiden Händen die Strickleiter, und ſich nun mit einem einzigen ſtarken Ruck hinausſchwingend, glitt er raſch an dem weichen weißen Rettungsſeil hinab.

V.

Die Nachtwanderung.

Jetzt berührten ſeine Füße den Boden, jetzt war er unten im Park. Gerettet! ſagte er athemlos, einen Moment unten am Boden zuſammenſinkend und nach Athem, nach Faſſung ringend. Ich bin frei! Ich bin wieder mein eigener Herr!

Er ſprang auf und that einige Schritte die Allee hinunter, und wandte ſich wieder zurück, um nach dem Fenſter hinzublicken, aus welchem er eben entflohen war. Deutlich konnte er durch das große, offene Fenſter das hell erleuchtete Zimmer überſchauen. Er ſah Schatten ſich an den Wänden abzeichnen, er ſah wie jetzt zwei Lakayen in der ſilbergeſtickten Livrée des Fürſten an's Fenſter ſtürzten, ſeine Strickleiter entdeckten und ſie wieder emporzogen.

Ja, holt ſie nur, holt ſie nur, ſagte Beethoven in

ſich hineinlachend, der Gefangene ſitzt nicht mehr daran, der Gefangene hat ſich befreit. Aber jetzt werden ſie mich am Ende hier im Park ſuchen, rief er aufſpringend, jetzt werden ſie mich wieder einfangen wollen! Vorwärts alſo, vorwärts!

Und in raſender Eile lief er die Allee hinunter zu der kleinen Seitenpforte des Parks, die auf den großen Hof vor der Villa hinausführte. Da lag ſie vor ihm, dieſe glänzende, ſchöne Villa, wie ein Feenpalaſt leuchtend im Glanz der Lichter, die in den Sälen flammten und einen goldenen Schein über den Hofraum hinaus warfen. Man hatte, weil es keine Zuſchauer zu meiden gab, die Fenſtervorhänge nicht geſchloſſen, und da die Säle im hohen Parterre der Villa belegen waren, konnte man bequem alle dieſe Säle überſchauen, dieſe ganze glänzende, geputzte, lächelnde, plaudernde, minaudirende, mediſirende und coquettirende Geſellſchaft, wie in wechſelnden, reizenden Bildern einer Laterna magica an ſich vorübergaukeln laſſen.

Beethoven, fernab hinter dem Vorſprung der Mauer des Parkes ſtehend, ſchaute eine Zeitlang hinüber zu dem Glanz des frohen Feſtes. Dann hob er drohend mit verächtlichen Mienen die Hände gegen die erleuchteten Fenſter empor.

Lacht nur, ja, lacht nur, ſagte er ingrimmig. Ihr ſeid glücklich, hochgeehrt und unabhängig. Ihr habt alles, was das Leben angenehm, genußvoll und ſchön macht! Ich habe nichts als meine Kunſt und meine Freiheit, und doch bin ich mehr als Ihr Alle, Alle, und ich möchte meine Schmerzen und Qualen nicht austauſchen gegen Eure Freuden und Genüſſe. Denn meine Schmerzen läutern ſich zu Brillanten, die Euren werden trübe und ſchaal, wie geſchmolzenes Eis! Lacht nur, lacht! Wie bald, und Ihr werdet in Staub und Aſche zerfallen, aber der Beethoven, der ſtirbt nicht, der wird ewig leben, und vielleicht erlaubt ihm Gott da droben, was ihm hier unten verſagt iſt, vielleicht kann er im Himmel lachen und glücklich ſein! Lacht alſo hier unten, ich werde da droben lachen!

Noch einmal drohte er hinüber zu den glänzenden Fenſtern, dann wandte er ſich ab und ſchritt über den weiten Hofraum hin, zu dem Eiſengitter, das ihn von der Landſtraße abſchloß. Dem Pförtner, der neben dem Gitter ſtand, und Beethoven ſeit manchem Jahr kannte, drückte er ein Geldſtück in die Hand und hieß ihn die kleine Pforte öffnen, und wie er dann hinaustrat, ſtieß er einen lauten Freudenſchrei aus, als wolle er der Freiheit ſeinen Jubelgruß entgegenjauchzen. Dann, wie

im erſten Taumel des Entzückens, rannte er vorwärts, die Straße hinunter, gar nicht des Weges achtend, ganz unbekümmert, wohin er ihn führe. Das Haupt rückwärts geworfen, ſchaute er empor zu dem Himmel, zu dem goldenen, ſtrahlenden Mond, zu den Sternen, die hell und köſtlich zu ihm niederfunkelten, und ein ſeliges Lächeln verklärte Beethovens Angeſicht, und Stimmen der Wonne, des Jubels, der Begeiſterung erklangen in ſeiner Bruſt. Beethoven, lauſchend auf dieſe Stimmen, ſtand ſtill, und den Blick zum Himmel empor gewandt, horchte er in andächtigem Schweigen dieſer wunderbaren Muſik, die mit heiligen Orgelklängen, mit Poſaunenſchall, mit dem Geflüſter harmoniſcher Saiten, mit rauſchenden und jauchzenden Engelsſtimmen ihn umtönte. Nein, jetzt war er nicht taub, jetzt hörte er Alles, Alles! Dort der große dunkle Baum, deſſen Zweige ſich im Nachtwind bewegten, er hörte ihn rauſchen, mit wunderbaren, geheimnißvollen Melodieen, hier der kleine Bach, der zur Seite des Weges dahin floß, er hörte ſeine vom Mondlicht vergoldeten Waſſer plätſchern, und hörte das Lachen und Kichern, mit denen die Welle zur Welle plauderte. Der Mond, der groß und golden ihn begleitete auf ſeiner einſamen Nachtwanderung, der ſprach wie mit machtvoller Gottesſtimme zu ihm und

kündete ihm die Geheimniſſe des Himmels; die Sterne, die hell zu ihm niederfunkelten, ſie ſangen ihm die Melodieen der Engel! Die ganze Natur ſprach zu ihm, umrauſchte ihn mit himmliſchen Melodieen, mit erhabener, wunderbarer Muſik, und er fühlte ſich ihr hingegeben in Liebe, Andacht und Entzücken. Lächelnd vor Wonne und Glück ſetzte er ſich nieder auf einem der großen, weißen Steine zur Seite des Weges und zog ſein Notizbuch hervor. Der Mond, der groß und voll über ihm ſtand, ſchien zu lächeln über die Idee, daß er dem Meiſter als Studirlampe zu ſeiner Arbeit leuchten ſolle, aber er that es doch; die Sterne ſchienen heller aufzuflimmern, als wollten auch ſie ſich bemühen die Nacht für ihn zu erhellen und ein wenig Himmelsglanz über das Papier zu werfen, auf dem Beethoven jetzt mit großen Zügen ſeine Noten hinwarf, daß die großen, ſchwarzen Punkte auf dem weißen Grunde aufleuchteten, wie die Schatten der Sterne da oben am Himmel. Und der Nachtwind rauſchte herbei und kühlte mit ſeinem Fächeln die brennende Stirn des Meiſters, und mahnte ihn daran, daß es Zeit ſei, aufzubrechen und heimzukehren.

Beethoven, in ſich zuſammenſchauernd, ſchlug ſein Notizbuch zu, und ſtand auf. Wie aus einer Ver-

zückung erwachend, ſchaute er mit verwunderten ſtaunenden Blicken umher, als werde er jetzt erſt inne, daß er nicht daheim an ſeinem Schreibtiſch geſeſſen, daß nicht die Lampe ihm geleuchtet, ſondern der Mond, daß er nicht auf dem Clavier von Holz und Metall ſich ſeine Symphonie componirt, ſondern auf dem großen Clavier der Natur, das ihm ſeine aus Luft und Mondenſchein, aus Nachtfrieden und Waldesrauſchen, aus Sternenfunkeln und Bachesmurmeln zuſammengefügte Claviatur hatte erklingen laſſen.

Aber ich muß doch wieder hinein in das häusliche Elend, in den Menſchenjammer, und die Lebensnoth, ſeufzte Beethoven leiſe vor ſich hin. Ich muß heimkehren nach Wien, denn ſonſt ſchilt meine gute Haushälterin, die gute Frau Schnaps, und mein Bruder Carl wird böſe werden und vermeinen, ſein lebendiges Capital, das für ihn arbeiten muß, ſeine lebendige Citrone, die er nach Belieben auspreßt, ſein unglücklicher Bruder ſei davon gegangen. Nein, nein, Bruder Carl, ich komm ſchon wieder und Du kannſt weiter an mir preſſen. Ich komm' ſchon wieder, Frau Schnaps, und Sie kann mir wieder Ihre verwünſchten magern Suppen und ihre angebrannten Braten vorſetzen. Ich komm' ſchon wieder, und Ihr könnt mich Alle wieder

betrügen und verläſtern, und an meinem Herzen zerren und reißen, bis es bricht!

Aber wie? fragte er ſich ſelber. Wie komm' ich nur heim nach Wien? Ich habe den Weg verloren und die Richtung, und weiß nicht, ob ich zur Rechten, oder zur Linken gehen muß. Sagt mirs doch, Ihr Sterne! Steck' doch einmal Deine Naſe heraus, Du Mann im Monde, und deute mit Deiner Naſenſpitze mir die Richtung an, die ich gehen muß!

Er warf ſein Haupt zurück in den Nacken, und blickte empor zum Himmel, lange und forſchend, als erwarte er wirklich, da oben einen Wegweiſer ſich ausſtrahlen zu ſehen. Aber der Mond ging ruhig ſeine Bahn, die Sterne funkelten und flimmerten an derſelben Stelle — doch nein, da drüben, da löſte ſich ein Stern ab, fuhr vorüber mit Blitzesſchnelle und ſank dort jenſeits hinab in die Dunkelheit.

Alſo dorthin muß ich mich wenden, hinter mir geht der Weg nach Wien, ſagte Beethoven, ganz überzeugt, daß für ihn die Sternenſchnuppe gefallen ſei. Gut, ich werde meinem himmliſchen Wegweiſer folgen! Ich werde nach links gehen!

Er wandte ſich um, und ſchritt rüſtig die Landſtraße dahin. Aber die Zeit verging, mehr wie zwei

Stunden mochte er gewandert ſein, und immer noch nicht hatte er ſein Ziel erreicht, immer noch nicht ſah er die Häuſermaſſen Wiens am Horizont ſich abzeichnen. In unendlicher Oede drehte die Straße ſich dahin, und Beethoven fing an ſich ermüdet zu fühlen, und die Kälte der Nacht zu empfinden.

Dahin alſo haben die böſen, mißgünſtigen Menſchen mich gebracht, ſagte er grollend, dahin, daß ich jetzt einſam und verlaſſen hier auf der Landſtraße umher irren muß! Das iſt der Lohn für alle meine Werke, daß ich, wie ein Ausgeſtoßener, Flüchtiger umher irre in der Wüſte! Weil ich nicht wie ein Dudelſack bei ihrem erſten Händedruck gleich Muſik von mir gab, wollten ſie mich einſperren, mich zum Gefangenen machen, und ich mußte fliehen, um meine Ehre und Manneswürde zu erretten, und ihnen zu zeigen, daß ſie trotz ihrer Fürſtentitel und ihrer Herrlichkeit doch keine Macht haben über mich, und daß ihr Wille keine Gewalt und keine Bedeutung hat für mich. Aber nun muß ich hier herum irren in Nacht und Nebel, als wäre ich es, der Strafe dafür verdient, und nicht ſie, die Uebermüthigen, die in ihren vergoldeten Sälen einherſtolziren, und die ich verwünſche, ja, denen ich fluche mit aller Kraft meines Geiſtes, deren Hochmuth, Kälte und

Eigennutz meinem Herzen ſchon ſo viele, ach ſo unſäglich viele Schmerzen gemacht hat. Ja, immer ſind ſie mir genaht mit Lächeln und ſüßen Blicken, dieſe vornehmen Frauen, dieſe verblendeten Sirenen, immer haben ſie mich zu ſich gezogen mit ihren Verführungskünſten und ihren glänzenden Augen, die einen Himmel verhießen, und ihren roſigen Händen, die bereit ſchienen, den Vorhang des Paradieſes vor mir aufzuthun! Und ich war immer der Thor, der an ſie glaubte, der ſein Herzblut zu ihren Füßen hinſtrömte, der in ſeligen Zukunftsträumen der Welt vergaß, und nur von ſeiner Liebe ſich begeiſtern ließ. Aber dann kamen ſie, dieſe roſigen Engel, und weckten mich aus meiner Begeiſterung, und ſagten mir, daß ſie nicht Mein ſein könnten, daß eine Kluft zwiſchen uns liege! Was für eine Kluft? Die Kluft der Vorurtheile, der Standesunterſchiede! Beethoven, der Mann der Muſik, des Talents und der Kunſt, Beethoven war ihnen nicht ebenbürtig, ſie hatten nur eine Stunde der Entzückung mit ihm durchträumen, eine Symphonie der Liebe mit ihm ſpielen wollen, um dann als vernünftige, nüchterne Menſchenkinder weiter zu gehen.*)

*) Beethoven hatte mehrere ſehr glühende Liebesverhältniſſe, die ſich ihm, dem Gefeierten, mehr entgegentrugen, als daß er

Und ſie gingen weiter, und ich blieb einſam zurück, einſam, aber mit blutendem Herzen, und allein in meiner Qual. Und ſo bin ich geblieben, einſam und ausgeſtoßen, ſo ſchreite ich einſam und verlaſſen jetzt durch die Nacht dahin! Ach, mein ganzes Leben iſt Nacht, Einſamkeit und Oede! — Doch ſieh, leuchtet da nicht ein Licht? Sehe ich da nicht Häuſer? Ja, ja, Gott ſei Dank, ich bin am Ziel!

Und Beethoven ſchritt raſcher vorwärts den Lichtern entgegen, die als lockende Wegweiſer ihm entgegen leuchteten. Aber es war nicht eine Stadt, nicht das erſehnte Wien, das ihm da ſeine Lichter entgegengefunkelt hatte, ſondern es waren nur die Laternen, die von einem großen, einſam gelegenen, nur von einigen niederen Stallgebäuden und Schuppen umgebenen Hauſe brannten.

Dieſes Haus indeß war eine Poſthalterei, und Beethoven gelang es nach vielem Toben und Schelten endlich, die Schlafenden zu wecken, zu erfahren, daß ſein fallender Stern ihn doch irre geleitet, und ihn weit ab

---

ſie ſuchte. Aber immer waren ſeine Geliebten hohen und vornehmen Standes, ſo daß an eine ernſthafte und dauernde Verbindung nicht gedacht werden konnte. Siehe: Anton Schindler. Biographie von Ludwig van Beethoven. S. 67.

von Wien geführt hatte, und daß es wohl eine Stunde Weges bis dahin sei.

Gebt mir also eine Extrapost, legt mir vier Pferde vor, rief er, aber tummelt Euch! Ich bin müde, ich sehne mich nach meinem Bett!

Eine halbe Stunde später fuhr die holprichte Postchaise vor, der verschlafene Hausknecht öffnete den Schlag, und hielt mürrisch die Hand hin, um sein Trinkgeld zu empfangen, der Postillon schwang sich auf den Bock, und hob die Peitsche, um die Pferde in Trab zu setzen.

Beethoven lehnte sich behaglich in die Wagenecke zurück, und lächelte vergnügt, als der Wagen jetzt mit ihm dahin fuhr. Ach, sagte er leise, so möchte ich durch die Welt dahin fahren, ein glückliches, freies, ungebundenes Menschenkind, von Niemand abhängend, als von dem schmucken Postillon da vor mir auf seinem Thiere, und lauschend auf das lustige Geschmetter seines Horns!

In diesem Augenblick und als habe der Postillon gehört und verstanden, was Beethoven doch nur zu sich selber gesagt, hob der Postillon sein im Mondschein blitzendes Posthorn empor und setzte es an seine Lippen.

Beethoven, mit froh lachendem Angesicht, neigte sich vorwärts, um das schmetternde Lied zu hören.

Aber ach, kein Ton desselben erreichte sein Ohr,

nichts unterbrach das öde Schweigen, das ihn umgab, und doch ſah er, daß der Poſtillon noch immer das Horn an die Lippen geſetzt hatte, ſah, daß er noch immer ſein ſchmetterndes Lied erſchallen ließ.

Mit einem ſchmerzlichen Aechzen ſank Beethoven in die Wagenecke zurück. Nein, murmelte er traurig, ich möchte doch nicht reiſen, denn mein Elend würde mit mir reiſen!

Nun ſchwieg er und verſank tiefer in ſich ſelbſt. Und allgemach ſenkte ſich der Schlaf auf ſeine müden Augen nieder und ließ ihn ſeiner Schmerzen vergeſſen, und ließ ihn ſeine Träume von Glück weiter träumen.

Erſt als nach dreiſtündiger Fahrt der Wagen in Wien vor ſeinem Hauſe in der Mödlingergaſſe anhielt, erwachte Beethoven, und richtete ſich ſtaunend und verwundert umherſchauend empor.

Wo bin ich denn? murmelte er leiſe vor ſich hin. Was habe ich denn geträumt von Flucht, Verfolgung und — Ach, jetzt weiß ich Alles, Alles, rief er auf einmal, raſch ſich erhebend und aus dem Wagen ſpringend. Dann reichte er haſtig dem Poſtillon ſein Trinkgeld dar und ſtürzte nach der Hausthür, um ſo lange Sturm zu läuten, bis der Portier ſich brummend und ſcheltend entſchloß, die Thür zu öffnen.

Nun ſchlüpfte er in's Haus und die zwei Stiegen hinauf zu ſeiner Wohnung. Den Schlüſſel zu ſeiner Thür führte er immer bei ſich, und unbemerkt und leiſe trat er ein.

Da im Vorzimmer, neben der Nachtlampe, ſaß ſeine alte treue Dienerin; das Haupt auf die Bruſt geſenkt, ihren Meiſter und Herrn erwartend, war ſie eingeſchlafen.

Beethoven trat leiſe auf, um ſie nicht zu ſtören, und ging in das anſtoßende Gemach, ſein Arbeitszimmer. Hier brannte die große Aſtrallampe, bei der er ſonſt zu arbeiten pflegte, und die ihn die halbe Nacht durch vergeblich an dem Schreibtiſch erwartet hatte. Bei ihrem Schein konnte er Alles im Zimmer ganz deutlich erkennen. Er ſah die beiden Büſten, welche da drüben auf dem Geſims des Schrankes ſtanden, und welches die Büſten des Fürſten und der Fürſtin Lichnowsky waren. Mit einem wilden zornigen Aufſchrei ſtürzte er zu ihnen hin, und die Büſte der Fürſtin mit beiden Händen packend, rief er: Du haſt mich heute gemißhandelt! Jetzt will ich Dich mißhandeln! Zahn um Zahn! Aug' um Auge!

Und die Büſte hoch über ſeinem Haupt erhebend, ſchleuderte er ſie dann mit gewaltiger Kraftanſtren-

gung zur Erde nieder, daß ſie in tauſend Stücke zerſchellte.*)

Auf das polternde, praſſelnde Geräuſch folgte ein Schrei, die Thür des Vorzimmers ward haſtig aufgeriſſen, und die alte Haushälterin erſchien in derſelben, bleich vor Angſt und Entſetzen.

Was iſt's, Herr? Was iſt geſchehen? ſchrie ſie außer ſich.

Nichts iſt geſchehen, ſagte Beethoven. Ich habe nur dem Scharfrichter ein bischen in's Handwerk gepfuſcht und eine Sünderin geſtraft. Jetzt, da ſie ihre Strafe erlitten, iſt ihr aber auch vergeben, und ich liebe ſie wieder. Hör', Alte, morgen in der Frühe gehſt Du zuerſt in einen Gypsladen, kaufſt mir da eine Büſte der guten Fürſtin Lichnowsky und ſtellſt ſie mir auf den Platz der andern. Und nun laß uns zu Bett gehen, gute Frau Schnaps! Gute Nacht! Aber vergiß nicht, mir die Büſte zu kaufen!

Aber ich hab' kein Geld, Herr, ſchrie die Alte.

Beethoven achtete nicht auf ſie, ſondern nahm die Lampe und begab ſich in ſein Schlafzimmer.

---

*) Aus dem Leben Beethovens. Siehe: Ignaz Ritter von Seyfried. S. 13.

VI.

Beethovens Häuslichkeit.

Die lange, nächtliche Wanderung, die vielfachen Aufregungen des vorigen Tages hatten Beethoven ermüdet, und ihn in einen tiefen Schlaf versenkt. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und der Meister schlief noch immer. Sein würdiger Diener, der zugleich sich verrühmte, ein geschickter Kleiderkünstler zu sein, saß schon lange auf seinem gewohnten Platz im Vorzimmer, und nähete mit emsiger Hand an dem neuen Frack seines Herrn. Seine Wirthschafterin, die gute alte „Frau Schnaps", hatte schon lange das Wasser zum Kaffee aufgesetzt, aber wie sehr es auch siedete und kochte, Beethoven schlief immer noch.

Ich muß ihn wecken, sagte die Haushälterin zu dem Bedienten; Meister Zipferlein, ich muß den Herrn wecken.

Und warum müſſen Sie ihn wecken, Frau Streng? fragte Zipferlein, indem er langſam und gemächlich den langen Faden aus dem Schwalbenſchwanz des neuen Fracks emporzog. Warum müſſen Sie ihn wecken? Sie ſagen ja, der Herr iſt erſt in der Nacht heim gekommen; da iſt er natürlich matt und erſchöpft, und muß ſich ausruhen. Zudem wiſſen Sie wohl, daß er heut einen ſchweren Tag hat. Muß Probe abhalten für die Conzertaufführung, und Sie wiſſen wohl, da giebt's immer viel Aergerniß, und wir Beide müſſen's ausbaden, wenn die Muſici nicht haben Ordre pariren wollen. Laſſen Sie ihn alſo immerhin ſchlafen, denn wenn er ſchläft, dann brummt und zankt er nicht.

Es geht nicht, ich muß ihn wecken, ſagte Frau Streng kopfſchüttelnd. Ich muß auf den Markt, denn es iſt heut Freitag, und Sie wiſſen ja, er muß jeden Freitag ſeinen Schill aus der Donau haben, ſonſt iſt er nicht zufrieden.

Na, ſo gehen Sie und kaufen Sie ihm ſeinen Schill, ſagte Zipferlein gelaſſen. Da Sie wiſſen, daß der Herr dieſen Fiſch gern ißt, ſo brauchen Sie ihn ja nicht erſt zu fragen, ob er will.

Nein, aber Geld brauch' ich mir erſt von ihm ge-

ben zu laſſen, damit ich den Schill auch bezahlen kann, rief Frau Streng.

Geld? Von ihm Geld? rief Zipferlein lachend. Liebe Frau, das iſt eine Schwärmerei von Ihnen. Unſer Herr hat wieder einmal gar kein Geld! Ich war geſtern im Vorzimmer, als der Herr Bruder Carl hier 'reingeraſt kam. Iſt Caſſirer bei der Nationalbank, hat aber niemals nicht Geld, und kommt immer gelaufen und preßt unſerm Herrn den letzten Gulden aus. War geſtern wieder ein Lamento, und eine Wirthſchaft, daß unſerm Herrn Hören und Sehen verging. „Wenn Du mir nicht dreihundert Gulden giebſt, ſchrie Herr Carl immer, ſo bin ich ein ruinirter Mann, ſo muß ich in's Schuldgefängniß wandern, und werde meine Stelle verlieren.“ Na, natürlich gab der Herr die dreihundert Gulden, und der Herr Bruder zog mit ſehr vergnügtem Geſicht ab. Der Herr aber brummte, als ich ihn darauf anzog: „Er hat's Geld, und ich habe nun wieder gar nichts.“

Er hat aber doch noch was, Zipferlein, ſagte Frau Streng geheimnißvoll, aber Sie müſſen fein den Mund halten, und ſich nichts merken laſſen, denn wenn die Herrn Brüder es erfahren, ſo fallen ſie wie die Raben über ihn her, und rupfen ihn kahl. Aber er hat ge-

ſtern aus England von einem Muſikalienhändler Herrn Thompſon, für den er die ſchottiſchen Lieder gemacht hat, hundert Ducaten bekommen, und die hat er noch, und davon will ich ihm nach und nach etwas abzwacken, damit wir's ſicher haben, und die Brüder es ihm nicht wieder Alles abjagen können. Sehen Sie, darum muß er mir Geld geben, darum kann ich nicht nach dem Markt gehen, und den Schill kaufen. Geld habe ich wohl noch, denn ich habe dieſe Woche vier Mal Schmerzensgeld bekommen, aber ich will's doch lieber aufheben für die Zeiten der Noth, und ich wills nicht ausgeben, da noch Geld im Hauſe iſt.

Na, Sie haben Recht, ſagte Zipferlein, dann gehen Sie nur hin und wecken Sie ihn. Nu wird der Teufel los gehen, und das Gezanke und Gequike und Gedudle und Claviergetrommle, und die ganze Hölle wird nun wieder flott. Frau Streng, ich ſage Ihnen, wenn der Herr mich nicht jammerte, und wenn ich nicht wüßte, wie verlaſſen und hülflos der Herr ſein würde, wenn ich nicht mehr bei ihm wäre, um ihm anzuziehen, ſeine Röcke zu bürſten, und ihm neue zu machen, —

Und der Herr Sie nicht ſo verſchwenderiſch bezahlte, als wenn er'n Prinz wär', unterbrach ihn Frau Streng. Denn wenn er Ihnen nicht monatlich dreißig Gul-

den gäbe, ſo würden Sie nicht bei ihm bleiben, und ſich nicht das bischen Schelten und Brummen gefallen laſſen. Es hat ihn nicht ein Jeder ſo lieb, wie ich, daß er blos aus Anhänglichkeit bei ihm bleibt, und es iſt nicht Jedermann's Sache, auch für umſonſt 'n guter und treuer Dienſtbote zu ſein!

Sie warf auf Herrn Zipferlein einen majeſtätiſch verächtlichen Blick und verließ mit ſtolzen Schritten das Vorzimmer, deſſen Thür ſie heftig hinter ſich zuwarf, worauf ſie, das Wohnzimmer durcheilend, in das Schlafgemach ihres Herrn eintrat.

Beethoven ſchlief noch immer, und es mußten ſchöne Träume ſein, die ihn im Schlaf umgaukelten, denn ein Lächeln ſtand auf ſeinen Lippen, und ſeine Stirn war ſo heiter und klar, wie es niemals bei dem wachenden Beethoven der Fall war.

Frau Streng neigte ſich über ihn und betrachtete das ſanfte lächelnde Antlitz ihres Herrn mit mütterlicher Zärtlichkeit. Er ſchläft ſo ruhig, und träumt ſo ſchön, ſagte ſie, und wenn ich ihn nun wecke, iſt's vorbei mit ſeinem Glück. Armer Herr, er hat ſo viel Schmerzen und Herzeleid, und macht ſich noch mehr als nöthig iſt. Ja, wenn nur die Brüder nicht wären, die

ſchlimmen Brüder! Na, es hilft nichts, ich muß ihn wecken!

Sie faßte ſeine beiden Hände und rüttelte und ſchüttelte ſie ſo lange, bis Beethoven die Augen aufſchlug.

Ach, ſagte er ſeufzend, warum weckt Sie mich, Frau Schnaps. Und ſofort war das Lächeln auf ſeinen Lippen erblaßt, und ſeine Stirn umwölkt.

Es iſt ſchon ſo ſpät, ſchrie Frau Streng, nach dem Fenſter hindeutend, durch welches die Sonne luſtig herein ſchien.

Sie hat Recht, ſagte Beethoven, es iſt ſchon ſpät, denn wenn die Sonne da auf mein Bett ſcheint, iſt's neun Uhr. Auf alſo, auf zum neuen Gang durch's Jammerthal des Lebens. Geh' Sie hinaus, Frau Schnaps, damit ich aufſtehen kann.

Frau Streng zog ſich in die neben dem Schlafzimmer belegene Küche zurück, und Beethoven ſtand auf, warf ſeine Morgenkleider über, und trat in ſchlurfenden Pantoffeln, und in einem hier und da ſtark durchſichtigen Schlafrock in die Küchenthür.

Mein Frühſtück, ſagte er gebieteriſch. Mich hungert fürchterlich, Alte, denn ich hab' ſeit geſtern Mittag nichts zu eſſen bekommen. Hol' Sie mir doch ein paar Kipferle zum Frühſtück.

Erſt geben Sie mir die Kaffeebohnen heraus, Herr, ſchrie die Alte, damit ich Ihnen den Kaffee kochen kann.

Ach! rief Beethoven. Der Kaffee iſt noch nicht einmal fertig? Mich hungert fürchterlich, ich ſtehe zwei Stunden ſpäter auf als ſonſt, und der Kaffee iſt noch nicht einmal fertig.

Herr, das Waſſer kocht ſchon eine Stunde, ſchrie Frau Streng, aber Sie haben's ja verboten, daß ich mir ſelber Kaffee nehme!

Warum habe ich's verboten? fragte Beethoven klüglich. Weil ich niemals eine ordentliche Taſſe Kaffee bekomme, wenn Sie den Kaffee ſelbſt nimmt, indem Sie bald zu viel, bald zu wenig nimmt, bald damit verſchwendet, da Sie weiß, daß er Ihr nichts koſtet, bald damit ſo knauſert, als ob Sie ihn bezahlen müßt'. Ach Gott, ich bin ein gar unglücklicher Menſch, muß Alles allein beſorgen, an Alles ſelber denken. Komm' Sie denn, Frau Schnaps, ich will Ihr den Kaffee geben!

Er ging an den in ſeinem Schlafzimmer befindlichen Wandſchrank, ſchloß ihn auf, und holte die blecherne Kaffeebüchſe hervor. Mit vollkommenem, tiefem Ernſt zählte er ſechszig Kaffeebohnen ab und reichte ſie der Haushälterin dar.

Nun, Frau Schnaps, koche Sie mir einen guten,

ſchönen Kaffee, aber hör' Sie, nicht mehr als Eine Taſſe von ſechszig Bohnen. Aber halt, da Sie mir Kipferle ſpendirt, iſt Eine Taſſe zu wenig. Ich muß heute zwei Taſſen haben. Alſo nochmals abgezählt!*)

Und er öffnete wieder den Wandſchrank und zählte mit ſorgfältigſter Genauigkeit abermals ſechszig Bohnen ab.

Jetzt, alte Spindel, jetzt ſchnurre Sie ab, damit ich meinen Kaffee bald habe, rief Beethoven, indem er die Küchenthür zuſchlug, und den Schlafrock abwerfend, ſich an ſeinen Waſchtiſch begab. Bald floß das Waſſer in Strömen über den Fußboden hin, denn die beiden blechernen Eimer, die mit Waſſer bis zum Rand gefüllt neben dem Waſchtiſch geſtanden, waren jetzt leer; Beethoven hatte ſeinen Kopf und ſeine Arme ſo lange darin getaucht, bis der letzte Tropfen verbraucht war.

So, ſagte er aufathmend, jetzt iſt mir wohl, der Kopf iſt wieder frei und arbeitsfriſch. Nun Kaffee, Kaffee, und ich bin ein gemachter Mann!

Der Kaffee ſtand ſchon in dem Wohnzimmer auf

---

*) Dies Geſchäft des Kaffeebohnenzählens beſorgte Beethoven immer ſelbſt, und mit einer Pünktlichkeit und Genauigkeit, die ihm ſonſt nicht eigen zu ſein pflegte. Siehe: Schindler. Biographie Beethovens.

dem Tiſch vor dem Sopha bereit, und daneben lag das erſehnte duftende Backwerk.

Beethoven nahm mit innigem Behagen ſein Frühſtück ein, und wie er dabei an die Scene des geſtrigen Abends dachte, an ſeine Flucht aus der fürſtlichen Villa, lachte er ſo laut, daß der Reſonnanzboden des offenen Flügels tönte und die Saiten in leiſem Echo erklangen.

Frau Streng hatte dieſes Lachen in der Küche gehört. Er ſcheint mir heute gut gelaunt, ſagte ſie, er lacht. Das iſt der richtige Augenblick, um Geld von ihm zu fordern.

Und mit entſchloſſenem Schritt, den großen Marktkorb am Arm, trat ſie in das Zimmer.

Na, was giebt's, Frau Schnaps, rief Beethoven ihr fröhlich entgegen. Kommt Sie vom Markt?

Die Haushälterin ſchüttelte verneinend ihr gewichtiges Haupt.

Aber es iſt doch heute Freitag, rief Beethoven unwillig, und Sie weiß doch, daß ich Freitag's vom Fiſchmarkt einen Schill haben muß?

Er ließ ſeine zornigen Blicke auf Frau Schnaps ruhen, und wie er ſie abwandte, traf ſein Auge die Stelle, wo die Büſte der Fürſtin Lichnowsky ſtehen ſollte, und nicht ſtand.

Was iſt das? ſchrie er aufſpringend. Habe ich Ihr nicht befohlen, mir eine andere Büſte der Fürſtin zu kaufen?

Ja, Herr!

Nun alſo, hat Sie ſie gekauft?

Nein, Herr!

Warum nicht? ſchrie Beethoven, wild mit dem Fuß ſtampfend. Warum hat Sie nicht die Büſte gekauft? Warum hat Sie nicht den Fiſch gekauft?

Frau Streng trat mit ſtolzen Schritten dicht zu ihm heran, und blickte ihren Herrn mit feierlichem Ernſt an.

Weil ich kein Geld habe, rief ſie mit donnernder Stimme.

Was, Sie hat kein Geld? ſchrie Beethoven wüthend. Sie will mir vorlügen, daß Sie kein Geld hat? Habe ich Ihr nicht erſt zwanzig Gulden gegeben?

Ja, Herr, vor acht Tagen. Aber das iſt aufgebraucht, kein Kreuzer iſt mehr da!

Das heißt, ſchrie Beethoven, es iſt aufgebraucht, aber nicht für mich, nicht für die elenden Mittagseſſen, die Sie mir auftiſcht, und die ein Armenhaus-Penſionair Ihr in's Geſicht ſchmeißen würde; aber es iſt aufgebraucht für Sie, für Ihre Näſchereien. O Gott, mein Gott, Jeder geht darauf aus, mich zu betrügen,

und mir das Leben ſauer zu machen. Keinen Augenblick habe ich Ruhe. Ihr wollt mich zu Tode ärgern, mich umbringen. Alle arbeitet Ihr an meinem Untergang. Keinem kann ich trauen! Wenn das ſo fortgeht, bin ich bald ein ruinirter Mann, der betteln gehen kann vor den Thüren Derer, die ſich an mir bereichert haben. Aber nein, nein, ich will das nicht länger mehr dulden! Ich will mich nicht mehr wiſſentlich betrügen laſſen, ich will Herr in meinem Hauſe ſein, und meine Wirthſchaft ſelber führen. Sie hat nichts mehr von den zwanzig Gulden, die ich Ihr vor acht Tagen gab, ſagt Sie?

Keinen Kreuzer habe ich mehr davon, Herr, Alles iſt für die Wirthſchaft hingegeben.

Das iſt Ihr letztes Wort?

Ja, Herr, es iſt mein letztes Wort.

Beethoven ſchleuderte einen flammenden Zornesblick auf ſie hin. Gut, Frau Schnaps, ſo bleibt es Ihr letztes Wort. Von nun an gehe ich ſelbſt auf den Markt, und werde ſelber meine Einkäufe machen. Ich will nicht mehr Ihr Narr ſein, ich will mich nicht länger betrügen laſſen! Ich gehe ſelbſt auf den Markt, und Zipferlein ſoll mit dem Korb mit mir gehen. Sag' Sie's ihm, daß er ſich fertig mache! Gebe Sie Ihren Korb, und Ihren Küchenſcepter an Zipferlein ab. Ihr Reich iſt zu Ende!

Geh' Sie hinaus! Ich will mich ankleiden und auf den Markt gehen!

Frau Streng verneigte ſich ſchweigend und ging mit ihrem Korb hinaus in das Vorzimmer, wo Zipferlein mit gekreuzten Beinen ſaß und emſig an dem neuen Frack ſeines Herrn arbeitete.

Legen Sie die Arbeit bei Seite, Zipferlein, ſagte Frau Streng lächelnd, und nehmen Sie meinen Korb hier. Sie ſollen mit dem Herrn auf den Markt gehen, und einkaufen.

Herr Gott, was iſt denn das wieder für ein neuer Unſinn, rief der Schneider erſtaunt. Der Herr will ſelber einkaufen? Warum denn?

Er meint, ich übertheure und betrüge ihn, ſagte Frau Streng, und ihre Stimme zitterte ein wenig, und wider ihren Willen füllten ſich ihre Augen mit Thränen, aber ſie preßte ſie muthig fort, und zwang ſich zu lächeln.

Ich nehm's ihm weiter nicht übel, ſagte ſie, er iſt gar ſo unglücklich, und außerdem habe ich mir ſagen laſſen, daß die tauben Leute alle gar ſehr mißtrauiſch ſind, und immer glauben, daß man ſie betrügt. Er wird's ſchon einſehen, und es wird ihm leid thun, ſeine arme Frau Schnaps ſo gekränkt zu haben. Er wird mir ſchon heute noch Schmerzensgelder zahlen.

Ja, unterbrach ſie Zipferlein, und die werden Sie nachher, wenn er mal wieder kein Geld hat, ihm ſchon wieder zuſtecken.

Das kümmert Sie nicht, das iſt meine Sach', rief Frau Streng. Aber Sie ſehen, daß ich Recht hatte. Der Herr iſt bei Kaſſe und da wollen wir ſuchen, ihm heute möglichſt viel Geld abzunehmen, damit wir was für ihn haben, wenn die Herren Brüder ihm mal wieder Alles abgenommen haben. Hören Sie alſo, guter Zipferlein, wie wir's machen wollen. Sie gehen mit ihm auf den Markt, und zu den Frauen, von denen ich immer kaufe. Sie ſagen ihnen, daß Sie von mir geſchickt werden, und daß unſer armer lieber Herr heut' Mal wieder 'n bischen ſeinen Raptus hat, und ſelbſt einkaufen will. Sie ſagen den guten Frauen, die lauter liebe und ehrliche Weiber ſind, ſie ſollen ihm von allen Sachen gerade noch zwei Mal ſo viel abfordern, als es koſtet, dann ſollen ſie ſo viel herunterlaſſen, daß es noch Ein Mal ſo viel koſtet als es werth iſt. Und das Geld ſollen ſie mir aufheben, ich werde nachher auf den Markt kommen, und es mir wieder fordern.

Aber wenn ſie's nun nachher nicht wieder geben wollen?

Sie werden's aber Alle wiedergeben. Sie wiſſen

ja, daß es für Herrn van Beethoven iſt. Oder meinen Sie, die Wiener kennten den großen, berühmten Beethoven nicht, und die Fiſchfrauen und die Krautweiber wären nit ſtolz darauf, daß ſie für den Beethoven ihre Sachen liefern, für den Beethoven, der die ſchönſte Muſik in der Welt macht, und der ſo berühmt iſt, daß kein Fremder nach Wien kommt, der nicht glücklich iſt, wenn er den Beethoven nur einmal ſehen kann, den Beethoven, der ſo klug iſt, daß ſelbſt ein Erzherzog noch von ihm lernen kann, und bei ihm in die Schule geht? Und den Mann, der der Stolz iſt von ganz Wien, und den Jedermann kennt, den meinen Sie, werden die Fiſchfrauen und die Krautweiber betrügen, und mir's Geld nit wiedergeben, was er ihnen hat zu viel bezahlen müſſen? Sie ſind auch wohl ſchon angeſteckt von dem Mißtrauen unſers armen Herrn? Meinen auch wohl ſchon, daß jeder Menſch ein Betrüger und ein Dieb iſt?

Na, wenn ich vielleicht angeſteckt bin von unſers Herrn Mißtrauen, ſagte Zipferlein, ſo ſind Sie jedenfalls angeſteckt von ſeinem Zorn und ſeiner Wüthigkeit. Schelten da gleich los, blos weil ein ehrlicher Chriſtenmenſch 'ne Bemerkung macht.

Eine ſchlechte und unwürdige Bemerkung, rief Frau

Streng. Aber es iſt nun gut, vergeſſen Sie nur nicht, was ich Ihnen geſagt habe. Denn jetzt geht es los. Da kommt der Herr!

Die Thür des Wohnzimmers öffnete ſich haſtig, und Beethoven, vollſtändig gekleidet und zum Ausgehen bereit, trat ein. Er ging gerade auf Frau Streng hin, und mit einem langen zornigen Blick ihre ganze Geſtalt überſchauend, fragte er: Frau Schnaps, wie viel hat Sie am vergangenen Freitag für den Schill gezahlt?

Einen Gulden, Herr!

Und wie viel wog er?

Vier Pfund!

Und wie viel hat Sie für das Pfund Butter gegeben?

Einen halben Gulden!

Gut, rief Beethoven pathetiſch. Jetzt werde Ich Ihr beweiſen, wie man einkaufen und handeln muß! Jetzt werde ich Ihr beweiſen, was man zahlen muß, wenn man ſeinen Herrn nicht betrügen und zum Bettler machen will. Komm Er, Zipferlein, nehme Er den Korb! Wir wollen zur Schande der Frau Streng auf den Markt gehen und unſere Einkäufe machen!*) —

*) Ignaz Ritter von Seyfried. Anhang. S. 16.

Und wir wollen zur Ehre der Frau Streng mit unſern Einkäufen wieder heimkommen! ſagte Frau Streng, ihren Herrn mit lächelnden Blicken anſchauend. Ich ſage Ihnen, lieber guter Herr, es wird heute noch Schmerzensgelder koſten! Aber jetzt will ich Seine Zimmer in Ordnung bringen, denn wenn Beſuch kommt, ſoll man nicht ſagen können, daß die Frau Streng dem großen berühmten Herrn van Beethoven ſeine Zimmer nicht in Ordnung hält!

VII.

Der Generaliſſimus und das Adjutanterl.

Eine Stunde war vergangen, da that ſich die Thür des Vorzimmers wieder auf, und Beethoven trat herein, gefolgt von ſeinem Diener, der gebeugt unter der Laſt des hoch gefüllten Korbes voll Gemüſe, Fleiſch und Fiſchen daher keuchte.

Frau Streng hatte am Fenſter ihre Wiederkehr erwartet, und war ihnen ſchon bis in's Vorzimmer entgegen gekommen.

Nun, fragte ſie den keuchenden Diener, iſt's alles gut abgegangen?

Oh ja, das heißt, wir haben mit jeder Verkäuferin Scandal gehabt, ſagte Zipferlein, den Korb zur Erde ſtellend. Der Herr hat mörderlich gewettert und geſcholten, und hat natürlich Alles noch einmal ſo theuer bezahlt. Die Fiſchfrau und die Krautweiber laſſen ſchön

grüßen, und Sie ſollen nur nachher auf den Markt kommen, Frau Streng, ſie werden Ihnen Alle mitſammen das zu viel gezahlte Geld wiedergeben.

Beethoven war, ohne die Haushälterin auch nur eines Blickes zu würdigen, in ſein Zimmer gegangen, und hatte die Thür heftig hinter ſich zugeworfen.

Aber jetzt, wie Frau Streng eben den Korb genommen hatte, um ihn in die Küche zu tragen, öffnete ſich die Thür des Wohnzimmers wieder, Beethoven ſchaute heraus und rief mit ſanfter freundlicher Stimme: Liebe Frau Schnaps!

Jetzt kommt das Schmerzensgeld, paſſen Sie auf, jetzt kommt's, ſagte Frau Streng ganz laut zu Zipferlein, indem ſie an ihm vorüberging, und in das Zimmer ihres Herrn eintrat.

Beethoven machte hinter ihr die Thür zu und ſah ſie mit einem freundlichen Lächeln an.

Ich habe Ihr etwas zu ſagen, gute Frau Schnaps, ſagte er.

Weiß ſchon, was Sie mir zu ſagen haben, Herr, ſchrie Frau Streng, wollen ſagen, daß Sie keine Betrügerin im Hauſe haben wollen. Aber ich habe auch was zu ſagen. Ich bitt' um meine Entlaſſung! Ich will heut' noch fort; Sie haben mich auf den Tod ge-

kränkt. Ich will nicht länger bei einem Herrn bleiben, der mich eine Betrügerin, eine Diebin ſchilt. Das habe ich zu ſagen.

Ich habe aber ganz etwas Anderes zu ſagen, ſagte Beethoven mit einer Stimme, die ſo milde und weich war, daß ſie Frau Streng Thränen in die Augen trieb. Ich habe zu ſagen, daß es mir leid thut, daß ich vorher ſo heftig war, und daß ich Sie von ganzem Herzen um Verzeihung bitte. Sie ſagt, ich habe Sie bis auf den Tod gekränkt, aber vergeſſe Sie nur nicht, liebe Frau Streng, daß ich ein unglücklicher Mann bin, den ein hartes Schickſal zu jeder Zeit und zu jeder Stunde bis auf den Tod kränkt, und daß es daher kommt, daß jede leiſe Berührung mich wüthend macht. Vergeſſe Sie nur nicht, daß ich gewiß viel beſſer und ſanftmüthiger ſein würde, wenn das Schickſal, und ich darf auch ſagen, die Menſchen mit mir beſſer und ſanftmüthiger verfahren wären. Daß ich Ihr gut bin, und Ihr vertraue, das weiß Sie, und wenn ich dann manchmal auffahre und poltere, und wenn ich Sie ſogar eine Betrügerin ſchelte, ſo muß Sie denken, ich habe da nur in meiner Taubheit auf meinem Herzensclavier einen falſchen Ton angeſchlagen, aber ich werd' den Fehler doch gleich wieder merken, und werd' dann

den richtigen Ton wieder greifen. Und der richtige Ton ist: Sie ist eine gute brave Haushälterin, Frau Streng, ich weiß, daß Sie mich nicht betrügt, und ich bitte Sie, sei Sie wieder gut, und bleibe Sie bei mir. Will Sie's? Will Sie ja sagen?

Er streckte ihr mit einem unaussprechlichen Blick die Hand entgegen, und wiederholte noch einmal: Will Sie ja sagen?

Aber Frau Streng vermochte nicht zu antworten, — nur liefen die Thränen wie leuchtende Perlen über ihre Wangen nieder, und wie sie sich über Beethovens dargereichte Hand neigte, um sie an ihre Lippen zu drücken, fielen diese heißen, glühenden Thränen auf seine Hand nieder.

Beethoven zuckte zusammen, und betrachtete sinnend die glänzenden Tropfen auf seiner Hand. Dann hob er langsam die Augen zum Himmel empor. Verzeihe mir, Gott, sagte er leise, verzeihe mir, daß ich, der selber so viel leiden muß, und weiß, wie bitter Leiden sind, daß ich noch Andern Thränen erpreßte.

Ich weine nicht mehr, Herr, rief Frau Streng, mit hastiger Hand ihre Thränen abtrocknend, ich weine nicht mehr, ich bin schon ganz vergnügt, und ich bitte Sie, daß ich bei Ihnen bleiben darf.

Gut, Frau Streng, rief Beethoven, Sie darf bleiben, aber unter Einer Bedingung!

Was für Eine Bedingung, Herr?

Sie hat da vorhin sieben Thränen auf meine Hand fallen lassen. Ich habe sie gezählt. Just sieben Thränen. Nun muß Sie von mir für jede Thräne einen Ducaten Schmerzensgeld annehmen.

Herr, rief Frau Streng schmerzlich, Herr, Sie wollen mir meine Thränen bezahlen?

Nein, gute Frau Streng, sagte Beethoven sanft, ich will Sie bloß bitten, sich ein kleines Andenken an diese Stunde zu kaufen, ein Amulet, einen Talisman, den Sie um den Hals tragen kann, und den Sie, wenn ich einmal wieder ein bischen böse werde, anfaßt, und dann bei sich denkt: Er meint es nicht so arg. Es donnert bloß ein bischen, und nachher scheint die Sonne wieder. Solch' einen Talisman, der Ihr das sagt, den muß Sie sich kaufen, dazu muß Sie von mir jetzt sieben Ducaten annehmen.

Er sprang zu seinem Schreibtisch hin und öffnete ihn. Mit hastigen Händen nahm er eine Rolle Gold daraus hervor, und brach sie mitten auseinander, daß die Goldstücke mit hellem Klang hervor sprudelten, über den Tisch rollten und zur Erde fielen.

Sehen Sie, Frau Streng, rief Beethoven fröhlich, die klugen Dinger wiſſen ſchon, wo ſie hingehören, und kommen ſchon von ſelbſt zu Ihr gelaufen. Jetzt wird Sie Sich doch nicht mehr weigern, ſie anzunehmen, Frau Streng?

Gut, ſagte die Haushälterin, die Goldſtücke auffammelnd, ich nehme die ſieben Ducaten an, aber ich mache auch meine Bedingung.

Nun, laſſe Sie einmal hören, rief Beethoven lachend, was für eine Bedingung, Frau Streng?

Ich nehme die Ducaten nur an, wenn Sie mich nicht mehr Frau Streng, ſondern wieder Frau Schnaps nennen.

Ihr Wille geſchehe, rief Beethoven lachend. Hier ſind die ſieben Ducaten, und jetzt ſind Sie wieder meine brave Frau Schnaps. Und jetzt fort mit Ihr, Frau Schnaps, fort mit Ihr und Ihrem Korb, und koch' Sie mir den Fiſch recht ſchön. Uebrigens kann ich Ihr ſagen, daß mich die Weiber auf dem Markt ſchon hinlänglich beſtraft haben für meine böſe Laune. Drei Mal ſo viel habe ich bezahlen müſſen, wie Sie bezahlt. Sie muß ſehr gut handeln können, Frau Schnaps, denn mein Schill wiegt nur drei Pfund und koſtet doch baare zwei Gulden. Und wenn ich feilſchen wollte, ſo wur-

den die Weiber, dieſe Poiſſarden böſe, und es regnete Grobheiten und Schimpfworte. Gehört habe ich ſie freilich nicht, aber geſehen, geſehen habe ich ſie auf den verzerrten Geſichtern, und ich habe laut darüber lachen müſſen. Hinaus, Frau Schnaps, hinaus mit Ihr jetzt. Wir haben wieder Friede, und ich will alſo arbeiten!

So, ſagte Beethoven, als er wieder allein war, jetzt an die Arbeit, an die liebe ſchöne Arbeit, den Troſt des Einſamen, die Geliebte des Verlaſſenen! Will doch zuerſt einmal anſehen, was ich mir dieſe Nacht da aufgeſchrieben habe in Waldeseinſamkeit, beim goldenen Mondenſchein. Mein Notizbuch! He, wo iſt mein Notizbuch!

Und indem er jetzt ſein Notizbuch zu ſuchen begann, warf er alle die Bücher, die Papiere, die mancherlei Kleinigkeiten, die da auf dem Schreibtiſch lagen, und welche Frau Streng erſt vorher ſo zierlich geordnet hatte, durcheinander, ſchleuderte, was ihn hinderte, auf den Fußboden, auf den nahen offenen Flügel, auf die Taſten, welche ſofort einzelne unharmoniſche Accorde hören ließen.

Beethoven freilich hörte dieſe Accorde nicht, er hatte ſein Notizbuch glücklich aufgefunden, und war jetzt ganz

damit beſchäftigt, die Noten zu entziffern, die er dieſe Nacht geſchrieben.

Das iſt ſchön, ſehr ſchön, rief er jetzt begeiſtert, dieſes Motiv iſt gut, es iſt Stoff darin zu einer Symphonie. Und ich will ſie componiren, eine Symphonie in A-Dur. Und die Menſchen werden ſie ſpielen, und werden Beifall klatſchen, und recht vergnügt dabei ſein, und nicht ahnen, daß ich ſie gedichtet, als ich ein Einſamer, Ausgeſtoßener, in die Nacht und den Wald hinaus geflohen war. Ja, ganz einſam und verlaſſen ſaß ich da auf dem Stein am Wege, und wären die Sterne nicht geweſen, und der Mond — Aber die Sterne und der Mond waren doch bei mir, rief er auf einmal mit fröhlicher Stimme, und ſie ſchienen in mein Herz hinein und durchleuchteten meine Seele, und begeiſterten mich zu neuen Melodieen und Rhythmen. Auf, Beethoven, auf! Der Mond hat Dir geleuchtet zu einem neuen Werk. Die Sterne haben ſich für Dich in Noten hingeſtellt, nun ſchreibe ab, was Du geleſen im großen Notenbuch der Welt! An die Arbeit! An die A-Dur Symphonie!

Er ſtürzte mit ſeinem Notizbuch zum Schreibtiſch hin, nahm Feder und Notenpapier und begann in ungeheurer Schnelle ſeine Noten auf das Papier zu werfen.

Still war es um ihn her, aber jetzt war Beethoven nicht taub! Er hörte vor seinem innern Ohr wunderbare, erhabene, bald jauchzende, bald klagende Stimmen, sie umrauschten ihn mit entzückenden Melodieen, mit tiefernsten Gedanken, mit himmlischer Wonne, und den heiligen Offenbarungen seines Genius lauschend, strahlte des Meisters Antlitz in edelster Begeisterung, in himmlischer Freude. Stunden vergingen, er achtete nicht darauf, sondern schrieb immerfort, zuweilen einzelne Töne leise vor sich hinsummend, zuweilen das strahlende Auge gen Himmel erhebend, als wolle er da droben die Note suchen, die ihm eben fehlen mochte.

Auf einmal legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter; Beethoven zuckte zusammen und schaute sich um.

Ach, rief er dann plötzlich, Herr Tobias Haslinger, mein würdiger Adjutanterl, der meine Noten auf das Schlachtfeld des Lebens hinaus führt.*) Sei mir gegrüßt, Adjutanterl.

---

*) Herr Tobias Haslinger war damals Mitbesitzer der großen Steiner'schen Musikalienhandlung in Wien; fast alle Werke Beethoven's aus jener Zeit sind zuerst in seinem Verlag erschienen. Beethoven war mit ihm persönlich befreundet, und Herr Haslinger gehörte zu den Wenigen, die Beethoven an der Bewegung der Lippen auch dann noch verstand, als er schon ganz taub war.

Er warf die Feder fort, und ſprang auf, um dieſem Herrn ſeine Hände darzureichen, und ihn mit freundlichen Worten zu begrüßen. Aber plötzlich verfinſterte ſich ſein Geſicht, und er warf einen ängſtlichen Blick umher.

Weshalb kommen Sie zu ſo ungewohnter Stunde? fragte er. Habt Ihr mir irgend ein Unglück zu verkünden? Irgend eine unangenehme Nachricht mitzutheilen?

Nein, lieber Herr van Beethoven, ſagte Haslinger lächelnd, nichts iſt vorgefallen, keine unangenehme Nachricht bringe ich mit. Ich komme bloß, um Sie, wie wir verabredet hatten, zur Probe abzuholen.

Oh, das iſt wahr, ſagte Beethoven aufathmend, es iſt heute die zweite Probe von meiner Vittoria-Schlacht und von der Cantate.

Aber es iſt erſt elf Uhr, rief Herr Haslinger, wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, und wenn Sie wollen, machen wir einen Spaziergang.

Nein, ich bin dieſe halbe Nacht ſpazieren gelaufen, ſagte Beethoven ſeufzend, ich habe einen Erlkönigsritt auf den ſchwarzen Fittigen der Nacht gemacht. Still, ich erzähl' Euch das ein ander Mal! Aber was die Nacht mir Schönes eingebracht, das ſollen Sie jetzt ſchon erfahren! Herr Tobias Haslinger, geliebtes Adjutanterl

des Generallieutenant Steiner, Adjutanterl, ich, Euer Generaliſſimus, bin im Begriff, meine Truppen wieder zu einer neuen Schlacht aufzuſtellen, und Ihr könnt Eure Platten von Stahl herrichten, um meine Truppen in alle Welt marſchiren zu laſſen. Eine neue Symphonie, hurrah, eine neue Symphonie! Schaut da, Adjutanterl, da iſt der Schlachtplan!

Er reichte Herrn Haslinger die beſchriebenen Notenblätter dar, die dieſer indeſſen lächelnd und kopfſchüttelnd betrachtete. Gratulire zu der neuen Symphonie, ſagte er, gratulire aber nicht dem Abſchreiber, der dieſe Hieroglyphen entziffern ſoll.

Es iſt wahr, lachte Beethoven, ich ſchreibe nicht die ſchönſte Handſchrift. Aber das Leben iſt zu kurz, um Buchſtaben oder Noten ſchön zu malen, und ſchönere Noten brächten mich doch auch ſchwerlich aus den Nöthen. *)

Aber die Abſchreiber und Stecher aus den Nöthen, ſagte Herr Haslinger. Da haben ſich zum Beiſpiel in's Violin-Quartett aus C-moll zwei Fehler eingeſchlichen, die ſicherlich auch nur der Abſchreiber ver-

*) Beethovens eigene Worte. Siehe: Seyfried. Anhang. S. 21.

ſchuldet hat. Aber jetzt, wo wir das Quartett neu herausgeben wollen, jetzt möchten wir die Fehler gern ausmerzen.

Na, was ſind's für Fehler? fragte Beethoven.

Es ſind da zwei reine Quinten im erſten Satz.

So? Zwei reine Quinten, und warum ſind das Fehler, mein ſuperkluges Adjutanterl? Und wer ſagt Ihnen denn, daß der Abſchreiber die verſchuldet, und daß nicht Ihr Generaliſſimus ſie ſo hingeſtellt hat?

Das kann ich nimmermehr glauben, weil der große Meiſter Beethoven keine Fehler machen und keine verbotenen Quinten ſchreiben wird.

Und wer hat denn die Quinten verboten?

Wer ſie verboten hat? fragte Herr Tobias erſtaunt. Es ſind ja doch die erſten Grundregeln. —

Ich frage, wer die Quinten verboten hat? unterbrach ihn Beethoven heftig. Heraus damit! Schnell, ſchnell! Wer hat die Quinten verboten?

Nun, Marpurg, Kirnberger, Fuchs, alle großen Theoretiker haben die Quinten verboten.

Beethoven hob ſein Haupt ſtolz empor, und dicht vor Herrn Haslinger hintretend, ſagte er: und ich erlaube die Quinten. Hören Sie wohl, ich Ludwig van Beethoven, ich erlaube die Quinten, wenn ſie an der

rechten Stelle ſtehen, und ſie bleiben in meinem C-moll-Quartett!*) Stillgeſchwiegen, nicht raiſonnirt, Adjutanterl, Euer Generaliſſimus will es ſo! Soll mich wohl ſcheeren um Eure Generalbaßlehren! Was gehen mich die Regeln an, die ſich die kluge Menſchendummheit zurecht gemacht hat, ich brauch' ſie nicht. Werd' Eurer weiſen, muſikaliſchen Dummheit noch manche Nuß zu knacken geben. Werd' den gelehrten Herren Kritikern noch oft Gelegenheit geben, mir nachzuweiſen, daß ich nach ihrer Anſicht grammatikaliſche Fehler gemacht habe Ja, ja, ſie werden noch oft ſtaunen, und die Köpfe zuſammenſtecken, weil ſie's noch in keinem Generalbaßbuch gefunden haben, was der Beethoven ihnen zum Trotz zu ſchreiben wagt.**) Aber halt, da fällt mir noch etwas ein, was ich Euch und dem Steiner vermelden wollt', ein neues Geſetz von Eurem Generaliſſimus, das Ihr in Euer Kriegsgeſetz aufnehmen könnt. Aufgepaßt, Adjutanterl, hier iſt das Geſetz!

Er nahm einen großen Bogen Papier von ſeinem Schreibtiſch und las: „An den Wohlgebornen Gene-

---

*) Biographiſche Skizzen über Ludwig van Beethoven. Von Dr. Wegeler und Ferdinand Ries. S. 87.

**) Beethovens eigene Worte. Siehe: Seyfried. Anhang. S. 5.

rallieutenant von Steiner, und ſeinen Adjutanten Herrn Tobias Haslinger.

Publicandum.

„Wir haben nach eigener Prüfung und nach Anhörung unſers Conſeils beſchloſſen und beſchließen, daß hinfüro auf allen unſern Werken, wozu der Titel deutſch, ſtatt Pianoforte: „Hammerclavier“ geſetzt werde, wonach ſich unſer beſter Generallieutenant, ſammt Adjutanten, ſo wie alle andern, die es betrifft, ſogleich zu richten, und ſolches in's Werk zu bringen haben.

Statt Pianoforte, Hammerclavier —

womit es ſein Abkommen einmal für allemal hiermit hat.

Gegeben in unſerer Reſidenz zu Wien.

gez. Ludwig van Beethoven m. p.

Der beſte Generaliſſimus für die Guten,
Der Teufel ſelbſt für die Böſen. *)

Hier, Adjutanterl, ſagte Beethoven, Herrn Haslinger das Papier darreichend, thut das Pergament meines Willens in Eure Geſetzſammlung, und richtet Euch darnach. Hammerclavier ſoll es fortan heißen! Hammerclavier iſt ſicher deutſch, die Erfindung des

*) Seyfried, Anhang. S. 33.

Inſtruments iſt auch eine deutſche; alſo gebt Ehre dem Ehre gebührt. *) Aber noch Etwas! Ein Papier! Hab' Euch in's Verhör zu nehmen, Adjutanterl, und wollen das Verhör gleich zu Protokoll bringen. Papier her!

Er nahm ein Blatt Papier, und ſchrieb: Warum habe ich geſtern die Correctur des Trio nicht bekommen?

Sodann reichte er Herrn Haslinger das Blatt dar. Dieſer nahm eine andere Feder und ſchrieb, und ſo im raſchen Schriftwechſel der Fragen und Antworten flog die Converſation der Feder herüber und hinüber.

Weil die Correctur noch nicht fertig iſt, ſchrieb Herr Haslinger.

Warum iſt ſie nicht fertig?

Weil der Stecher an der Vollendung verhindert wurde.

Warum wurde er daran verhindert?

Weil wir ihm eine andere preſſante Arbeit auftragen mußten.

Warum mußtet Ihr ihm etwas Anderes auftragen?

Weil — weil — weil wir Geld brauchen.

*) Beethovens eigene Worte. Siehe: Seyfried. S. 33.

Geld? Geld? Auch ich brauche Geld! Und wenn ich deßwegen zu Euch komme, so habt Ihr immer keins für mich. Geld? Verdient Ihr etwa keins bei meinen Arbeiten?

O ja! Sonst würden wir gewiß nicht um den Beſitz derſelben geizen, und das Verlagsrecht mit bedeutenden Aufopferungen erkaufen. Indeſſen, haben Sie nur noch wenige Tage Geduld, dann erhalten Sie den letzten Abzug, und wir laſſen auch ein ſchönes Titelblatt dazu anfertigen.

Titelblatt! Schönes Titelblatt? Wenn der Inhalt nichts taugt, gebe ich auch für das allerſchönſte Titelblatt keinen Pfifferling. Aber ſagt mir einmal, wie ging's denn zu, daß, als ich geſtern in Eurer Handlung war, ſich gar keine Käufer im Laden ſehen ließen?

Weil die vornehme Welt, die jetzt Abends mit den Congreßfreuden beſchäftigt iſt, den Vormittag lieber ſchläft, als Muſikalien kauft.

Muſikalien kauft? Darin liegt's! Warum verkauft Ihr auch nichts als eitle Muſikalien? Warum befolgt Ihr nicht ſchon längſt meinen wohlgemeinten Rath? Werdet doch einmal klug, und kommt zur Raiſon. Verſchreibt Euch ſtatt der Centner von Papierballen, echtes ungewäſſertes Regensburger, laßt dieſen beliebten

Handelsartikel auf der Donau herunterſchwimmen, verabfolgt ihn Maaß-, Halbe- und Seidelweis zu billigen Preiſen, credenzt abwechſelnd geſelchte Würſtel, Kipfel, Rettig, Butter und Käſe, ladet die Hungrigen und Durſtigen ein mit den ellenlangen Lettern eines Aushängeſchildes: „Muſikaliſches Bierhaus“ und Ihr werdet zu allen Stunden des Tages ſo viele Gäſte haben, daß einer dem andern die Thür in die Hand giebt, und Euer Bureau nie leer wird. Ha! ha! ha!*)

Und mit einem lauten, ſchallenden Gelächter warf Beethoven die Feder bei Seite.

Es iſt Zeit, glaube ich, daß wir zur Probe gehen, ſagte er, ſeinen Hut nehmend.

Herr Tobias Haslinger machte ein verlegenes Geſicht, und ſeufzte leiſe vor ſich hin: Jetzt wird der Sturm losgehen! Aber es hilft nichts! Es muß ſein!

Was ſeht Ihr auf einmal ſo verlegen aus, Adjutanterl? fragte Beethoven. Warum kommt Ihr nicht?

Ich, — ich habe Ihnen noch etwas zu ſagen, Herr van Beethoven, rief Haslinger, und ich bitte Sie von ganzer Seele, mir nicht böſe zu werden über das, was ich beauftragt bin, zu ſagen.

*) Dieſe ſchriftliche Converſation iſt mitgetheilt in: Seyfried. Anhang. S. 39—40.

Beethoven legte ſeinen Hut hin. So, ſagte er, Sie haben mir noch etwas zu ſagen, Herr Haslinger. Sie ſind alſo doch nicht bloß gekommen, um mich zur Probe abzuholen? Nun, was giebt es denn? Heraus damit! Sprechen Sie!

Ich komme eigentlich im Auftrag der Orcheſtermitglieder, rief Haslinger, und der Sänger, die in der Cantate ſingen ſollen.

Sie wollen nicht ſingen und nicht ſpielen? ſchrie Beethoven. Nicht wahr, das iſt es? Die Cantate iſt ihnen zu ſchwer, liegt zu hoch, iſt nicht für die Stimmen paſſend geſchrieben, nicht wahr? Ich kenne die Redensarten. Ich ſoll abändern, es recht bequem und mundrecht machen, daß ſie's nur ſo herunterleiern können, wie einen Gaſſenhauer. Und die Schlacht bei Vittoria, die iſt den Herren Orcheſtermitgliedern auch nicht recht. Es iſt zu viel Tempowechſel, zu viel Abweichung darin, man kann ſich auch nicht genug als Virtuos darin zur Geltung bringen, nicht wahr?

Nein, nein, ſchrie Haslinger, das iſt es Alles nicht. Das Orcheſter iſt ganz begeiſtert für Ihr Werk, die Sänger der Cantate wollen jeden Ton ſo ſingen, wie er da ſteht, aber —

Nun aber, — was iſt's denn? rief Beethoven.

Aber ſie bitten, der große Meiſter Beethoven möchte erlauben, daß ſie heute ihre Probe für ſich allein, unter Leitung des Kapellmeiſters Umlauf abhalten dürfen, und daß Sie heute nicht der Probe beiwohnen, ſondern erſt übermorgen bei der Generalprobe gegenwärtig ſein wollen, um ſich zu überzeugen, daß Alle mit Eifer und Bewunderung für Ihre herrlichen Tonwerke geübt haben.

Beethoven war blaß geworden, ſeine Lippen preßten ſich feſt aufeinander, und mit einem Ausdruck des Entſetzens preßte er ſeine beiden Hände an ſeine Stirn.

Das heißt, ſagte er leiſe und beklommen, das heißt, ſie wollen mich nicht zum Dirigenten haben?

Sie werden ſich Alle ſehr glücklich und geehrt fühlen, wenn Sie bei der Aufführung und der Generalprobe an der Seite des Kapellmeiſters Umlauf den Commandoſtab führen wollen, aber ſie beſchwören Sie, zu erlauben, daß ſie erſt ſich recht ſicher und feſt unter Umlaufs Direction einüben, ehe ſie ſich Ihrer Oberleitung anvertrauen!

Das heißt, ſchrie Beethoven mit einem tiefen Seufzer, das heißt, ich bin kein guter Dirigent?

Nein, nein, ein vortrefflicher. Aber geſtehen Sie ſelbſt, die geſtrige erſte Probe war fürchterlich. Das

Orcheſter kam alle Augenblicke in Verwirrung, die Sänger kamen aus dem Tact!

Ja, es war eine Höllenmuſik, aber das kam daher, weil Alle eilten, Keiner im Tact blieb.

Nein, ſchrie Haslinger, das kam daher, weil Sie, verehrter lieber Herr van Beethoven, weil Sie immerfort retardirten, weil Sie immerfort auf das Eintreten der Inſtrumente horchten, und anhielten, wenn Sie das Piano der Violinen, das Einſetzen der Stimmen nicht hörten. Dadurch entſtand die ganze heilloſe Verwirrung!

Beethoven ſtieß einen lauten, herzzerreißenden Schrei aus. Ich bin taub, rief er, und ſie wollen keinen tauben Dirigenten!

Sie bitten nur, daß ſie die erſten Proben unter Umlaufs Direction machen dürfen! Nachher, bei der Aufführung, da rechnen ſie es ſich zur höchſten Ehre, unter Ihrer Leitung zu ſtehen.

Nein, nein, ich will ſie nicht leiten, ſchrie Beethoven. Sie haben mich verworfen, mich bei Seite geſtoßen. Oh Gott, Gott, Du ſiehſt meinen Jammer, ſiehſt meine Demüthigung und Schmach, warum erbarmſt Du Dich nicht meiner? Warum ſendeſt Du nicht einen Blitzſtrahl, daß er den zuckenden Wurm zer-

malme, den die Menſchen unter ihre Füße getreten, den ſie im Staub und Schmutz des Lebens umher gehetzt haben? Haſt Denn auch Du da droben kein Erbarmen mit mir? Biſt auch Du taub, und hörſt nicht den Jammerlaut Deiner Creatur?

Aber, Meiſter, flehte Haslinger, die Hand auf Beethovens Schulter legend, aber Meiſter, Freund, ich beſchwöre Sie, regen Sie ſich nicht ſo auf. Warum wollen Sie eine einfache Sache denn gar ſo tragiſch nehmen? Warum —

Still, gebot Beethoven mit machtvoller Stimme, will etwa die Taube den Adler tröſten? Still, ſage ich, ſtill. Gehen Sie zu den Leuten, die Sie geſandt, ſagen Sie den Herren vom Orcheſter, den Sängern und Sängerinnen, ſagen Sie Allen, ich wolle ihre Bitte erfüllen. Herr Kapellmeiſter Umlauf ſoll dirigiren, ſoll die Tempi angeben. Herr Kapellmeiſter Umlauf ſoll Alles, Alles leiten.

Aber bei der Aufführung, Beethoven, nicht wahr, bei der Aufführung, da erzeigen Sie dem Orcheſter, das Sie ſo hoch verehrt, den Sängern, die mit ſo viel Freude Ihre ſchöne Cantate ſingen wollen, da erzeigen Sie ihnen Allen die Ehre, und dirigiren ſelbſt?

Ha, ich ſoll apportiren, ich armer Pudel, apportiren, wie's den lieben Menſchenkindern gefällt, ſchrie Beethoven mit einem wilden Lachen. Nein, Herr, nein, ich werde nicht apportiren, nicht dirigiren. Führt Eure Muſiken auf, quikt meine Cantate, was geht es mich an, ich kümmere mich nicht mehr darum. Ich habe die Cantate geſchrieben, weil der hochlöbliche Magiſtrat von Wien mir den Auftrag gegeben hatte, eine Cantate zur Begrüßung der hohen Congreßherren zu machen, ich habe ſie geſchrieben, weil man ſie mir gut bezahlt hat, und weil ich ein ſolcher Lump bin, wie alles andere Menſchengeſindel, weil ich auch Alles für's Geld thue, für's Geld meinen Geiſt apportiren laſſe. Die Cantate iſt geſchrieben und bezahlt. Jetzt dudelt ſie nur Euren hohen Herren vor. Ich kümmere mich nicht darum, mich geht's nicht an.

Aber die höchſten Herrſchaften wünſchen, wie man weiß, daß Sie die öffentliche Aufführung leiten, die höchſten Herrſchaften wünſchen den großen Meiſter zu ſehen, zu bewundern.

Was ſind mir die höchſten Herrſchaften! rief Beethoven wüthend. Meine höchſten Herrſchaften, das iſt Gott und die Kunſt, ich kenne keine andern, kümmere mich um keine andern. Und jetzt iſt's genug, Mann!

Gehen Sie! Ich will allein ſein! Gönnt mir wenigſtens mein bischen Ruhe und Einſamkeit.

Aber lieber Herr van Beethoven, ich —

Hinaus, hinaus, ſchrie Beethoven, zur Thür hinſpringend, und ſie öffnend. Hinaus, ſage ich! Hier in meinem Zimmer bin ich wenigſtens der Herr, hier ſoll man mir nicht trotzen.

Aber, lieber Herr van Beethoven, flehte Herr Haslinger, zürnen Sie mir nicht, und vergeben Sie auch den Muſikern, die wahrhaftig unſchuldig ſind und nicht anders konnten. Ich beſchwöre Sie, ſeien Sie nicht grauſam, ſagen Sie, daß Sie die Aufführung dirigiren wollen, ſonſt —

Ich ſage, daß ich allein ſein will, ſchrie Beethoven, und daß ich kein Wort mehr hören will von der Aufführung. Herr Tobias Haslinger, es thut mir leid, mich nicht länger mit Ihnen unterhalten zu können, aber ich bin beſchäftigt. Ich arbeite an einer neuen Symphonie, die ich den Herren Gebrüdern Schott in Mainz in Verlag geben will. Haben Sie alſo die Güte, mich nicht länger zu ſtören.

Auch das noch, ſeufzte Herr Haslinger, auch die neue Symphonie will er uns entziehen. Nun, ich werde wiederkommen, wenn ſein Zorn verraucht iſt,

und dann werden wir ja ſehen, ob er unerbittlich iſt!

Er nahm ſeinen Hut, und Beethoven mit einem letzten ſtummen Schmerzensblick begrüßend, verließ er traurig, geſenkten Hauptes das Zimmer.

Beethoven ſtand mit flammenden Blicken, mit düſtern gehäſſigen Mienen neben der Thür, auf die er mit gebieteriſcher Handbewegung hindeutete.

Jetzt, als Herr Haslinger hinaus gegangen war, ſank ſein Arm nieder, und ein tiefer, qualvoller Seufzer drang aus ſeiner Bruſt hervor.

Taub, ſagte er, auf einen Stuhl niederſinkend, taub, ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft, aus der Gemeinſchaft mit den Menſchen. Ein Componiſt, der nicht einmal im Stande iſt, ſeine eigenen Compoſitionen zu dirigiren, ein Muſiker, der keinen Ton von der Muſik hört, die er macht! Oh mein Gott, mein Gott, ein Lebender ſtehe ich in einem offenen Grabe, abgeſondert von allen Freuden, allein und einſam!

Er ſenkte ſein Haupt auf ſeine Bruſt, und ſaß lange ſo da, in ſich gekehrt, ſchweigend.

Dann auf einmal erhob er ſich und mit großen Schritten durch das Zimmer gehend, trat er zum Schreibtiſch. Dort, inmitten der Bücher und an dieſe

gelehnt, ſtand ein in einem leichten Rahmen eingefaßtes Papier. Es enthielt nichts, als einige mit großen, flüchtigen Zügen hingeworfene Zeilen von Beethoven's eigener Handſchrift. Dieſe Zeilen waren eine Inſchrift, wie man ſie auf einem ägyptiſchen Tempel der Iſis gefunden, und welche Beethoven für den Inbegriff aller Religion und aller Weisheit erklärte.

Dieſe Inſchrift, welche immer auf ſeinem Schreibtiſch ſtand, hob er jetzt mit ihrem Rahmen von demſelben empor, und betrachtete ſie lange mit düſterm Schweigen. Dann auf einmal begann er ſie zu leſen mit lauter kräftiger Stimme:

„Ich bin, was da iſt, Ich bin Alles was iſt, was war, und was ſein wird. Kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleier aufgehoben.“

„Es iſt ein Zeugniß von Ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſein ſchuldig.“

Nun hob er den Blick zum Himmel empor, und der Zorn war aus ſeinem Antlitz gewichen, und ſein Auge war wieder mild und klar.

Dir Einzigen bin ich mein Daſein ſchuldig, ſagte er mit tiefer, feierlicher Stimme, und da es alſo iſt, Einziger, ſo will ich auch über mein Daſein nicht murren, ſondern will es ertragen, wie Du es mir gegeben haſt.

Er legte leiſe und ſtill den Rahmen mit der Inſchrift wieder auf den Tiſch hin, und trat zum Clavier. Mit zitternden Händen ſchlug er einige Accorde an, dann ließ er ſeufzend die Arme ſinken.

Kein Ton durchdringt die Stille, ſagte er leiſe, und doch ſingt und klingt Alles in mir, und klagt und weint, und ſchreit nach Luſt und Erlöſung. Ich will arbeiten, arbeiten! Das iſt die Erlöſung von meinen Schmerzen, das iſt die Luſt für mein armes, engbrüſtiges Herz.

Er näherte ſich ſeinem Schreibtiſch und nahm die Feder, — aber in dieſem Moment öffnete ſich da drüben wieder die Thür und ein hochgewachſener, breitſchultriger Mann, mit düſterm, geröthetem Antlitz trat herein.

VIII.

Die feindlichen Brüder.

Bruder Johann, ſagte Beethoven faſt erſchrocken, indem er die Feder wieder bei Seite legte und aufſtand. Guten Morgen, Bruder, biſt ſchon heute ſo früh in die Stadt gekommen? Giebt es nichts zu thun auf Deinem Gut?

Das ſoll heißen, Bruder Ludwig, ſchrie Johann mit Stentorſtimme, das ſoll heißen, daß ich beſſer gethan hätte, daheim zu bleiben auf meinem Gut, ſtatt Dich mit meinem Beſuch zu beläſtigen! Aber ich bin doch nur um Deinetwillen gekommen, Bruder Ludwig, bin um Deinetwillen in dem kalten Morgen die drei Stunden gefahren, verſäume daheim meine Wirthſchaft um Deinetwillen.

Um meinetwillen, Bruder? fragte Beethoven verwundert. Aber weshalb denn, Bruder?

Deshalb, ſchrie Johann, weil ich mich Deiner annehmen muß, weil Du nichts von Geſchäften verſtehſt, und weil Du Dich daher von Jedermann betrügen läßt.

Hat man mich ſchon wieder betrogen? fragte Beethoven ſcheu und ängſtlich.

Man betrügt Dich fortwährend, ſchrie Johann, Jeder will von Dir profitiren, von Dir Vortheil ziehen, Keiner meint es ehrlich mit Dir, und wenn ich nicht wäre, ſo würdeſt Du zuletzt noch Hungers ſterben können.

Oh, Bruder, ſo traurig iſt es nicht, ſagte Beethoven ſtolz. Wenn ich auch kein Vermögen habe, ſo werde ich doch immer genug haben, um zu leben, denn ich werde arbeiten, und man bezahlt mir meine Compoſitionen ſehr gut.

Das iſt's eben! Man bezahlt Dich nicht gut, man könnte Dich noch viel beſſer bezahlen! Die Herren Steiner und Haslinger, die Du Deine Freunde nennſt, das ſind Deine ärgſten Feinde, denn ſie ſind nur auf ihren Vortheil bedacht, ſie zahlen Dir ein elendes Honorar, um ſelber deſtomehr zu verdienen. Es ſind eigennützige, geizige Menſchen, die Dich verlachen, weil Du ſo gutmüthig einfältig biſt, ihnen für ein Lumpengeld Deine Compoſitionen hinzugeben.

Nun, ein Lumpengeld ist es gerade nicht, sagte Beethoven lächelnd. Sie zahlen mir für jede Sonate achtzig Ducaten, für jede Symphonie einhundert und funfzig Ducaten,*) das, glaube ich, ist ziemlich gut bezahlt.

Ich weiß aber, daß es schlecht bezahlt ist, schrie sein Bruder. Ich habe mich um Deinetwillen genau darnach erkundigt, habe an andere Musikalienhandlungen wegen des Verlags Deiner neuesten Arbeiten geschrieben und Alle haben sie mir mehr geboten.

Dir, mehr geboten, sagte Beethoven mit einem leisen Lächeln. Aber mir scheint, Dir hätten sie gar nichts für meine Arbeiten zu bieten, sondern nur mir allein, und ich bitte Dich, Bruder, daß Du so gut bist, Dich ferner nicht so sehr um meine Geschäfte zu bekümmern. Du sagst, alle Menschen bemühen sich aus Eigennutz um mich, und zuletzt müßte ich dann denken, daß Du es auch thätest.

Das ist also mein Dank für all die Arbeit und Mühe, die ich mit Dir habe, schrie sein Bruder. Das ist mein Lohn, daß ich mich für Dich quäle, für Dich Briefe schreibe, für Dich umherlaufe, für Dich zum

*) Schindler. S. 101.

Spion und Aufpaſſer werde, um zu lauſchen und zu beobachten, wer Dich betrügt und Dich mißbraucht.

Und ich danke es Dir gar nicht, daß Du das thuſt, rief Beethoven unwillig. Du machſt mich mißtrauiſch, mürriſch gegen alle Menſchen, Du verfeindeſt mich mit Denen, die ich bis dahin meine liebſten und treueſten Freunde nannte, Du gießeſt Galle in mein Blut, und ſtatt mich mit meinem böſen Schickſal zu verſöhnen, erbitterſt Du mich mehr und mehr.

So iſt's recht, ſchrie Johann, Vorwürfe, Anſchuldigungen ſtatt des Dankes. Denn ich habe Dank von Dir verdient. Ich habe immer an Dir gehandelt, wie ein guter Bruder; Du verſtehſt nichts von den Dingen dieſer Welt, und bedarfſt daher eines Rathgebers und Führers, und das bin ich Dir allezeit geweſen.

Du, mir ein Führer, ein Rathgeber? ſagte Beethoven heftig. Ich bedarf eines Solchen nicht, und Du könnteſt es mir gewiß nicht ſein. Was warſt Du, ehe Du zu mir nach Wien kamſt? Ein armer Apotheker, der nichts hatte und nichts war. Ich gab' Dir, was ich beſaß, ich kaufte Dir eine Apotheke, ich machte einen Mann aus Dir, denn Jedermann wollte Dir wohl, weil Du mein Bruder warſt. Und was biſt Du denn jetzt weiter und mehr, als eben mein Bruder?

Oh, rief Johann ſtolz und würdevoll, ich bin Gutsbeſitzer! Nein, nein, ich bin nicht bloß des Herrn Ludwig van Beethovens Bruder, ſondern ich ſtehe auf meinen eigenen Füßen und ſtehe da vielleicht feſter als Du auf den Deinen. Ich bin Gutsbeſitzer.

Und ich, mein Herr Bruder, ich bin Hirnbeſitzer, *) rief Beethoven, ſein Haupt ſtolz zurückwerfend. Glaubſt Du, daß Dein Gut ſchwerer wiegt als mein Kopf?

Ich glaube, daß Du ein ſtolzer und hochfahrender Mann biſt, der ſeinen Bruder gar nicht liebt, rief Johann. Ich glaube, daß ich am Beſten thue, Dich zu verlaſſen und niemals mehr hierher zurückzukehren. Lebe alſo wohl! Mögen Deine Feinde Dein Herz umſtricken und ſich zu Deinen Freunden lügen, mögen ſie Dich betrügen und beſtehlen, mögen ſie Dich umherzerren wie ein ſchwaches Kind und Dich zum Spott der Welt machen. Mich ſoll's nichts angehen, ich werde mich niemals mehr um Deine Angelegenheiten kümmern! Lebe wohl, wir ſehen uns niemals wieder! Lebe wohl, Du mein geliebter, angebeteter Bruder, wir werden uns niemals wiederſehen!

Und während er mit vor Rührung zitternder Stimme

*) Seyfried. S. 15.

ſo ſprach, ſtürzten ihm die Thränen in hellen Strömen aus den Augen, und er wandte ſich ſchwankenden Schrittes der Thür zu.

Aber ſofort war Beethoven an ſeiner Seite, und ihn mit beiden Armen umſchlingend und ihn zärtlich an ſeine Bruſt drückend, rief er: nein, Bruder Johann, Du gehſt nicht fort, Du bleibſt bei mir! Es ſoll nicht geſagt werden, daß die Söhne unſerer Mutter, daß Brüder, die unter einem Herzen gelegen, in einem Hauſe auferwachſen ſind, daß die ſich feindlich von einander losſagen könnten. Nein, nein, Du biſt und bleibſt mein Bruder, und ich liebe Dich und werde Dich ewig lieben. Mögeſt Du Recht haben, mögen alle Menſchen mich betrügen, aber an Dich glaube ich, Dir will ich niemals mißtrauen, Dich will ich ewig lieben, mein Bruder, meiner geliebten Mutter geliebter Sohn!

Er drückte einen glühenden Kuß auf ſeines Bruders Lippen, und dann ſein Haupt an des Bruders Bruſt legend, hielt er ihn lange und innig umfangen.

Und nun, ſagte er dann, ſich lächelnd wieder emporrichtend, nun mußt Du mir auch beweiſen, daß Alles wieder zwiſchen uns gut iſt, mußt Dich nach wie vor um meine Angelegenheiten bekümmern, mußt mir

Rath geben, und mich warnen, wenn man mich betrügen will. Willst Du das auch thun, Bruder?

Ja, ich will's thun, sagte Johann freundlich, und ich will Dir gleich einen Beweis davon geben, wie sehr ich mich immer mit Deinen Angelegenheiten beschäftige.

Er zog einen Brief aus seinem Busen hervor, und reichte ihn Beethoven dar. Sieh', sagte er, diesen Brief will ich eben zur Post bringen.

Ein Brief an Herrn Thompson in Edinburg, rief Beethoven. Aber warum schreibst Du an ihn?

Warum? Ich will ihn mahnen, Dir die hundert Ducaten zu schicken, die er Dir noch für die schottischen Lieder schuldig ist, und die er Dir lange schon hätte schicken müssen, wenn er ein ehrlicher und anständiger Mann wäre.

Nun, Bruder Johann, er ist ein ehrlicher und anständiger Mann, sagte Beethoven aufathmend. Er hat mir gestern das Geld geschickt.

Ah, er hat's geschickt, rief Johann, nun das freut mich, denn alsdann bist Du jetzt ein wahrer Crösus, ein Capitalist. Hast erst vor acht Tagen von dem Wiener Magistrat für die Cantate hundert Ducaten bekommen, und jetzt wieder hundert, das machen nahe

an tauſend Gulden, ein Vermögen, Bruder. Jetzt mußt Du daran denken, Dir etwas zu ſparen, und ich mache Dir einen Vorſchlag! Gieb mir achthundert Gulden, damit ich Dir dafür ſichere Staatspapiere kaufe, die ich Dir dann bei mir in meinem eiſernen Schrank verwahre, denn hier bei Dir würde man ſie Dir doch ſtehlen. Baar achthundert Gulden in ſichern Papieren liegen haben, iſt immer eine angenehme Sache, in Zeiten der Noth kann man ſie ſogleich zu Gelde machen, und ſich aus der Verlegenheit erretten. Hörſt Du, Bruder, gieb mir alſo einhundert funfzig Ducaten, damit ich Dir Papiere kaufe. Dann haſt Du noch funfzig Ducaten, und die reichen für das tägliche Leben hin, bis Du erſt wieder neues Geld verdient haſt. Alſo gieb das Geld.

Beethoven hatte, während ſein Bruder ſprach, mit verlegener und ängſtlicher Miene vor ſich hingeſtarrt, jetzt hob er langſam und mit bittendem Ausdruck die Augen zu ſeinem Bruder empor.

Lieber Bruder, ſagte er, ſei mir nicht böſe, aber — es muß heraus, — ich habe die andern hundert Ducaten nicht mehr.

Was? ſchrie Johann. Du haſt ſie nicht mehr? Hat man ſie Dir geſtohlen?

Nein, nein, Bruder, man hat sie nicht gestohlen. Ich hatte selbst einige nothwendige Ausgaben und dann —

Und dann, nicht wahr, dann kam Bruder Carl und stahl Dir das Andere?

Nein, Bruder, er stahl mir nichts! Freiwillig habe ich ihm dreihundert Gulden gegeben, und ich hab's gern gethan, denn er war in gar großer Noth und Angst. Er weinte und jammerte, und hätte seine Stelle verlieren müssen, wenn er das Geld nicht herbeischaffte. Es war also meine Pflicht, als redlicher Bruder und Freund ihm zu helfen, und seine Ehre, welches ja auch die meine ist, rein zu erhalten.

Und so hat sich also mein kluger Bruder, das große Genie, wieder betrügen lassen, schrie Johann wüthend. So hat der Mann, der sich vorher so stolz Hirnbesitzer nannte, denn so hirnlos gehandelt, daß er sich von einem paar Crocodilsthränen hat täuschen lassen, daß er dem größten Lügner und Heuchler geglaubt hat. Denn ich sage Dir, unser Bruder Carl ist ein Lügner und Heuchler. Es ist nicht wahr, daß er in Noth war, daß er Geld brauchte. Er wußte nur, daß Du Geld bekommen hattest, und er wollte es Dir also bloß abschwindeln. Und es ist ihm gelungen,

er hat das Geld erwiſcht, und wird jetzt lachen über Deine Leichtgläubigkeit und Dummheit. Bruder, Bruder, wie oft ſoll ich es Dir denn ſagen, traue Niemand, als mir allein! Traue auch unſerm Bruder Carl nicht, denn auch Er meint es nicht ehrlich, er will Dich nur um Dein Geld betrügen!

Traue auch unſerm Bruder Johann nicht, ſchrie hinter den Brüdern eine laute zornige Stimme, und als ſie Beide ſich umſchaueten, ſtand hinter ihnen eine hohe männliche Geſtalt, bleich vor Zorn, mit drohend emporgehobener Fauſt.

Bruder Carl! ſchrie Beethoven entſetzt zurücktaumelnd.

Ja, Bruder Carl, welcher Alles gehört hat, ſchrie dieſer, Bruder Carl, welcher gleich nach dem Herrn Gutsbeſitzer gekommen iſt, und weil er neugierig war zu hören, was für Gift die brüderliche Schlange wieder in das Herz unſers Bruders ausſpritzen wollte, da hinter der Thür geſtanden und Alles mit angehört und die ganze ſaubere Unterhaltung der Herren Brüder vernommen hat. Aber jetzt hatte ich genug gehört, jetzt komme ich um Theil zu nehmen an der Unterhaltung. Jetzt komme ich, um Dir zu ſagen, Bruder Ludwig, daß Du ein Mann ohne Treu' und Glauben

biſt, denn Du haſt Dein feierlich gegebenes Wort nicht gehalten. Du hatteſt mir geſchworen, Niemanden von meiner Noth zu ſagen, Niemanden anzuvertrauen, in welcher gräßlichen Verlegenheit ich mich befunden, Niemanden zu verrathen, daß Du mir Geld geliehen. Jetzt haſt Du Deinen Schwur gebrochen, und das iſt ehrlos.

Aber ich konnte ja nicht anders, rief Beethoven. Johann wollte ja das Geld von mir haben, um mir dafür Papiere zu kaufen, und ich mußte ihm alſo doch ſagen, daß ich es nicht mehr habe! Zudem iſt er ja unſer Bruder, der wird alſo gewiß nicht Dein Geheimniß verrathen.

Carl lachte laut auf. Er verräth Bruder und Schweſter, Feind und Freund, wenn er Geld damit verdienen kann. Er liebt nichts als Geld, will nichts als Geld; und könnte er aus dem Blut ſeines Bruders Ludwig Geld münzen, ſo würde er Dich ohne Bedauern ermorden.

Carl, ſchrie Johann wüthend, kein Wort mehr, oder —

Still, unterbrach ihn Carl gebieteriſch. Still, Du haſt geſprochen und beſchuldigt. Jetzt iſt an mir die

Reihe. Jetzt, Bruder Ludwig, höre an, was ich Dir zu ſagen habe! Dein Bruder Johann iſt ein geldgieriger Menſch, der Dich betrügt, der Dich mit allen Menſchen entzweien will, um Dich allein in ſeinem Beſitz zu haben, um Dich allein auszuſaugen, um Dir allein all' Dein Geld abzunehmen. Das iſt ſeine Liebe, ſeine Fürſorge! Er will Dich wie eine Spinne in ſein Netz einſpinnen, damit er Dir das Blut ausſaugen kann.

Oh, oh, habe Mitleid, ſchrie Beethoven ganz zerbrochen, ganz troſtlos auf einen Stuhl niederſinkend. Sei barmherzig, Bruder, habe Mitleid mit mir.

Nein, kein Erbarmen, rief Carl, Du haſt angehört, was er über mich geſagt hat, jetzt ſollſt Du auch anhören, was ich über ihn ſage! Und ich ſage Dir, er iſt ein Heuchler und Betrüger. Er hat Dir geſagt, er wolle Dein Geld haben, um Dir Staatspapiere dafür zu kaufen, und ſie Dir in ſeinem eiſernen Kaſten aufzubewahren. Jetzt aber will ich Dir ſagen, was er mit den tauſend Gulden thun wollte, jetzt —

Bruder, ſchrie Johann ganz laut, ſchweige, wenn Du nicht willſt, daß ich Dich ermorden ſoll!

Er ſtürzte zu ſeinem Bruder hin und packte ihn heftig bei der Bruſt, aber indem er das that, ſprach

er zu ihm in sanfterem, gemäßigterem Ton, so daß Beethoven ihn nicht verstehen konnte.

Carl lachte laut auf und stieß ihn dann mit gewaltiger Faust zurück. Bruder Ludwig, schrie er, willst Du wissen, was der gute ehrlose Johann mir eben gesagt hat? Er hat gesagt: gehe nicht weiter, Carl! Schweige jetzt, und wenn er mir das Geld giebt, will ich Dir die Hälfte abgeben! Schweige, sonst entläuft er uns Beiden und wir werden gar nichts mehr von ihm bekommen.

Beethoven, einen lauten Schrei ausstoßend, schlug die Hände vor sein Angesicht und ächzte laut. Aber Carl faßte ihn an der Schulter und rüttelte ihn aus seiner Traurigkeit auf.

Ich will Dir sagen, Ludwig, wozu Bruder Johann die tausend Gulden haben wollte, von denen er sagt, daß er Dir Staatspapiere dafür kaufen wollte, schrie er. Er wollte das Geld haben, um mit diesen tausend Gulden die neue, schöne Equipage, die er sich heute gekauft hat, zu bezahlen! Das ist der eiserne Kasten, in dem er Dein Geld aufbewahren will. Eine Staatsequipage.

Ist das wahr, Johann? sagte Beethoven mit matter, versagender Stimme.

Nein, ſchrie Johann, es iſt nicht wahr, es iſt eine elende Lüge! Er ſoll's mir beweiſen, wenn er nicht zugeben will, daß er ein Verläumder iſt!

Ich kann's beweiſen, und ich will's, ſchrie Carl. Soll ich Dir ſagen, wer der Mann iſt, der hier unten im Hausflur ſteht und mit dem Du hergekommen biſt?

Johann erbebte und eine dunkle Röthe flog einen Moment über ſein Antlitz hin.

Beethoven ſah es und ein leiſer Klageton, ein ſchmerzliches Wimmern kam aus ſeiner Bruſt hervor. Sage es, Bruder Carl, flüſterte er leiſe, wer iſt der Mann?

Es iſt der Wagenbauer, von dem Johann die Equipage gekauft hat, und der ſie ihm nicht ohne Bezahlung verabfolgen wollte, denn der Herr Gutsbeſitzer hat wenig Credit, wie es ſcheint. Johann wollte aber ſchon heute in ſeiner glänzenden Equipage auf's Gut fahren, und ſo hat er dem Wagenbauer geſagt, er ſolle mit ihm kommen, er habe bei Dir das Geld deponirt, und er wollte es von Dir holen! Und drunten im Hausflur ſteht alſo der Wagenbauer und wartet auf die tauſend Gulden, die der liebe, ehrliche, treue Johann Dir abſchwindeln wollte.

Oh, oh, ſtöhnte Beethoven, wie das ſchmerzt! Oh, warum ſterbe ich nicht!

Siehſt Du, ſchrie Johann, Du wirſt noch zum Mörder an unſerm Bruder werden.

Das wäre für Dich freilich ein Unglück, rief Carl, denn alsdann könnte er für Dich kein Geld mehr verdienen.

Und ziehſt Du nicht auch von ihm? brüllte Johann. Drückſt Du nicht auch an ihm, als wär' er eine Citrone?

Carl antwortete in gleicher wüthender Weiſe, und jetzt erhob ſich zwiſchen den beiden Brüdern ein glühender erbitterter Streit. Mit lauter donnernder Stimme ſprachen ſie zu einander, warfen ſie ſich die gröbſten Schmähungen in's Geſicht, beſchuldigten ſie ſich gegenſeitig der Betrügerei, der Habſucht, der Geldgier. Mit drohenden Blicken ſtarrten ſie einander an, und aus ihren Mienen flammte tödtlicher wilder Haß.

Beethoven ſaß mit bleichem entſetztem Antlitz da. Einmal beim Beginn des wüthenden Streits, bei den lauten brüllenden Scheltworten Johanns, hatte er haſtig ſeine beiden Hände an ſeinen Kopf gedrückt, und ſchmerzvoll gerufen: Oh weh, weh, meine armen

Ohren.*) — Dann hatte er die Hände wieder ſinken laſſen, und mit weit geöffneten ſtieren Augen, wie erſtarrt vor Schreck und Entſetzen, dem wilden Streit der beiden Brüder zugeſchaut.

Als er aber jetzt ſah, wie Johann die drohend geballten Fäuſte gegen ſeinen Bruder erhob, als er ſah, wie Carl ſeinen gewaltigen Arm emporſchnellte, wie zu einem zerſchmetternden Schlag, da ſprang Beethoven empor, und ſich den beiden Zornigen entgegenſtürzend, ſtieß er ſie mit kräftigem Arm von einander zurück.

Es iſt genug, ſagte er ruhig und hoheitsvoll. Geht nicht weiter, belaſtet Euer Gewiſſen nicht mit noch größerer Schmach. Ihr ſeid ſehr unbrüderliche Brüder,**) aber ich verzeihe Euch um unſerer Mutter willen. In dieſer Stunde habe ich zum erſten Mal dem Schickſal

*) Beethoven war um dieſe Zeit noch nicht völlig taub, er hörte noch zuweilen ziemlich gut, je nach der Stimmung ſeiner Nerven. Zuweilen, nach großen Gemüthsaufregungen, war er ganz und gar taub und hörte gar nichts, zuweilen aber auch ſchärfte die Aufregung ſeine Gehörnerven, und dann that jeder laute, heftige Ton ſeinen Ohren phyſiſch weh und machte ihn erbeben vor Schmerz.

**) Ein Ausdruck, deſſen ſich Beethoven ſehr oft bediente, wenn er von ſeinen Brüdern ſprach. Siehe: Schindler. Biographie Beethovens.

gedankt, daß ich taub bin, denn ich habe nichts verſtanden von Eurem wüthenden Streit, ich habe nur in Euren verzerrten Mienen Euren Zorn und Eure gegenſeitigen Beleidigungen geleſen. Ich will nicht, daß Ihr im Zorn von einander geht. Da Ihr aber Euch nur ſo fürchterlich erzürnt habt um des Geldes willen, ſo wird Euch alſo auch das Geld wohl wieder verſöhnen, und alſo will ich Euch verſöhnen!

Mit großen ſtolzen Schritten eilte er zu dem Tiſch, und öffnete die Chatoulle, worin die Geldrolle lag, die er vorhin durchbrochen hatte.

Hier, ſagte er, die Rolle und die einzelnen herausgefallenen Stücke auf den Tiſch legend, hier, nehmt Jeder! Du, Carl, die kleinere Hälfte der Rolle, denn Du haſt ja geſtern erſt von mir bekommen, Du, Johann, die größere Hälfte, denn Dein Wagenbauer wird Dir ſonſt am Ende Deine ſchöne Equipage nicht laſſen. Nehmt das Geld, aber vorher reicht Euch die Hände.

Die Brüder ſtanden ſich trotzig gegenüber, einander anſtarrend mit gehäſſigen Blicken. Keiner von ihnen mochte ſich entſchließen, dem Bruder die Hand darzureichen.

Gebt Euch die Hände, ich will es! ſagte Beethoven gebieteriſch.

Aber die Brüder gehorchten ihm nicht, ſie ſtarrten einander an mit finſterm Groll, doch ſie bewegten ſich nicht.

Gebt Euch die Hände, rief Beethoven, oder ich ſchließe das Geld wieder fort, und Ihr bekommt Beide nichts!

Nun zuckten ſie Beide zuſammen, und mit einer raſchen Bewegung reichten ſie einander die Hände dar.

Jetzt nehmt das Geld, und dann geht Beide fort, verlaßt mich Beide, befahl Beethoven.

Schweigend, mit niedergeſchlagenen Augen traten die beiden Brüder zu dem Tiſch und nahmen das Geld.

Jetzt, rief Beethoven, gebieteriſch nach der Thür hindeutend, jetzt lebt wohl!

Aber die beiden Brüder traten zu ihm hin, ſie reichten ihm die Hände dar, ſie ſprachen zu ihm von ihrer Reue, von ihrer Liebe, ſie ſchwuren, daß niemals ähnliche Scenen ſich wieder ereignen ſollten, ſie baten, daß er ihnen vergeben möchte.

Beethoven ſchüttelte traurig ſein Haupt. Meine Brüder, ſagte er, ich weiß und verſtehe nicht, was Ihr zu mir ſagt. Dieſe Stunde hat mir viel gekoſtet, denn jetzt höre ich keinen Ton mehr, jetzt bin ich ganz taub.

Als aber Johann nach einem Stück Papier griff, und ſchreiben wollte, wehrte ihn Beethoven zurück. Ich will nichts hören und wiſſen, rief er heftig. Geht! Geht! ich will allein ſein!

So komm, Bruder, ſagte Carl, ſich der Thür nähernd.

Geh Du, rief Johann, ich will noch bleiben.

Um mich auf's Neue zu verleumden, rief Carl lachend, um ihn wieder zu umgarnen, nicht wahr? Nein, Bruder Johann, wir gehen zuſammen.

Er faßte mit kräftiger Hand den Arm ſeines Bruders und zog ihn nach der Thür.

IX.

Verzweiflung und Tröstung.

Beethoven blickte ihnen nach mit entsetzten starren Blicken, mit halbgeöffnetem Munde, athemlos vor Schmerz und Angst.

Nun endlich waren sie hinausgegangen, nun schloß sich die Thür hinter den „unbrüderlichen Brüdern!“ Beethoven war allein.

Gott! Gott! schrie er, seine beiden Arme zum Himmel emporstreckend. Bist Du auch taub? Hast Du sie nicht gehört? Oh, sie haben die Liebe gelästert, die göttliche, die menschliche Liebe! Und sie sind meine Brüder! Sollten meine natürlichen Freunde sein, und sind doch nur meine Feinde. Und Du duldest es, Einziger, Du, dem alle Dinge ihr Dasein schuldig sind?

Er ließ seine Arme sinken, und ein schweres Aechzen

kam aus ſeiner Bruſt hervor. Jetzt bin ich ganz allein, murmelte er, kein Geſchöpf, das ſich meiner erbarmt! Kein Bruder mehr! Allein, immer allein!

Zwei Thränen rannen langſam über ſeine Wangen, und tropften nieder auf ſeine Hände, die er an die Bruſt gedrückt hatte, als wolle er die Qual, die da innen brannte, erdrücken. Beethoven blickte auf dieſe glänzenden Thränen nieder und ſeine Stirn verfinſterte ſich.

Pfui, ſagte er wild, ein Mann, der weint, wie ein altes Weib! Ich will nicht weinen! — Er ſchüttelte ſein Haupt, und ſeine Löwenmähne flog wild um ſein bleiches, zuckendes Antlitz her. Mit machtvollen großen Schritten rannte er auf und ab, dann ſtürzte er zum Clavier hin, und warf ſeine beiden Hände auf die Taſten, daß ſie in ſchreienden Mißklängen aufheulten. Und wieder und noch einmal ſchlug er auf die Taſten.

Umſonſt, umſonſt! Tonloſe Stille des Grabes rings um ihn her! Kein Laut durchdringt dieſes Schweigen des Todes!

Und immer ſtärker ſchlug Beethoven auf die Taſten, — er wollte das Inſtrument zwingen, ſeinem Meiſter zu gehorchen, Antwort zu geben auf ſeine Schmerzen. — Aber ob auch das Zimmer durchrauſcht war von dieſer

wilden Muſik der Verzweiflung, ob auch die Saiten klirrten und zitterten, der Reſonanzboden dröhnte, — Beethoven vernahm es nicht, für ihn blieb Alles ſchweigend und ſtumm, nicht in ewigem Frieden, ſondern ſtumm und in ewigen Schmerzen.

Mit einem letzten grellenden Accord hob er ſeine Hände von den Taſten, und preßte ſie gegen das Inſtrument, daß es ächzend von ihm fortrollte, weiter hinab in das Zimmer.

Hinweg! hinweg! ſchrie er. Auch Du haſt mich verrathen! Auch Du bleibſt mir ſtumm! Nichts wie Verrath, Bosheit und Tücke, rings um mich her! Aber warum dulde ich es, warum bleibe ich in dieſer ekelhaften Welt, unter dieſen Menſchen, die — Ich will fort! Hinaus, hinaus, dahin, wo ich keine Menſchen mehr ſehe! Wo ich allein bin, allein mit Gott, oder mit dem Tode!

Er faßte ſeinen Hut, und warf ihn ungeſtüm auf den Kopf, dann ſteckte er, ganz unbewußt, ganz mechaniſch ſein Notizbuch ein, und rannte hinaus in das Vorzimmer.

Eben kam Zipferlein mit den Tellern, um für ſeinen Herrn den Tiſch zu decken.

Wie er Beethoven mit dem Hut auf dem Kopf

gewahrte, rief er in die Küche hinein: Frau Streng, der Herr will noch ausgehen!

Und sofort stürzte Frau Streng, das Antlitz geröthet vom Feuer, mit geschäftiger Eile aus der Küche herbei.

Herr, schrie sie, das Essen ist fertig!

Aber Beethoven achtete nicht auf sie. Er hatte schon die Thür erreicht, und war schon im Begriff sie zu öffnen.

Frau Streng eilte zu ihm hin, und faßte hastig seine Hand, bemüht, ihn wieder in das Zimmer hinein zu ziehen.

Herr, schrie sie, der Schill ist fertig, und wenn er stehen soll, verdirbt er!

Beethoven schleuderte auf sie einen seiner zermalmenden Blitze, stieß sie mit gewaltiger Hand zurück, und stürzte fort, die Treppe hinunter, hinaus auf die Straße.

Die kalte Novemberluft that ihm wohl, und kühlte seine glühend heiße Stirn, und seine pochenden Schläfen. Er athmete hoch auf, wie von einer schweren Last befreit, und das blitzende Auge emporhebend zu den Wolken, die im schnellen Flug am Himmel vorüberrauschten, ging er die Straße hinab.

Die Menſchen, die ihm auf ſeinem Wege begegneten, wichen ehrfurchtsvoll bei Seite.

Die ihn kannten, neigten ſich tief vor ihm, und flüſterten zu einander: „das war der große Meiſter Beethoven! Wie ſein Antlitz leuchtete. Er componirt gewiß wieder an einem neuen ſchönen Werk!“

Die ihn nicht kannten, blieben ſtehen, und ſchauten ihm verwundert nach, als hätten ſie eine Geiſtererſcheinung geſehen, und ſagten kopfſchüttelnd: „der Mann muß ſehr unglücklich, oder ſehr närriſch ſein!“

Beethoven ſah weder die Menſchen, noch ihre Grüße, noch ihre verwunderten Geſichter, er rannte weiter, und immer weiter, die Straßen hinunter, dem Thor zu, hinaus aus dem Thor, die Landſtraße dahin, und ſeitabwärts von der Straße über die weite kahle Wieſenfläche, an deren Ende da drüben der ſchwarze, nur hin und wieder noch mit röthlichem Laub geſchmückte Wald lag.

Hin, hin in raſchem Schritt über die Wieſen und das geackerte Feld!

Wohin, wohin!

Aus dem Acker ſchwingt ſich ein aufgeſcheuchter Rabe auf, und fliegt mit wildem Gekreiſch empor. Der wilde Wanderer mit dem fliegenden Haar ſchaut ihm

nach und ruft mit zorniger Stimme: nimm mich mit, Vogel des Todes!

Durch die Wiese schlüpft ein im Schlaf gestörter Maulwurf dahin, seiner unterirdischen Höhle zu. Der wilde Wanderer nickt ihm zu und ruft: grabe, Maulwurf, grabe mir mein Grab!

Weiter! Weiter eilt er dahin, nicht achtend der Kälte, nicht achtend des Windes. Weiter!

Jetzt steht er am Rande des Waldes. Dunkel liegt er vor ihm da, im nächtigen Schatten des Schweigens.

Hinein, hinein! Er kennt die Wege! Er kennt die Stege! Er ist sie oft gewandelt in einsamen Leiden, in einsamen Freuden!

Den schmalen Waldweg hinunter, wohin! Einsamer Wanderer! Wohin!

Stundenlang wandert er! Den Gedanken will er entfliehen, aber sie gehen mit ihm! Den Schmerzen will er entrinnen, aber sie wühlen in seiner Brust.

Jetzt steht er an einer Lichtung des Waldes. Dort jenseits neben der Wiese liegt ein schönes stattliches Dorf. —

Er kennt es wohl! Schöne sonnige Tage hat er hier verlebt, hier in dem reizenden Hetzendorf. Damals

war er glücklich! Damals glaubte er noch an die Menſchen! Liebte ſie Alle!

Und vor allen liebte er Sie! Giulietta!

Vorüber! Vorüber, ſchöne Erinnerung glücklicher Liebestage!

Er wendet das Haupt ab, er will ſeine Erinnerungen nicht ſehen! Er will ihnen entfliehen! Weiter! Weiter lenkt er die Schritte.

Da liegt es vor ihm in fürſtlicher Pracht, das kaiſerliche Luſtſchloß Schönbrunn. Er ſchaut mit einem trotzigen wilden Blick hin auf das Schloß, das die große Maria Thereſia gebaut hat, und in dem jetzt die Gemahlin des geſtürzten Kaiſers Napoleons wohnt, das jetzt die Zuflucht iſt Marie Louiſens und des kleinen Königs von Rom.

Vorüber an dem Schloß geht der einſame düſtere Wanderer, und tritt durch die kleine nur angelehnte Seitenpforte in den Park ein.

Weiter! Weiter! Die Wege hinab, die Alleen hinauf zur Höhe, wo der Pavillon Glorietta ſteht. Nun hinein in das Dickicht des Waldes, hinauf die Anhöhe dicht daneben. Da iſt die Stelle, welche er geſucht, der wunderbare Eichbaum, der einſt in den Zeiten der Liebe ihm ein Bild gedäucht des Menſchenglücks.

In Einem dicken festen Stamm steigt diese Eiche empor aus der Erde, gebaut für die Ewigkeit, von der Erde geboren, aufstrebend zum Himmel. Aber auf einmal hat sich der Stamm getheilt, und zwei Fuß hoch über der Erde hat er sich getrennt, zu Zwei Eichen aus Einem Stamm. So zu Zweien, und doch nur Eins, sind sie emporgestiegen die beiden Eichen, und da droben haben sich ihre Häupter wieder geküßt, und ihre Zweige sich zu Einem wieder in einander geschlossen.

Beethoven kennt diesen seltsamen Baum. Zu ihm kommt er, um Abschied zu nehmen, zu ihm, der einst ihm sein Arbeitszimmer gewesen, oder wenn man will der Altar, auf welchem der Priester seinem Gott geopfert hat.

Hier auf dieser Stelle, zwischen den beiden Eichen sitzend, hier hat er auch einst seinen Fidelio gedichtet. Hier in der Einsamkeit des Waldes, inmitten der Natur, seligen Gottesfriedens voll, hier hat Beethoven sein herrlichstes Werk geschrieben.

Mit einem lauten Schmerzensschrei sinkt er jetzt nieder vor der Eiche, und lehnt sein Haupt an den Stamm. Hier bin ich! ruft er mit zitterndem Ton. Eiche! Eiche! Ich fordere von Dir Genugthuung und Vergeltung, bei Dir war ich glücklich, und Du rausch-

teſt mir zu, daß ich es ferner ſein ſollte! Und Du haſt gelogen! Gelogen! Neun Jahre ſind vergangen, ſeit ich nicht bei Dir war! Eiche! Eiche! Gieb mir meine Hoffnungen, meine Träume wieder, oder ſei barmherzig und zerſchmettere mich!

Er klammert ſeine Arme um den Stamm der Eiche, er ſchaut mit ſtarrem Auge zu ihr empor.

Die Wipfel rauſchen leiſe im Winde. Er hört es nicht! Aber er hört die Stimmen, die in ſeiner Bruſt flüſtern. Sie ſingen und klagen vergangenes Glück, vergangenes Leid! Und es umrauſcht ihn wie mit Wundermelodieen, und Fidelio, die Heldin der Liebe, tritt vor ihn hin, und grüßt ihn mit ſtrahlenden Augen; ſie kniet vor ihm nieder und das Antlitz von Thränen bethaut, ſingt ſie mit flüſternder Engelsſtimme: „da nimm, da nimm das Brot, Du armer, Du armer Mann!“

Und Beethoven ſtreckt die Hände aus, und murmelt: gieb es mir, das Brot des Lebens! Gieb es mir, ſonſt ſterbe ich Hungers inmitten der Wüſte! Oh, Fidelio, Fidelio, 'komm' und errette deinen Floreſtan! Fidelio!

Seine flehende Stimme hallt durch den Wald. Aber keine Antwort erſchallt. Er ächzt laut und lehnt

ſeine Stirn an die Eiche und liegt da unbeweglich, erſtarrt in Schmerzen.

Endlich nach langer Zeit ſpringt er empor, und ſchüttelt ſeine Mähnen, und ſein Auge hat wieder ſein trotzig Leuchten.

Ich will nicht ſterben, ſagt er laut, die rechte Hand auf den Eichenſtamm legend. Du haſt mich geſehen, Eiche, in den Tagen des Glückes, und damals war es die Liebe, die mich begeiſterte. Heute haſt Du mich geſehen am Tage der Verzweiflung, und jetzt wird es der Schmerz ſein, der mich begeiſtert. Lebe wohl, Eiche! Lebe wohl! Wie Du, will ich feſt ſtehen, und nicht wanken; wie Du, will ich die Stürme überdauern.

Er wendet ſich ab, und geht weiter. Jetzt nicht mehr in raſender Eile, ſondern langſam, gedankenvoll. Er hat an der Eiche das Brot des Lebens gegeſſen, und er fühlt ſich erkräftigt zum Weiterwandeln durch die rauhen Pfade der Welt.

Jetzt tritt er hinaus an den Rand des Waldes. Vor ihm liegt vom Abendroth überſtrahlt die weite Landſchaft da, und drüben am Horizont in glühender Pracht ſenkt ſich die Sonne nieder.

Und Beethoven ſchaut ſie an, und ein Lächeln ver-

klärt ſeine Züge. Die Erde iſt ſtumm, ſagte er leiſe, aber der Himmel ſpricht zu mir.

Dann breitet er die Arme empor, und er ruft mit lauter, freudiger Stimme: ich ſehe Dich, Einziger, und indem ich Dich ſehe, verſtehe ich Dich!

Nun wandert er weiter, gedankenvoll, gebeugten Hauptes, nicht achtend des Weges, nicht achtend, daß die Dämmerung herniederſinkt, daß es endlich Nacht wird.

Aber der erſchöpfte Körper mahnt ſeine Seele. Seine Füße ſchwanken unter ihm, die Seele hat das Brot des Lebens genoſſen, aber der Körper begehrt noch der Nahrung.

Ermattet und ſchwankend geht er einſam durch den tonloſen Abend dahin. Da glänzt in der Ferne ein Licht ihm entgegen am Rande des dunkelen Waldesſtreifens.

Beethoven folgt dem leuchtenden Wegweiſer. Nun ſteht er vor dem einſamen Förſterhauſe, und klopft leiſe an die Pforte.

Ein Greis mit ſilberweißem Haar öffnet ihm.

Oh, laßt mich ein, gönnt mir ein Nachtlager, ſagt Beethoven mit matter Stimme. Gebt mir zu eſſen! Ich bin kein Bettler! Ich kann bezahlen, was Ihr Gutes an mir thut!

Auch der Bettler würde nicht von unſerer Thür gewieſen, ſagt der Greis würdevoll. Tretet ein und ſeid willkommen!

Beethoven tritt ein in das Haus und folgt dem Greiſe zu dem großen, hell erleuchteten Zimmer, das da zu ebener Erde liegt.

Ein gedeckter Tiſch ſteht in der Mitte des Zimmers, und auf demſelben Butter, Brot und Käſe, und Schüſſeln mit köſtlicher Milch, die ländliche Abendmahlzeit der Familie. Es iſt eine zahlreiche Familie, die um den Tiſch ſteht, denn da iſt der Greis und neben ihm deſſen Sohn, der ſtattliche Förſter, dann kommt die Frau Förſterin, dann die drei rüſtigen, kräftigen Jünglinge, ihre Söhne, und ihre Tochter. Es iſt eine glückliche Familie, das ſieht man an ihren roſigen Wangen, an ihren hellen, ſtrahlenden Augen, an dem freundlichen, ſanften Lächeln, mit dem ſie einander anſchauen.

Ein unendliches Wohlbehagen ſpricht von allen Geſichtern, herrſcht in der ganzen Umgebung, und Beethoven fühlt einen Hauch davon über ſeine kranke Bruſt wehen. Seine Stirn beginnt ſich zu glätten, und er ſchaut mit minder düſterm Blick im Zimmer umher. Er freut ſich des hellen Feuers, das

luſtig in dem großen Kamin flackert, und vor dem in ſeliger Ruhe zwei Jagdhunde liegen und in die Flamme ſtarren, er freut ſich noch mehr des Claviers, das da drüben an der Wand ſteht, und neben dem er ſogar einige Inſtrumentenkaſten ſieht.

Aber der Greis ſtört ihn in ſeinem Schauen, indem er ihm die Hand hinreicht und ihn an den Tiſch führt. Die Förſtersfrau tritt an ſeine andere Seite und ſpricht zu ihm lächelnd und freundlich.

Oh, lieben, guten Leute, verzeiht, ſagt Beethoven milde, ich höre Euch nicht, ich bin ganz taub. Aber ich ſehe, daß Ihr gut und glücklich ſeid, und ich freue mich deſſen.

Armer Mann, ſeufzt Roſa, die junge Förſtertochter, armer Mann! Taub zu ſein, welch' ein Unglück! Keine Menſchenſtimme zu hören und keine Muſik! Vater, Ihr muſicirt doch heute wieder?

Ja wohl, Kind, wir muſiciren!

Armer Mann, er wird nichts davon hören, und Eure Muſik iſt doch ſo ſchön! ſeufzt Roſa.

Armer Mann! ſagen ſie Alle. Taub zu ſein, welch' ein Unglück.

Beethoven hört nichts von ihren mitleidsvollen Worten, er ſitzt ſtill und gelaſſen da und ißt von der Milch,

die die Försterin ihm aufthut, von den Eiern und dem Butterbrod, das Rosa mit geschäftiger Fürsorge ihm bereitet hat.

Jetzt endlich ist das Mahl vollendet. Rosa räumt eilig und rasch den Tisch ab, und die Brüder helfen ihr dabei, und Alle scheinen sie voll geschäftiger Eile, um diese Arbeit zu vollenden.

Jetzt ist es gethan, der große Tisch ist abgeräumt. Rosa eilt, sich zwei Lichter darauf zu setzen, den Korb mit Handarbeiten daneben zu stellen, und die Stühle für sich und ihre Mutter heranzurücken.

Der Greis nimmt auf einem der Lederstühle nahe am Kamin Platz, und bedeutet den Gast, auf den andern, den bessern Lehnstuhl sich zu setzen.

Beethoven thut's, und fragt sich verwundert, was dies Alles bedeuten mag, weshalb sie Alle so feierlich, und doch so freudig ausschauen.

Nun schreitet der Förster nach dem Clavier hin, und öffnet es, nun heben die Söhne die Deckel der Kasten auf, und ziehen die Instrumente hervor, eine Violine, eine Viola und ein Violoncell.

Ah, sie wollen ein Quartett spielen, sagt Beethoven leise zu sich selber, und schaut hinüber zu den Musikern. Er sieht, wie sie die Instrumente stimmen, sieht, wie

der Vater ihnen den Akkord dazu angiebt, ſieht, wie er dann nickt, als ſtimmten die Saiten jetzt in ſchöner Harmonie.

Nun beginnen ſie zu ſpielen. Beethoven hört nichts, aber er ſieht! Sieht, mit welchem Eifer, welchem innern Feuer ſie ſpielen, immer in demſelben feurigen Tact, demſelben gleichmäßigen Bogenſtrich. Er ſieht, daß die Muſiker mit inniger Freude ſpielen, ſieht, wie die beiden Frauen die Handarbeit niederlegen und lauſchen, ſieht, wie der Greis ſich erhebt, und leiſe auf den Zehen hinſchleicht zu den Muſikern, um mit gefaltenen Händen ihnen zuzuhören.

Beethoven ſieht den Eindruck den die Muſik macht, aber er hört ſie nicht!

Jetzt ſieht er die Muſiker inne halten, jetzt ſieht Beethoven ſie einander zulächeln, ſieht, wie Roſa aufſpringt, und zu ihrem Vater hineilt, ihre vollen Arme um ſeinen Nacken ſchlingt und ihn küßt, und dann, als danke ſie für den bereiteten Genuß, den Brüdern lächelnd zunickt.

Aber der Vater wehrt ſie ſanft zurück, und legt die Hände wieder auf die Taſten. Beethoven ſieht, daß die Muſik auf's Neue beginnt, feuriger noch, als zuvor, iſt ſie im Rhythmus. Beethoven ſieht es an dem

raſchern Bogenſtrich der Spielenden. Er ſieht, daß ſie auch feuriger iſt in ihrem Gedanken, denn die Augen der Jünglinge leuchten höher auf, Thränen glänzen in Roſa's Augen, vor Begeiſterung ſtrahlt das Angeſicht ihrer Mutter.

Beethoven ſieht es, und dieſe Muſik, die er nicht hört, deren machtvolle Wirkung er auf den Angeſichtern der Spieler und der Hörer ſieht, dieſe Muſik begeiſtert auch ihn.

Er ſteht auf, er nähert ſich den Spielenden. Eben halten ſie inne, und ſchauen einander an mit glückſtrahlenden Augen, und lächeln ihrer Mutter zu, und Beethoven ſieht das Wort auf ihren Lippen flüſtern: Wunderſchön!

Ach, Ihr guten Menſchen, ruft Beethoven mit bebender Stimme, ſeht, wie unglücklich ich bin. Ich kann nicht Theil nehmen an Eurer Freude, ich bin taub, und doch liebe ich die Muſik ſo ſehr. Laßt mich alſo ein wenig Theil nehmen an Eurem Entzücken. Laßt mich die Muſik leſen, die Ihr eben geſpielt habt.

Der Förſter reicht ihm die Partitur dar, die vor ihm auf dem Clavier gelegen.

Beethoven nimmt das Notenheft und ſchauet es an.

Nun ſchreckt er zuſammen, ſeine Augen umdüſtern

ſich, ein Zittern durchſchleicht ſeine ganze Geſtalt, das Notenheft entſinkt ſeinen Händen, der Athem geht ſchwer und ſchnell aus ſeiner Bruſt, und jetzt ringt er ſich hervor in lautem Schluchzen, jetzt ſtürzen die Thränen in hellen Bächen aus ſeinen Augen hervor.

Mein E-Dur-Quartett, ſagt er leiſe, ſo leiſe, daß Niemand es hörte. Aber ſie ſahen ſeine Thränen, ſeine Bewegung und ſie eilen zu ihm hin, und fragen ihn mit Blicken, mit Zeichen um den Grund ſeiner Thränen.

Beethoven läßt ſeine Augen mit einem langen Blick an dieſen guten, theilnahmsvollen Geſichtern dahin gleiten, dann ſagte er mit einem wunderbaren ſanften Lächeln: Lieben Leute, ich habe die Muſik geſchrieben, die Ihr da ſpielt. Ich bin Beethoven!

Beethoven! rief der Greis. Beethoven! riefen Alle, wie aus Einem Munde, und der Greis zieht das Sammetkäppel von ſeinem weißen Haar und nähert ſich mit ehrfurchtsvollen Mienen, und der Förſter mit ſeinen Söhnen neigten ſich vor ihm, und Roſa ſtürzte zu ihm hin, und vor ihm niederknieend faßte ſie ſeine Hand und bedeckte ſie mit Küſſen.

Beethoven ließ es geſchehen, er hatte die ſtrahlenden Blicke gen Himmel gewandt, und laut und freudig

rief er jetzt: Er ist ein Zeugniß von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig!

Dann senkte er das Auge, und ließ es mit einem Gruß der Liebe auf den frohen, glücklichen Gesichtern ruhen, die Alle in Ehrfurcht und Liebe ihm zugewandt waren. Ein tiefes, unaussprechliches Glück, eine selige Wonne durchleuchtete jetzt sein armes vielgequältes Herz, er breitete die Arme aus und rief: kommt an mein Herz! Laßt mich Euch umarmen, Euch begrüßen! Denn Euch danke ich die schönste Stunde meines Lebens!

Und jubelnd umarmten ihn die Männer, jubelnd warf sich die Försterin an seine Brust, und da sie nicht zu ihm sprechen konnten mit Worten, sprachen sie zu ihm mit ihren Blicken, ihren Thränen, ihren Händedrücken.

Aber jetzt richtete sich Beethoven empor, und schüttelte sein Haupt, als wollte er die Thränen fortschleudern. Sein Auge leuchtete höher auf, seine Gestalt richtete sich stolz empor, und hochgehobenen Hauptes, majestätischen Schrittes ging er zu dem Clavier hin, wie ein Feldherr, der im Begriff ist, seine Truppen in die Schlacht zu führen.

Er ſetzte ſich, und legte die Fingern auf die Taſten.

Stille ward es in dem großen Gemach. Mit angehaltenem Athem ſtanden der Greis, der Mann und die Jünglinge, das Weib und die Jungfrau da. Mit angehaltenem Athem lauſchten ſie.

Und Beethoven ſpielte. Spielte, wie er's nie gethan. Die ganze Leidensgeſchichte, alle Verzweiflung, alle Schmerzen und Qualen, die er heute geduldet, die cryſtalliſirten ſich ihm jetzt zur Muſik, und es ſchrie und wehklagte aus den Saiten, daß die Augen ſeiner Zuhörer überfloſſen von Thränen. Aber allmälig löſte ſich die Verzweiflung, allmälig zerriſſen die Wolken, der Sturm der Diſſonanzen ſänftigte ſich, mildere Töne einigten ſich zu lieblichen Melodieen, und jetzt im vollen Strom der Harmonie rauſchte es daher wie ein Jubellied des Dankes und der Freude!*)

Ja, ein Jubellied des Dankes war es auch! Beethoven hatte in dieſem Hauſe, von dieſen fremden Menſchen göttliches Labſal empfangen, ſie hatten ihn

*) Dieſe Scene iſt nicht erfunden, ſondern ſie hat ſich wirklich ſo begeben. Siehe darüber: Erinnerung an Ludwig van Beethoven. Bonn 1845.

erfreut und zum Leben getröſtet mit Muſik, die er nur geſehen, aber doch verſtanden, er antwortete ihnen mit Muſik, und ſeine Zuhörer verſtanden ſeinen Dank.

X.

Die entfernte Geliebte.

Am andern Morgen war Beethoven, begleitet von den Liebesgrüßen der ganzen Familie, in dem Wagen des Förſters, der es ſich nicht nehmen ließ, ſelber als Kutſcher Beethovens zu fungiren, wieder nach Wien zurückgekehrt.

Seine Haushälterin, die gute Frau Streng, welche ihn die ganze Nacht vergeblich erwartet hatte, empfing ihn mit Freudenthränen, und küßte mit lauten Jubelworten die dargereichte Hand ihres Herrn.

Meine gute treue Frau Schnaps, ſagte Beethoven mit einem wehmüthigen Lächeln, ich habe geſtern alle Leidensſtationen durchgemacht, und meine Füße ſind wund von den Dornen. Sorgt mir heute ein bischen, daß ich Ruhe und Stille habe. Laſſe Sie Niemand

zu mir ein. Meine Augen ſind trübe und können den Anblick der Menſchen noch nicht ertragen.

Aber Herr, ſchrie Frau Streng —

Beethoven ſeufzte ſchmerzlich, und legte ſich die Hände an die Schläfen und die Ohren. Sprecht leiſe, leiſe, Frau Schnaps, ſagte er. Ihre lauten Töne ſchmerzen mich und brauſen wie der Sturm in meinen Ohren. Meine Nerven ſind überreizt. Geſtern hörte ich gar nichts mehr, heute ſchmerzen mich die lauten Stimmen, und ich höre das leiſere Wort. Morgen werde ich vielleicht wieder ganz taub ſein. Sie ſieht wohl, Frau Schnaps, es iſt ſchwer mit mir umzugehen, und ich kann daher den Menſchen eigentlich nicht gram ſein, wenn ſie ſich von mir wenden.

Aber, Herr, die Menſchen möchten doch nichts lieber, als mit Ihnen zuſammen ſein, ſagte Frau Streng. Der Herr Erzherzog Rudolf hat geſtern zwei Mal hergeſchickt, und das zweite Mal brachte der Kammerdiener gleich die Equipage mit, um Sie abzuholen.

Ah, welch' ein Glück, daß ich nicht zu Hauſe war, ſagte Beethoven mit erheitertem Geſicht. So bin ich von der Laſt befreit worden, Hofdienſt zu thun. Das Schickſal iſt doch zuweilen recht gütig gegen mich!

Ach, Herr, Sie werden aber nicht befreit werden,

rief Frau Streng. Heute Morgen war der Kammerdiener ſchon wieder hier, und hat eine Einladung vom Herrn Erzherzog gebracht, ihn heute Nachmittag um vier Uhr zu beſuchen.

Einladung! Beſuchen! rief Beethoven zornig. Das heißt, ich ſoll Hofdienſt thun, ſoll dem Bruder des Kaiſers Unterricht geben, ſoll mir dazu den Staatsrock anziehen, mich ſchniegeln und bügeln, und es mir gefallen laſſen, ſo lange im Vorzimmer zu ſtehen, bis der Herr Kammerherr mich gemeldet und der Lakay die Thüren aufgeriſſen hat. Und dann Unterricht geben, ich Unterricht geben! Es iſt ein Greuel, ein Entſetzen! Wer's nicht in ſich ſelber hat, dem kann man's nicht einblaſen, und wen's der Geiſt nicht lehrt, der lernt's nimmermehr von einem Lehrer, und wär's der Herrgott ſelber, der's ihn lehren ſollte! Ich kann heute nicht den Lehrmeiſter ſpielen. Geh' Sie alſo, gute Frau Schnaps, geh' Sie ſchnell in die Burg, ſag' Sie dem Kammerherrn des Erzherzogs, es wär' heute nicht möglich, ich könnte heute nicht kommen, ich, — ich — ach, ſag' Sie meinetwegen, ich ſei geſtorben, und deshalb könnte ich keine Stunden mehr geben. Dann bin ich die Plackerei auf Einmal und für immer los.

Es glaubt's aber Niemand, wenn ich ſag', daß Sie

geſtorben ſind, ſagte Frau Streng lächelnd, denn ſonſt würde die Sonne heut nicht ſcheinen, und der Himmel nicht blau ſein.

Sieh, ſieh, Frau Schnaps macht Complimente, ſagte Beethoven, leiſe mit dem Kopf nickend, gratulire, Frau Kammerherrin. Geh' Sie doch hin, und gebe Sie dem Herrn Erzherzog Unterricht, Sie verſteht ſich auf das Complimentirbuch und die höfiſche Sprache, und würd' gut mit großen Herren umgehen können.

Ja, aber ich habe ſchon meinen großen Herrn, dem ich diene, ſagte Frau Streng, und bin ganz zufrieden mit meinem Hof, mag keinen andern. Sie aber, lieber Herr, Sie müſſen heut zum Erzherzog. Er erwartet Sie um vier Uhr, und ich hab's verſprochen, daß Sie kommen werden.

Nun, ſeufzte Beethoven kläglich, wenn Sie's verſprochen hat, ſo werde ich freilich gehen müſſen. Aber zum Dank dafür laſſe Sie mir auch Niemand anders hier herein.

Aber Herrn Haslinger doch? Er war geſtern Nachmittag drei Mal hier, wollt' Sie durchaus ſprechen. War auch heut Morgen ſchon mit dem Kapellmeiſter Umlauf hier, und war ganz betrübt und traurig, daß er Sie nicht fand. Er ſagte, er müſſe Sie heut'

noch ſprechen, er werde zum Nachmittag wiederkommen.

Er ſoll mich aber nicht ſprechen, rief Beethoven mit ſchnell umdüſtertem Geſicht. Nein, er ſoll mich nicht ſprechen, ich habe nichts zu thun mit ihm, und auch nichts mit Umlauf. Was gehen mich dieſe Menſchen an, was habe ich mit ihnen zu ſchaffen. Hör' Sie, Frau Schnaps, unterſteh' Sie Sich nicht, und laſſe Sie mir den Haslinger, oder den Umlauf hier herein. Wenn Sie's thut, laufe ich fort und komme niemals wieder.

Gut alſo, Herr, ich werde Niemand einlaſſen, ſagte Frau Streng ſeufzend.

Na, warum thut Sie denn deshalb ſo traurig, he, Frau Schnaps?

Weil ich weiß, daß Herr Haslinger Sie ſo ſehr lieb hat.

Ach, lieb hat. Mich hat Niemand lieb, rief Beethoven mürriſch. Das Liebhaben iſt nichts als eine bloße Redensart, die Diejenigen immer im Munde führen, die Einen gebrauchen, und von Einem was profitiren wollen. Es bleibt aber dabei, ich will den Haslinger nicht ſehen.

Gut, Herr, es bleibt dabei, ſagte Frau Streng, indem ſie der Thür zuſchritt. Im Begriff aber hinaus

zu gehen, wandte sie sich hastig noch einmal um, und kehrte zu Beethoven zurück.

Lieber Herr, sagte sie mit bebender Stimme, ich habe noch eine Bitte an Sie.

Nun, was ist's? rief Beethoven.

Sie sind immer so gütig und verschwenderisch gegen mich gewesen, und da habe ich mir einhundert Gulden gespart, aber weiß nun nicht, was ich mit dem Gelde anfangen, und wo ich es aufbewahren soll. So möchte ich nun meinen lieben gütigen Herrn bitten, ob er nicht so gut sein wollte, mein kleines Capital an sich zu nehmen, und mir vielleicht alle Jahr dafür sechs Gulden Zinsen zu geben, denn anderswo würde ich nur fünf Gulden bekommen.

Beethoven sah sie mit seinen düstern funkelnden Augen starr an, und Frau Streng schlug vor seinen durchbohrenden Blicken die Augen nieder.

Frau Streng, sagte er, Sie haben gestern Alles gehört, was zwischen den Brüdern und mir geschah? Sie haben gehört, daß Sie mir all' mein Gold fortgenommen haben, oder vielmehr, daß ich ihnen Alles gegeben habe?

Nein, Herr, sagte Frau Streng unbefangen, ich habe nichts gehört. Ich möchte nur meine hundert Gul-

den gut anlegen und hoch verzinst haben, und darum bitte ich meinen guten Herrn, daß er sie nimmt und mir sechs Gulden dafür Zins zahlt. Hier sind meine hundert Gulden, lieber Herr!

Sie reichte mit niedergeschlagenen Augen Beethoven eine kleine Rolle Geldes dar. Als er sie nicht nahm, legte sie sie neben ihn auf den Tisch hin, und eilte rasch wieder der Thür zu.

Frau Streng, rief Beethoven, als sie eben im Begriff war hinauszugehen.

Was giebt's, Herr? fragte sie stehen bleibend.

Beethoven schritt zu ihr hin, und sanft seine Hand auf ihre Schulter legend, schaute er sie an mit einem Blick voll unaussprechlicher Güte.

Frau Streng, sagte er mit weicher Stimme, ich irrte mich doch vorher: das Liebhaben ist doch nicht eine bloße Redensart! Das wollte ich Ihr nur sagen, und daß ich sehr wohl weiß, daß es Ihr nicht um die sechs Gulden Zinsen zu thun ist. Jetzt geh' Sie, und lasse Sie mir Niemand herein, ausgenommen, fügte er ganz leise und schüchtern hinzu, ausgenommen, wenn meine Brüder kommen.

Und rasch, als schäme er sich seiner eigenen Schwäche, wandte er sich um, und begab sich in sein

Arbeitszimmer, leiſe vor ſich hinmurmelnd: „es ſind doch immer meine Brüder.“*)

Aber es ſind doch unbrüderliche Brüder! ſagte er dann unwillig vor ſich hin. Sie verfeinden mich mit der Welt, mit mir ſelber, und mit Gott ſogar!

Still! Still, Beethoven! ermahnte er ſich dann ſelber. Denke an die Stunde, welche Dir Gott geſtern Abend geſchenkt hat, und danke ihm, indem Du arbeiteſt und Großes ſchaffſt!

Ja, ich will arbeiten, ſagte er, will niederſchreiben, was ich geſtern auf meinen Leidensſtationen empfangen habe. Oh, meine neue Symphonie in A-Dur wird bald fertig ſein, und die Menſchen werden ſie frohmüthig ſpielen, und werden nicht ahnen und wiſſen, daß es neue Perlen meiner Herzenskrankheit ſind! Was thut's! Gott weiß es, und ich fühl' es doch!

Er ſetzte ſich, und ſein Notizbuch öffnend, begann er haſtig zu ſchreiben, das entziffernd, was er in der Nacht im Förſterhauſe aufgezeichnet hatte.

Auf einmal öffnete ſich drüben die Thür, und eine

---

*) Mit dieſen wenigen Worten pflegte Beethoven ſeinen Brüdern alle ihm angethane Unbill zu vergeben und ſie, Andern gegenüber, zu entſchuldigen.

tiefverſchleierte Dame erſchien in derſelben. Beethoven ſah ſie nicht, er hatte das Haupt über ſeine Noten geneigt und ſchrieb weiter.

Die Dame blieb einen Moment an der Thür ſtehen, unbeweglich, tief verhüllt. Dann, als ſie ſah, daß Beethoven ſie immer noch nicht bemerkte, riß ſie mit einer heftigen Bewegung den Spitzenſchleier von ihrem Antlitz, den langen ſchwarzen Mantel von ihren Schultern fort, und warf ihn achtlos zur Erde. Dann lehnte ſie zaudernd und bebend neben der Thür, erwartend, daß Beethoven den Blick erhebe, zu ihr hinſchaue.

Es war eine Frau von kaum dreißig Jahren, von einer ſeltenen, ungewöhnlichen Schönheit. Ihr ſchönes bleiches Antlitz war eingefaßt von einer Fülle ſchwarzer Locken, die in ungekünſtelter Fülle ſich bis auf die Schultern niederringelten, und nur über der Stirn von einem ſchmalen Goldreif auseinander gehalten wurden. Ihre ſchwarzen großen Augen, welche ſie ſtarr auf Beethoven gerichtet hatte, waren von einer tiefen leidenſchaftlichen Gluth, ihre purpurrothen, leicht geſchwellten Lippen umſpielte ein leiſes wehmüthiges Lächeln, und auf ihrer Stirn, die breit, mächtig und gedankenvoll war, wie die der Ludoviſiſchen Venus, ſchwebte ein Schatten der Trauer. Ihre hohe, volle und majeſtä-

tiſche Figur, die einer Königin anzugehören ſchien, war umhüllt von einem ſchwarzen Atlasgewande, das unter dem Buſen von einem breiten goldenen Gürtel zuſammengehalten ward, und keuſch und ſtreng die ganze edle ſchöne Büſte umhüllte.

Sie ſtand und ſchaute noch immer zu ihm hinüber und immer ehrfurchtsvoller ward ihr Lächeln, immer tiefer der Schatten auf ihrer weißen Stirn.

Oh, wie viel Gram und Sorge die Jahre auf ſeiner Stirn verzeichnet haben, flüſterte ſie, wie leidend er ausſieht. Mein Herz zittert vor Schmerz und Liebe ihm entgegen, und doch fürchte ich mich vor ſeinem Zorn. Aber ich habe es der Kaiſerin Eliſabeth verſprochen, daß ſie ihn ſehen ſoll, — ach, und ich ſelbſt ſehne mich ſo ſehr, ſeine Stimme wieder zu hören, ihm endlich wieder Aug' in Auge zu ſchauen. Möge er mir zürnen, möge er mich von ſich ſtoßen, er wird mir doch vergeben, er wird doch fühlen, daß ich ihn ewig liebe! Auf zu ihm!

Und nun ſchwebte ſie durch das Gemach hin, nun trat ſie bis dicht vor ſeinen Schreibtiſch, und beide Arme ausbreitend, mit einem Schrei der Liebe, des Flehens, rief ſie mit lauter, machtvoller Stimme: Beethoven!

Er ſchrack zuſammen, blickte empor. Nun, wie er ſie ſah, ſie, die ihn anſchaute mit einem himmliſchen Lächeln, mit Augen, die in Liebe und in Thränen glänzten, nun ſprang er empor, und ſein Antlitz leuchtete vor Zorn und Entſetzen.

Hinweg! Hebe Dich fort von mir! rief er, ſeinen Arm drohend gegen ſie ausſtreckend. Hinweg, Geſpenſt meiner Vergangenheit! Verſinke, oder ich ſchlage Dich in den Boden!

Und er ſtürzte zu ihr hin, drohend, außer ſich. Sie lächelte ihm entgegen, und immer noch die Arme ausgebreitet, ſank ſie leiſe auf ihre Kniee nieder, und ſchaute mit Blicken voll unausſprechlicher Liebe zu ihm auf.

Er ſchauderte in ſich zuſammen, und ließ den Arm ſinken. Biſt Du es? Biſt Du es wirklich, Du, Giulia? flüſterte er, ſie mit wirren, träumeriſchen Blicken anſehend. Nein, nein, rief er dann laut, hinweg von mir! Ich kenne Dich nicht!

Und er wandte ſich von ihr ab, und rannte wild im Zimmer auf und nieder. Dann auf einmal blieb er vor dem Flügel ſtehen, und warf die Hände auf die Taſten, und ließ ſie erklingen in ſeltſamen, ſchreienden Accorden; aber dann glitten ſeine Finger leiſe, träu-

meriſch über die Saiten hin, und wunderbare Melodieen ertönten leiſe und duftig, als wie von der Aeolsharfe ſeiner Erinnerungen angehaucht.

Giulia hatte ſich von ihren Knieen erhoben, und war leiſe ihm gefolgt. Sie ſtand hinter ihm und lauſchte mit einem ſeligen Lächeln auf die Muſik; ſie kannte dieſe Melodieen wohl, ſie hatte ſie oft geſungen in Schmerz und Entzücken.

Lauter und voller begann jetzt Beethoven die Melodie zu ſpielen, als wolle er ſie rufen mit ſeinen Tönen, ſie beſchwören mit ſeinem Liede aus vergangener Liebeszeit!

Und Giulia trat vor ihn hin an die andere Seite des Flügels, und mit ſtrahlenden Augen, ihr Antlitz durchleuchtet von Begeiſterung, ſang ſie mit voller, mächtiger Stimme:

Weit bin ich von Dir geſchieden,
Trennend liegen Berg und Thal
Zwiſchen uns und unſerm Frieden,
Unſerm Glück und unſrer Qual.

Beethoven ſchlug mächtiger und voller in die Saiten, als wolle er die ſüße, lockende Stimme übertönen, und wie in einem wilden Strom des Zorns und des Schmerzes

rauſchten die Töne durcheinander, und mit flammenden Zornesblicken ſchaute er hinüber zu Giulia.

Sie ſchaute ihn an mit einem ſeligen Lächeln, mit flehenden, ſtrahlenden Augen. Und ſeine Phantaſieen ſänftigten ſich, ſie lenkten wieder ein in ſanfte, ſüße Modulationen, die vorige ſüße Melodie hob ſich wieder empor aus den Stürmen und Disharmonieen, als ob die Sonne aufgegangen ſei über dem wilden Chaos der Welt, und jauchzend, das Antlitz überſtrömt von Thränen, und unter Thränen lächelnd doch, ſang Giulia:

Will denn nichts mehr zu Dir dringen,
Nichts der Liebe Bote ſein?
Singen will ich, Lieder ſingen,
Die Dir klagen meine Pein.
Denn vor Liedesklang entweichet
Jeder Raum und jede Zeit,
Und ein liebend Herz erreichet,
Was ein liebend Herz geweiht. *)

Und hingeriſſen von ihrer Stimme, hingeriſſen von ſeinen eigenen Erinnerungen, von ſeinem eigenen Herzen, hob Beethoven die Hände von den Taſten empor, und breitete die Arme aus und rief: Giulia!

---

*) Der Anhang des Liedercyclus: „An die ferne Geliebte" von Ludwig van Beethoven.

Sie ſtieß einen Schrei aus, und ſprang vorwärts und warf ſich an ſeine Bruſt, ihn feſt umſchlingend mit ihren ſchönen vollen Armen. —

Sie hielten ſich lange und innig umſchlungen, ſie ruhten Herz an Herzen, und der Gegenwart entrückt, träumten ſie noch einmal von vergangener Liebe und vergangenem Glück.

Giulia's Haupt ruhte an ſeiner Bruſt, er hob es empor, und legte es zwiſchen ſeine beiden Hände, und ſchaute es an mit einem wunderbaren ſtrahlenden Ausdruck.

Und ſo habe ich Dich wieder, Stern meines Lebens, ſagte er leiſe und tiefbewegt. Sieben Jahre lang habe ich Dich nicht geſehen, ſieben Jahre lang warſt Du mir von Wolken verhüllt. Ach, Giulia, es waren ſchreckliche Jahre voll Einſamkeit, Enttäuſchung und Qual. Sieh mich an, ſieh, was dieſe ſieben Jahre aus mir gemacht haben, Giulia! Ich bin ein Greis geworden vor der Zeit!

Nein, rief ſie, nein, Du biſt ein Mann, ein Jüngling, denn der Genius altert nicht.

Und auch die Schönheit altert nicht, ſagte er, leiſe mit der Hand über ihr ſchönes Angeſicht hinſtreichend. Du biſt ſchön, wie damals, als ich Dich zuletzt ſah.

Du haſt nicht gelitten, Du nicht! Die ſieben Jahre ſind an Dir vorübergerauſcht wie ein goldener Morgentraum! Was kümmert's Dich, daß da ein Menſch war, der um Dich litt und jammerte, ein Menſch, der Dir ſeine Seele gegeben und ſein Herz, ein Menſch, der Dich grenzenlos liebte, und den Du verrathen und verlaſſen hatteſt.

Verlaſſen mußt' ich Dich! ſagte ſie laut und feierlich. Verrathen habe ich Dich niemals.

Und warum verlaſſen! Warum? rief er zornig.

Sie legte ihre beiden Hände auf ſeine Schultern, und ſah ihm tief in die Augen. Du weißt es, Beethoven, Du weißt warum! Weil wir nie einander angehören konnten, weil Gott es der armen kleinen Gräfin Giulia Giuccardi nicht geſtatten wollte, des großen reichen Beethoven Weib zu ſein.

Weil der vornehme Graf Giuccardi nimmermehr eingewilligt haben würde, ſeine Tochter eine Mesalliance machen, und ſie den Beethoven heirathen zu laſſen, rief Beethoven mit einem rauhen Lachen. Weil —

Sie legte leiſe ihre kleine weiße Hand auf ſeine Lippen, und ſagte flehend: ſtill, o ſtill! Das Schickſal trennte uns, und Du ſelber fühlteſt, daß es nicht anders ſein konnte. Weißt Du, was Du mir damals ge-

ſchrieben, damals, als wir glaubten, uns nur auf Wochen zu trennen, und uns doch ſeitdem nicht wieder geſehen haben? Weißt Du's noch, was Du geſchrieben?

Wie ſoll ich's wiſſen! ſagte er rauh. Meine Erinnerungen ſind mit meinem Herzblut ausgelöſcht.

Die meinen nicht, ſagte ſie, und wenn ich ſie verloren hätte, würde ich geſtorben ſein vor Schmerz. Sieh, daß ich meinen Erinnerungen treu geblieben!

Sie zog aus der Taſche ihres Kleides ein Portefeuille hervor, und es öffnend nahm ſie aus demſelben ein zuſammengefaltetes Papier, das ſie Beethoven darreichte.

Sieh, ſagte ſie, meinen Schatz; der letzte Brief von Dir an mich. Oh lies! Lies! Wenn Du Deine Giulia nicht vergeſſen haſt, ſo laß mich von Deinen Lippen dieſe Worte hören, die ſo lange in meinem Herzen gebrannt. Lies!

Er nahm das Papier, und mit ſeinen Blicken ihrem ſchlanken roſigen Finger folgend, der auf das Papier hindeutete, las er: „Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir, oder gar nicht; ja, ich habe beſchloſſen in der Ferne ſo lange herum zu irren, bis ich in Deine Arme fliegen, mich ganz heimathlich bei Dir nennen,

meine Seele von Dir umgeben in's Reich der Geister schicken kann! Ja, leider muß es sein! Du wirst Dich fassen, um so mehr, da Du meine Treue gegen Dich kennst. Nie kann eine Andere mein Herz besitzen! Nie! Nie! Oh Gott, warum sich trennen müssen, von dem, was man so liebt? Und doch ist mein Leben so wie jetzt ein kümmerliches Leben. Deine Liebe macht mich zum Glücklichsten und zum Unglücklichsten zugleich! Welche Sehnsucht mit Thränen nach Dir, mein Leben! Mein Alles!"*)

Beethoven schwieg, das Blatt entsank seiner Hand, er hob die von Thränen umdüsterten Blicke gen Himmel und flüsterte: oh goldener Traum des Glückes, warum mußtest Du so schnell verrauschen. O, himmlische Liebe, warum mußtest Du mich verrathen!

Sie hat Dich nicht verrathen, rief Giulia. Mein Herz ist Dir treu geblieben. Ich fügte mich der Nothwendigkeit, ich ward die Gemahlin des Grafen Gallenberg, weil es mein Vater befahl. Ich lebte mit ihm auf seinen Gütern in Rom und Neapel. Aber

---

*) Bruchstück aus einem Brief Beethovens an die Gräfin Giulia Guiccardi. Siehe Schindler: Biographie Beethovens. S. 56.

mein Herz vergaß Dich nie, meine Seele war immer doch bei Dir! Und jetzt, als ich mit meinem Gemahl heimkehrte nach Wien, jetzt galt Dir mein erster Gedanke, Dir mein erster Gruß!

Und warst doch nicht bei der Fürstin Lichnowsky, wo ich hoffte und fürchtete Dich zu sehen?

Unser erstes Wiedersehen sollte nicht entweiht werden von den Blicken der Menschen, rief sie glühend. In heiliger Einsamkeit wollte ich mit Dir der himmlischen Vergangenheit mich erinnern, wollte Dir sagen: Beethoven! Verzeihe Deiner Giulia! Ihr Körper hat Dich verlassen! Ihre Seele war immer bei Dir! Sieh mich an, Ludwig, sieh, daß ich die Wahrheit sage! —

Er schaute lange und tiefbewegt in ihr Angesicht. Ja, sagte er, ich weiß, daß Du die Wahrheit sprichst. Aber wie Du mich auch geliebt hast, stärker liebte ich Dich doch. Ein Himmelsgebäude war meine Liebe, fest, wie die Vesten des Himmels. Und wo ich auch war, warst Du bei mir!*) Und so sei mir auch jetzt wieder willkommen, Stern meiner Jugend, willkommen, Giulia!

---

*) Beethovens eigene Worte. Siehe: Anton Schindler. S. 65.

Er nahm ihre beiden Hände und drückte sie an seine Lippen, an seine Augen, an sein stürmisch pochendes Herz.

Oh, sagte er lächelnd, in dieser Stunde möchte ich die Welt erobern, und ich fühl's, daß ich es könnte.

Du hast sie schon erobert, rief Giulia, die ganze Welt liegt Dir zu Füßen und betet Dich an, und ich sehe es, und freue mich Deiner Triumphe, und bin stolz auf meine Liebe. Oh, mein Beethoven, jetzt, da wir in Stille und Einsamkeit das erste Wiedersehen gefeiert haben, jetzt können wir uns begegnen im Geräusch der Welt und der Gesellschaft. Jetzt will ich den himmlischen Triumph haben, Kaiser und Könige sich beugen zu sehen vor dem Genius, vor meinem Beethoven, vor dem Manne, den ganz Europa feiert, und der mich unsterblich gemacht, meinem Namen Glanz verliehen hat.*) Oh, welch' Entzücken, meinen Beethoven zu sehen inmitten der Fürsten, der Könige und Kaiser, Er, ihr Meister, sie ihm huldigend als ihre Vasallen. Beethoven, nicht wahr, Du gönnst mir diesen Triumph?

---

*) Beethoven hat die Cis-moll-Sonate, die Sonata quasi Phantasia der Gräfin Giulia Giuccardi, der „fernen Geliebten" zugeeignet.

Du erfüllſt meine Bitte? Du kommſt heute Abend zum Erzherzog Rudolf? Du erlaubſt der Kaiſerin von Rußland, der Großfürſtin Catharina Dich dort zu ſehen und zu ſprechen?*) Du nimmſt da die Huldigungen des Kaiſers Alexander, des Kronprinzen von Würtemberg an?

Beethovens Stirn hatte ſich verfinſtert, und mit mißtrauiſchen Blicken ſchaute er in Giulia's ſchönes Angeſicht.

Iſt es nur deshalb, daß Du gekommen biſt? fragte er düſter.

Sie ſchüttelte lächelnd ihr Haupt, und legte ihre Hand ſanft auf ſeine Bruſt. Frage Dein Herz, ob ich deshalb gekommen bin, rief ſie. Aber ich gönne der edlen Kaiſerin die Freude, Dich kennen zu lernen, ich gönne mir den Triumph, zu ſehen, wie man Dir huldigt. Oh, Lieber, fliehe nicht die Menſchen, welche Dich verehren, und es Dir beweiſen möchten. Oh, Lieber, komm' heute Abend zum Erzherzog Rudolf!

Er reichte ihr ſeine beiden Hände dar. Sieh, wie ich Dich liebe, ſagte er, denn ich bringe Dir das Opfer,

*) Beethoven hatte mit dem Erzherzog Rudolf das Uebereinkommen getroffen, daß Niemand in das Zimmer des Erzherzogs eintreten durfte, ſo lange Beethoven bei ihm war, nur für den Erzherzog Carl, den Sieger von Aspern, hatte Beethoven eine Ausnahme gemacht.

das Du forderſt. Ich komme zum Erzherzog, und wenn Du es willſt, werde ich auch muſiciren, phantaſiren, Alles, Alles was Du willſt, aber nur für Dich, für keine Fürſtin, und für keine Kaiſerin, nur für Dich!

Giulia jauchzte laut auf, und küßte ſeine Hände.

Was thuſt Du, Giulia! rief er erſchrocken.

Ich neige mich in Demuth vor dem Genius, der höher und größer iſt, als wir armes elendes Menſchengewürm, ſagte ſie lächelnd. Und jetzt, jetzt, lebe wohl! Mein Beethoven, lebe wohl! Auf Wiederſehen, heute Abend!

Oh, ich ſehe Dich immer, ſagte er lächelnd, nur in den dunkeln Stunden der Schmerzen, da haben die Wolken mir meinen Stern verhüllt.

Mögen die Wolken jetzt für immer verflogen ſein, rief ſie, ihren Schleier über ihr Antlitz werfend.

Sie haben meinen Stern ſchon wieder verhüllt, rief er, auf dieſen Schleier deutend.

Ihre glühenden Augen flammten ihm durch den Schleier hindurch den letzten Liebesgruß entgegen, dann öffnete ſie die Thür und verſchwand.

Beethoven ſchaute ihr nach mit träumeriſchen Blicken. Lebe wohl, Stern meines Glückes, lebe wohl, flüſterte er. Dann hob er die Augen zum Himmel empor.

Gott, rief er, Gott, wie gütig biſt Du! Ich habe in dieſen Tagen viel gelitten, aber Du haſt mich viel getröſtet! Gelobeſt ſeiſt Du Einziger, dem alle Dinge ihr Daſein ſchuldig ſind! Oh, jetzt möchte ich mich verſöhnen mit allen Menſchen, mit der ganzen Welt, denn ein Strahl des Glückes hat mein Haupt getroffen, und mein Herz wieder erwärmt. Warum kommen denn meine Brüder nicht, daß ich ſie wieder an mein Herz nehme! Und wo iſt Haslinger, der gute Tobias Haslinger. Ich bin geſtern böſe gegen ihn geweſen, und ich glaube, er hatte es nicht verdient. Ich that ihm und den Andern Unrecht! Ich will wieder gut machen, ich will verſöhnen!

Er eilte zu ſeinem Schreibtiſch, nahm die Feder, und ſchrieb mit fliegender Eile: „Gutes Adjutanterl! Es würde mir ſehr lieb und angenehm ſein, wenn Ihr heute zu mir kommt, da ich ſehr nothwendig mit Euch zu ſprechen habe. Adjutanterl, Ihr ſollt allen Groll, wie ein guter Chriſt, vergeſſen! Wir erkennen Seine Verdienſte, und verkennen nicht das, was Er nicht verdient. Kurz und rundum, wir wünſchen ſehr, Ihn zu ſehen! Ihr zugethanſter Generalliſſimus.*)

*) Seyfried. Anhang. S. 32.

Eben, wie er die Feder hinwarf, ließ sich draußen im Vorsaal lautes Geräusch zankender, streitender Stimmen vernehmen, die indessen Beethovens Ohr nicht erreichten.

Es waren Frau Streng und Herr Tobias Haslinger, welche im lebhaften Wortwechsel sich stritten, Frau Streng, weil sie Befehl hatte, Niemand vorzulassen, Herr Haslinger, weil er durchaus begehrte, eingelassen zu werden, und mit seinem Begleiter, Herrn Umlauf, Beethoven zu sprechen.

Jetzt hatte er, trotz der guten Frau Schnaps dringender Abmahnung, die Thür erreicht, und sie heftig öffnend, winkte er Herrn Umlauf, ihm zu folgen.

Aber da, gleich an der Thür begegneten sie Beethoven, Beethoven, der eben im Begriff gewesen, hinaus zu gehen, um der Frau Streng seinen Brief zur Besorgung zu übergeben.

Als er die Beiden gewahrte, brach er in ein lautes Lachen aus, und reichte Herrn Tobias Haslinger seinen Brief dar, und während dieser las, wandte er sich zu dem Kapellmeister hin.

Herr Umlauf, sagte er freundlich, wann ist Generalprobe?

Morgen, ſchrie Umlauf, morgen, Herr van Beethoven, und ich wollte Sie beſchwören —

Ich werde alſo morgen kommen und dirigiren, ſagte Beethoven freundlich, aber ich bitte Sie, daß Sie mir zur Seite bleiben, und mich unterſtützen, denn Sie kennen ja mein Unglück, und müſſen in meinem Namen das Orcheſter und die Sänger bitten, daß ſie Nachſicht haben mit einem armen Mann, der ſeine Muſik ſelber nicht hören kann.

XI.

Die Aufführung der Schlacht von Vittoria.

Der neun und zwanzigste November, der Tag, an welchem das große Beethoven-Concert stattfinden sollte, war gekommen. Die Stadt Wien wollte mit diesem Concert die anwesenden Monarchen und Diplomaten des Congresses begrüßen, und ihnen im Namen Oesterreichs eine Huldigung darbringen. Deshalb hatte sie eigens zu diesem Concert von einem österreichischen Dichter eine Cantate dichten, und diese, um dem Fest die höchste Bedeutung zu geben, von Beethoven componiren lassen. So war die Cantate: „der glorreiche Augenblick" entstanden, und sie sollte heute vor den Monarchen, den Congreßmitgliedern, der höchsten Aristocratie, so wie den Bürgern Wiens zur Aufführung gelangen.

Der Magistrat hatte im Namen der Stadt seine

Einladung an die höchſten und hohen Gäſte ergehen laſſen, und Jedermann hatte ſie angenommen, die Einen, um die beiden neueſten Compoſitionen von Beethoven: „Wellington's Sieg bei Vittoria“ und die Feſt-Cantate: „der glorreiche Augenblick“ zu hören, die Andern, um die fremden Monarchen, und die berühmten Diplomaten zu ſehen. Jedermann war geſpannt, Jedermann wollte dieſem Concert beiwohnen, das zugleich eine Verherrlichung der Monarchen, und des großen Tondichters war, welchen den Ihren nennen zu können, die Wiener mit Stolz erfüllte.

In den weiten glänzenden Räumen der Redoutenſäle ſollte dies Conzert ſtatt finden. In dem größten der Säle war eine Eſtrade errichtet für die Muſiker und Sänger, und dieſer Eſtrade gegenüber befand ſich am andern Ende des Saals eine eigene für dieſen Abend erbaute andere Eſtrade, auf welcher die hohen Gäſte der Stadt Wien ihre Plätze einnehmen ſollten, und über derſelben hatte man eine glänzende Tribüne errichtet, für den Kaiſerhof und die fremden Monarchen beſtimmt. Zu beiden Seiten dieſer hohen mächtigen Eſtrade, im Parterre, und in den ringsumherlaufenden Logen befanden ſich die Sitze für die Zuſchauer. Man hatte ſich bemüht, das Ganze der Feier des Tages an-

gemeſſen zu decoriren. Die Treppen, die Galerieen ſtrahlten daher im Glanz der Lichter, waren geſchmückt mit bunten Teppichen, mit Blumenguirlanden. Durch eine Art Hain von duftenden Orangen und Lorbeern, welche den Vorſaal einnahmen, gelangte man in den Hauptſaal, der feenhaft erglänzte im Strahl von achttauſend Kerzen, die von den ungeheuren, rings im Saal aufgeſtellten Candelabern erglänzten oder auf den rieſigen Kronleuchtern von Bergcryſtall ſtrahlten, und ihr Licht in Millionen leuchtenden Prismen des Cryſtalls im wundervollen Farbenſpiel vervielfältigten. Die Wände waren mit koſtbaren Seidenſtoffen behangen, die an goldenen Säulen und Agraffen befeſtigt waren, und die zur Aufnahme der hohen Gäſte beſtimmte Eſtrade glänzte von Gold und Purpurſammet.*)

Die Muſiker hatten ſchon ihre Plätze eingenommen, und begannen mit dem Stimmen ihrer Inſtrumente; in dem ungeheuren Saal, in den Logen, in den Nebenſälen ſogar drängte ſich das glänzende, geputzte Publikum, kein Platz war mehr leer. Ueber viertauſend Perſonen waren ſchon verſammelt, und Alles harrte in ungeduldiger Spannung, in ſehnſuchtsvoller Neugierde auf das

*) Comte de la Garde: Congrès de Vienne. Vol. I.

Erſcheinen des Kaiſerhofes und ſeiner hohen Gäſte. Schon war die Eſtrade angefüllt mit den fremden und einheimiſchen Würdenträgern und Diplomaten, mit den Damen der Ariſtocratie, und ſtaunend ſchaute das Publikum zu ihnen hin. Welch' eine unendliche Mannigfaltigkeit der Uniformen, welch' eine funkelnde Menge von Orden und Decorationen, welch' eine Maſſe berühmter Perſönlichkeiten hier in Einem Raume zuſammengedrängt! Da war Talleyrand und Metternich, die beiden Männer, welche über das Loos der Völker und Dynaſtieen die Entſcheidung fällten. Da war der Staatskanzler von Hardenberg, und neben ihm die beiden berühmten Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, da waren die ruſſiſchen Diplomaten Neſſelrode und Raſumowsky, Pozzo di Borgo, Capo d'Iſtria, und der Freiherr vom Stein, da war der Vertreter Rom's, der Cardinal Conſalvi, und die Geſandten Englands, Lord Caſtlereagh und Lord Stuart, da war auch Friedrich von Gentz, der Protocollführer des Congreſſes, geſchmückt ſchon mit faſt allen Orden der europäiſchen Monarchen, da war endlich die Schaar berühmter Generäle, die ſich in den Feldzügen der beiden verfloſſenen Jahre Ruhm und Rang auf den ſiegreichen Schlachtfeldern erkämpft hatten. Und neben dieſen Berühmt-

heiten jeder Art, welch' eine Fülle ſchöner Frauen, im höchſten Schmuck der Toilette. Wenn ganz Europa in dieſem Augenblick nach Wien ſeine Vertreter des Ruhms und der Diplomatie beordert, ſo hatte es nicht minder dahin ſeine Vertreterinnen der Schönheit und Anmuth geſandt, und nie waren wohl in Einer Stadt ſo viel ſchöne Frauen verſammelt, als hier in Wien zur Zeit des Wiener Congreſſes.

Jetzt endlich ſchmetterten die Trompeten des Orcheſters eine jubelnde Fanfare, die Thüren der Kaiſertribüne öffneten ſich, das ganze Publikum erhob ſich, um mit lautem Jubelruf die eintretende Kaiſerfamilie und deren erhabene Gäſte zu empfangen. Da ſah man die bleiche ſchöne Kaiſerin Ludovika von Oeſterreich, neben ihr die ſanfte mildlächelnde Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, beiden zur Seite die Königin von Baiern und die Großfürſtin Catharina, dann die Großfürſtin von Sachſen-Weimar, die Erzherzogin Beatrix, und die Fürſtin von Turn und Taxis. Hinter den Damen, in ihren glänzenden Uniformen die beiden Kaiſer von Oeſterreich und Rußland, die Könige von Preußen, von Baiern, von Würtemberg und Dänemark, und die Schaar der Großherzoge, Herzoge und Fürſten, Alle geſchmückt mit den erſten Orden ihrer Freunde und

Bundesgenoſſen, dem ſtaunenden Publikum ganz Deutſchland repräſentirend in ſeinen Fürſten, die in dem Wiener Congreß allein die Völker Deutſchlands vertraten.

Nun endlich trat tiefe Stille ein in dem Saal. Die hohen Fürſten hatten ihre Plätze eingenommen, und es war daher auch dem Publikum erlaubt, ſich zu ſetzen.

Von den Zuſchauer-Räumen richtete jetzt Jedermann die Blicke nach der gegenüberliegenden Eſtrade hin, wo im weiten ungeheuren Halbkreis die Sänger und das Orcheſter ſich befanden. Vor dieſem ſtanden auf einer kleinen Erhöhung zwei Pulte für die Dirigenten, für den Kapellmeiſter Umlauf und für Ludwig van Beethoven. Aber der Etiquette zuwider, waren dieſe Pulte ſo geſtellt, daß die Dirigenten dem Publikum den Rücken zuwandten Beethoven, welcher nicht mit dem Ohr das richtige Einſetzen der Inſtrumente beobachten konnte, Beethoven mußte es mit den Augen thun, er mußte ſeine Truppen überſchauen können, mußte an der Bewegung der Violinbogen, an dem raſchen Fingerſatz der Flötiſten, dem ſchnellen Auf- und Niederſchieben der Poſauniſten ſehen, ob ſie die Tempi richtig gewählt, ob ſie im gleichmäßigen Takt ſich vorwärts bewegten.

Man hatte ſich geſtern in der Generalprobe hinlänglich verſtändigt über das doppelte Dirigiren der heutigen Aufführung. Beethoven, in ſeiner milden und glücklichen Stimmung, hatte es ſich ſelber erbeten, daß der Capellmeiſter Umlauf ihm zur Seite bleibe, daß er bei der Cantate die Leitung der Sänger übernähme, während dem Componiſten das Dirigiren des Orcheſters verbleiben ſollte.

Die Muſiker und Sänger hatten überdies ihre Verabredungen getroffen, ſie waren vollkommen ihrer großen Aufgabe ſicher und ganz bereit, ſich ihrem berühmten Dirigenten in ſeinen Launen und Eigenheiten zu fügen, mit ihm zu retardiren, zu allegriren, und nur in den ſchwierigen Momenten vom Capellmeiſter Umlauf durch feſtes Tactiren ein Zeichen erwartend, um vor dem Auseinanderkommen bewahrt zu werden.

Jetzt alſo, wie geſagt, trat eine tiefe Stille ein. Die Muſiker hoben ihre Bogen, ihre Inſtrumente empor; durch ihre Reihen ging Beethoven ruhigen, gelaſſenen Schrittes dahin, und trat an ſein Dirigenten-Pult.

Das Publikum empfing ihn mit lautem Applaus, er hörte es nicht. Er hatte keinen Blick für das Publikum gehabt, nicht einen Moment war ſein

Auge hinübergeflogen nach der Kaiserloge, nach der Estrade.

Was kümmerte Ihn dies Alles jetzt, Ihn, den Feldherrn, der nur daran dachte, seine Truppen in die Schlacht zu führen, und ihnen und sich einen Sieg zu erkämpfen!

Eine wunderbare Ruhe und Heiterkeit strahlte von seinem Angesicht, und selbst Das störte ihn heute nicht in seiner hehren Ruhe, selbst Das nicht, daß er heute, erschöpft und abgespannt von so vielen und mächtigen Aufregungen der vergangenen Tage, keinen Ton, keinen Laut vernahm. Alles um ihn her war für ihn heute klanglos, schweigend und öde; er hatte weder das Stimmen der Instrumente gehört, noch das Applaudiren des Publikums. Aber in ihm tönte und klang es in tausend wundervollen Stimmen, und seine Musik, die er von außen nicht vernahm, sie hallte in ihren wechselnden Rhythmen, in ihren erhabenen Melodieen, in ihrer tiefen Gedankenfülle vor seinem innern Ohre wieder, sie gab ihm Lust und Wonne, Verzweiflung und Schmerz, je nach ihren wechselnden Sätzen.

Er dachte und fühlte nur seine Musik, und so vor dem Pult stehend, auf welcher die Partitur lag, ward Beethoven gewissermaßen zum mimischen Darsteller sei-

ner Muſik, dramatiſirte er ſeine Muſik den Muſikern, wie den Spielern. Was kümmerte ihn daher das regelrechte Tactiren, das herkömmliche Auf- und Niederſchlagen. Bei jeder ſtark markirten Note ſchlug er nieder, gleichviel ob ſie auch in einem ſchlechten Tacttheile war; bei klagenden Stellen ward ſeine Miene düſter, ſein Blick ſchwermuthsvoll; grollte der Zorn in ſeiner Muſik, ſo ward auch ſein Antlitz zornig, ſo blitzten ſeine Augen, und ſchwere Wolken lagerten ſich auf ſeiner Stirn. Löſten ſich dann aber die Stürme der wogenden Töne, ſo ſchwand auch der Zorn aus Beethovens Antlitz, und ſein Auge glänzte wie in ſeligem Schauer. Trat eine Stelle ein, welche nur leiſe hingehaucht werden durfte, welche Diminuendo gegeben werden ſollte, ſo ſchien Beethoven kleiner, immer kleiner in ſich zuſammen zu kriechen, und beim Pianiſſimo ſah man ihn nicht mehr, ſchien er unter dem Pult zu verſchwinden. Aber dann allgemach, je mehr die Tonmaſſen ſich wieder hoben, und empor ſchwollen, trat auch Beethovens Geſtalt wieder hervor, ward, je höher die Muſik aufrauſchte, immer größer, ſchien mit den ſchwellenden Tönen anzuwachſen, und bei dem jubelnden Zuſammenrauſchen aller Inſtrumente hob er ſich empor auf den Zehenſpitzen; mit beiden erhobenen Armen durch

die Luft wellenförmige Kreiſe ziehend, ſchien er in ſeiner Verzückung bereit, empor zu ſchweben in den Himmel, den ſeine Muſik ihm geoffenbart, und geöffnet hatte.*) — Freilich war bei ſolchem Dirigiren es den Muſikern ſchwer, dem entzückten Dirigenten zu folgen, aber Kapellmeiſter Umlauf war da, immer aufmerkſam, immer bereit durch Wink und Zeichen die Muſiker zu orientiren und zuſammenzuhalten, und Beethoven, wie geſagt, aus ſeinen Entzückungen ſich wieder der Wirklichkeit zuwendend, orientirte ſich ſchnell wieder, indem er mit ſeinem ſcharfen Auge an dem Strich der Bogeninſtrumente errieth, welche Figur die Muſiker eben vorzutragen hatten. — —

Das Concert war zu Ende. Das Publikum hatte ihm in athemloſem Schweigen, hingeriſſen von der erhabenen, wunderbaren Muſik des großen Meiſters, zugehört, ihm in ſtaunender Bewunderung zugeſehen. Jetzt, da die letzten Töne verhallten, jetzt machte ſich das Entzücken, die Freude, die Bewunderung in einem allgemeinen, ungeheuren Sturm des Beifalls laut.

Beethoven hörte es nicht. Er ſtand, dem Publi-

*) Seyfried. Anhang. S. 17.

kum abgewandt, vor ſeinem Pult, und lauſchte noch auf die Muſik, die leiſe in ſeinem Innern verhallte.

Er dachte nicht an das Publikum, er wußte nichts von ihm. Aber das Publikum wollte ihn ſehen, ihm danken, und ein zweiter ungeheurer Beifallsſturm erſchallte. Selbſt die Kaiſer und Könige, und die hohen Fürſtinnen hatten ihre Plätze noch nicht verlaſſen, denn auch ſie wollten den großen Meiſter ſehen, ihn begrüßen mit ihrem Lächeln, ihren Blicken.

Aber Beethoven ſtand noch immer abgewandt da. Das Publikum ward ungeduldig, erzürnt über das lange Zaudern des Meiſters, es rief ſeinen Namen, es applaudirte immer fort.

Beethoven ſtand immer noch abgewandt. Er hörte nicht das Applaudiren, hörte auch nicht, daß Umlauf ihm zurief, er müſſe ſich umwenden, müſſe danken. Und endlich jetzt, da der Kapellmeiſter ſich ihm nicht verſtändlich zu machen wußte, umſchlang er ihn haſtig mit ſeinen beiden Armen, wandte ihn um, das Antlitz dem Publikum zu, und deutete mit dem erhobenen Arm in den Saal hin.

Das Publikum verſtand dieſe Pantomime, es verſtand das ganze unermeßliche Unglück Beethovens, und den ganzen Saal durchrauſchte ein Schrei des Mit-

leids, der Klage, des Erbarmens. Bis jetzt hatte man nur den großen Componiſten gefeiert, jetzt wollte man auch ſein Unglück feiern.

Wie von einem electriſchen Schlage ergriffen, einmüthig, wie in Einem Herzſchlag der Empfindung, erhob ſich das ganze Publikum, nicht bloß das Publikum des Parterre's und der Logen, ſondern auch das der Eſtrade und der Kaiſertribüne. Dort droben auf der Tribüne, hingeriſſen von Begeiſterung, Thränen des Mitgefühls in den Augen, erhob ſich die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, um Beethoven zu begrüßen mit einem Wink ihrer Hand, mit einem Neigen ihres edlen Hauptes, mit einem ſüßen, mitleidsvollen Lächeln. Und ihrem Beiſpiel folgend erhob ſich auch die Kaiſerin von Oeſterreich und begrüßte den Meiſter, und alle Fürſtinnen richteten ſich empor, und die Kaiſer und Könige, Herzöge und Fürſten, ſelber bewegt von dem großen, rührenden Moment, neigten ihre Häupter, um dem erhabenen Genie, dem erhabenen Unglück ihre Huldigung darzubringen.

Und jetzt, da drunten auf der Eſtrade hob die ſchöne Gräfin Giulia Giuccardi Gallenberg ihren weißen, mit goldenen Spangen geſchmückten Arm hoch empor, die von Brillanten funkelnde Hand hielt einen

Lorbeerkranz, mit mächtigem Schwung ſchleuderte ſie ihn fort, daß er den Raum durchmaß und niederfiel, zu den Füßen des Meiſters. Und von den Logen hernieder flatterten roſa und weiße Papiere, auf denen Gedichte gedruckt waren zu Ehren Beethovens. Und Aller Blicke waren ihm zugewandt. In einem Moment hatte man alles vergeſſen, gab es keine Kaiſer und Könige, keine Congreßherrlichkeiten, und keine berühmten Diplomaten mehr in dieſem Saal, ſondern nur Beethoven, und nur ihm wollte man huldigen.

Und Beethoven, welcher den Jubel des Publikums nicht gehört hatte, er ſah ihn jetzt, er ſah Giulia, welche, das ſchöne Antlitz von Thränen bethaut, ihn grüßte mit einem ſeligen Lächeln.

Er ſah wieder auf den Lorbeerkranz, der zu ſeinen Füßen lag, dann mit einem heißen Dankesblick empor zum Himmel und ein ſeltenes Lächeln des Glückes verklärte ſeine Züge.

Viertes Buch.

Le congrès danse, mais il ne marche pas.

I.

Das Diner beim Fürſten Ligne.

Fürſt Ligne gab heute in ſeiner Villa auf dem Kalenberg ein Diner. Es war indeſſen keins dieſer Monſtrediners, wie ſie jetzt alle Tage in Wien in den höchſten ariſtokratiſchen Kreiſen ſtatt fanden, ſondern nur ein kleiner Kreis von Freunden war von dem Fürſten geladen worden, und nicht die reiche Zahl der Schüſſeln und Weinſorten, ſondern die Unterhaltung, die herüber und hinüberfliegenden Geſpräche, ſollten den Hauptgenuß dieſes Diners en garçon ausmachen.

Ich ſage Ihnen, meine Freunde, rief der Fürſt, als er im Kreiſe der neun Herren, die er geladen, um den runden Tiſch des Eßſalons Platz genommen, ich ſage Ihnen, Sie werden heute bei meinem Tiſch Gelegenheit finden, ſich von den merveilleuſen Diners zu erholen, denen Sie täglich beiwohnen, und welche Ihnen

zuletzt doch nur Langeweile und Indigeſtionen machen werden. Ich hatte mir daher vorgenommen, an Ihnen zum Wohlthäter zu werden und Sie zu curiren, wie jener Franzoſe den Holländer curirte, dem er auf dem Wege nach Paris in der Poſtkutſche begegnete. Der Franzoſe war ein vornehmer, mächtiger Staatsbeamte, den einmal die Laune anwandelte, Incognito in der Diligence zu fahren, und der auf dieſer Fahrt den reichen dicken Holländer traf. Sie wurden bald vertraut mit einander und der Holländer geſtand ſeinem neuen Freunde, daß er ſich nach Paris begebe, um ſich von dem Doctor Peyronnet für hundert Ducaten das Geheimmittel zu kaufen, wie man aus einem Falſtaff ſich in einen Adonis verwandeln könne, was allerdings dem ungeheuren Wanſt des Holländers eine ſehr willkommene Verwandelung geweſen ſein würde. „Mein Herr," ſagte der Franzoſe, „der Doctor Peyronnet iſt ein Betrüger, ſein Geheimmittel iſt nur darauf berechnet, Sie um hundert Ducaten, aber nicht um ein einziges Pfund Fleiſch leichter zu machen. Ich weiß indeſſen ein unfehlbares Mittel, Sie Ihres Ueberfluſſes zu entäußern, und Sie in einen ſchlanken Jüngling zu verwandeln. Einen Tag nach unſerer Ankunft in Paris will ich es Ihnen mittheilen, bis dahin genießen Sie

Ihres Daſeins, und ſeien Sie froh.“ — Am Tage nach ihrer gemeinſamen Ankunft in Paris erwartete der Holländer ſeinen franzöſiſchen Freund vergeblich, ſtatt ſeiner erſchienen einige Häſcher, die eine lettre de cachet vorzeigten, und ihn trotz ſeines Sträubens und der Betheuerungen ſeiner Unſchuld in der vor dem Hauſe bereitſtehenden, dicht verſchloſſenen Kutſche nach der Baſtille brachten. Dort ſaß der Unglückliche zwei Monate in einem elenden niedrigen Gefängniß, und nicht allein die elende Koſt, die in nichts Anderem beſtand, als in Waſſer und Brot, ſondern auch der Zorn, der Gram, die Wuth machten ihn ſo mager, wie nur je das Geheimmittel des Doctors Peyronnet es vermocht haben würde. Nach zwei Monaten endlich öffneten ſich die Pforten ſeines Gefängniſſes ebenſo geheimnißvoll, als ſie ſich ihm geſchloſſen hatten. Der Holländer war frei, und ſein erſter Gang war zu ſeinem mächtigen, franzöſiſchen Freund, den er beſchwor, ihm Gerechtigkeit und Genugthuung zu verſchaffen für den Frevel, den die franzöſiſche Regierung an ihm begangen. Der Franzoſe ſah ihn erſtaunt und lächelnd an. „Mein Freund, ſagte er, weder die Regierung, noch Ihre Feinde haben Sie in die Baſtille gebracht, ſondern ich allein. Verſprach ich Ihnen nicht, Ihnen einen Tag nach unſerer

Ankunft in Paris ein Mittel zu geben, das Sie ſchlank machen ſollte, ohne Ihnen hundert Ducaten zu koſten? Nun wohl, mein Herr, ich habe mein Wort gehalten! Dank meinem Mittel, ſind Sie ſchlank geworden, wie ein Adonis, das hat Ihnen durchaus nichts gekoſtet.“ Der Holländer warf ſeinem Freunde einen Blick der Verachtung zu, und verließ ihn, ohne ihm für die empfangene Wohlthat zu danken. — In dieſer Weiſe alſo, meine Freunde, will ich Ihr Wohlthäter werden, fuhr der Fürſt von Ligne fort, ich will Sie hungern laſſen, damit Sie Sich erholen von Ihren geſtrigen Diners, ſich vorbereiten zu Ihren morgenden Diners. Sie ſind alſo benachrichtigt, meine Freunde!

Wir ſind benachrichtigt, ſtatt irdiſcher Speiſe Götterſpeiſe zu empfangen, ſagte Graf Novoſilitzow, der Freund und Vertraute des Kaiſers Alexander. Wenn es uns wirklich an pikanten Speiſen fehlen ſollte, ſo ſind wir ſicher, von Ihnen pikante Bonmots zu empfangen, mein Fürſt.

Ach, ich fürchte, die Zeit meiner Bonmots iſt vorüber, ſeufzte der Fürſt; ich verſtehe mich nicht mehr auf dieſe Zeit, und wenn ich jetzt durch Eure Geſellſchaftsſäle ſpaziere, ſo komme ich mir vor, wie ein wandelndes Geſchichtsbuch des vorigen Jahrhunderts, in dem

aber Niemand nachſchlagen will, um die Geſchichte der Vergangenheit zu erfahren, weil Jedermann Kopf und Herz angefüllt hat von den Geſchichten der Gegenwart, und ſich einbildet, dieſe Gegenwart ſei viel intereſſanter, als die Vergangenheit, was, unter uns geſagt, indeſſen nicht der Fall iſt.

Aber Ew. Durchlaucht thun Sich ſelber Unrecht, und Sie beſchuldigen auch uns ungerechterweiſe, rief Fürſt Ypſilanti lebhaft. Sie, mein Fürſt, gehören keineswegs der Vergangenheit und dem vorigen Jahrhundert an, ſondern Sie ſind ein Glanzpunkt unſerer Gegenwart. Wir aber, die wir die Gegenwart vertreten, wir ſind nicht ſo entartet und verderbt, daß wir den Geiſt, den Witz, die Weisheit und Güte, welche alle Ew. Durchlaucht vertreten, nicht mit Ehrfurcht und Bewunderung erkennen ſollten.

Ich beſchuldige Sie Alle nicht, ſagte Fürſt Ligne lächelnd, ich mache es wie die Engländer, ich ſage bei jeder Beſchuldigung: excepted the present company! Sie müſſen das Ein für Allemal feſthalten, meine würdigen neun Muſen, als deren Apollo ich mich heute etablire. Sie müſſen dieſes „excepted the present company“ heute in Ihr Gedächtniß einprägen, denn es kann mir geſchehen, daß ich nicht immer ſanftmüthig

und milde von der Gegenwart, und beſonders von dem hier tagenden Congreß ſpreche, und da Sie Alle Beiden angehören, ſo würden Sie Sich beleidigt fühlen ohne das vermittelnde Wort der Engländer.

Ich lege Proteſt ein, rief Ypſilanti. Ich gehöre nicht zum Congreß, vielmehr bin ich als demüthiger Bittſteller hier, der bei dem hohen Congreß für die Freiheit und Unabhängigkeit des herrlichen Griechenlands, meines Vaterlandes, petitionirt.

Und ich, mein Fürſt, ſagte der Graf de la Garde, ich habe gar nichts mit dem Congreß zu ſchaffen, ich bin nur hier als einfacher Zuſchauer, der bloß die Gelegenheit benutzt, ſeine Freunde aus Oſt und Weſt hier zu begrüßen.

Auch ich habe leider nicht die Ehre, zum Congreß zu gehören, ſeufzte der Graf von Manfredi, denn wenn ich's thäte, würde meine arme ſchöne Venezia nicht in der Lage ſein, beim Congreß um ihre Freiheit zu flehen.

Und wenn ich zum Congreß gehörte, rief Graf Luccheſini, ſo würde die ſchöne Herzogin von Toskana als anerkannt ſouveraine Fürſtin hier vertreten ſein, und nicht nöthig haben, um Lucca's und Piombino's Beſitz zu kämpfen.

Was mich betrifft, ſeufzte Graf Czartoriski, ſo bin

ich auch nur der Bittſteller meines armen Polens, das vom Congreß ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit erwartet.

Ich bin auch nur hier als Bittſteller, ſagte Graf Serra Ferranti, als Bittſteller meines Herrn, des Königs Joachim Murat, und habe auch nur zu petitioniren, nicht mit zu entſcheiden.

Und ich, rief Graf Steckelbach lachend, ich bin nur hier als Abgeſandter der kleinen deutſchen Fürſten, die vom Congreß die Wiederherſtellung des Deutſchen Kaiſerthums erflehen wollen, aber denen der Congreß bis jetzt kein willig Ohr geliehen.

Und mich hat Sachſens Unglück herbeigeführt, ſagte Baron von Seelbach ſeufzend, ich will den Congreß im Namen Sachſens beſchwören, uns unſern geliebten und unglücklichen König wiederzugeben.

Demnach ſcheint es, als ob nur ich zum Congreß gehören ſoll, ſagte Graf Nowoſilitzoff lächelnd, aber ich lehne dieſe Ehre auch für mich ab. Ich bin freilich nicht hier, um für irgend ein Land zu petitioniren, aber doch um für irgend ein Land Glück und Frieden zu erkämpfen, und dieſes Land iſt Polen. Indeſſen, fuhr er fort, ſich an den Grafen Czartoriſky wendend, das Glück kann, wie ich glaube, den Polen

nur durch meinen Herrn, den Kaiſer Alexander, kommen, der Congreß wird nichts für Polen thun!

Ach, ich athme auf, Graf, ſagte Fürſt Ligne, Ihre letzten Worte beruhigen mich, denn Sie beweiſen mir, daß Sie, gleich uns Allen, keine Bewunderung hegen für den Congreß. Habe ich Recht, Herr Graf?

Sie haben vollkommen Recht, mein Fürſt.

Sie geben uns alſo den Congreß Preis? Wir dürfen damit umgehen wie abgewieſene Freier, die von der Schönen einen Korb erhalten haben, und ſich nun rächen, indem ſie von ihr die ſchönſten Dinge, nämlich die Wahrheit ſagen?

Ich gebe ihnen den Congreß Preis, und zwar von Herzen.

Aber, mein Fürſt, rief Ypſilanti, Sie haben da, verzeihen Sie mir die Rüge, Sie haben da einen falſchen Vergleich gemacht. Sie haben uns als Freier bezeichnet, die von der Schönen, um die ſie ſich bewerben, einen Korb erhalten haben, und abgewieſen ſind. Der Himmel möge aber verhüten, daß wir wirklich Körbe erhalten und abgewieſen werden!

Der Himmel wird es nicht verhüten, rief Fürſt Ligne achſelzuckend. Ich habe das Alter einer Sybille, und ich kann daher prophezeihen wie eine Sybille.

Ich ſage Ihnen, Sie werden Alle abgewieſen werden. Sie, Fürſt Ypſilanti, Sie werden die Sonne der Freiheit nicht über Griechenland aufleuchten ſehen, denn die eiferſüchtigen Augen von Rußland und der Türkei werden immer wieder neue Wolken vor dieſer Sonne aufthürmen. Sie, Graf Manfredi, Sie werden die Republik Venedig nicht wieder herſtellen, denn der Doppeladler liebt das Blut der Republiken, und da er ſchon von dem Euren gekoſtet, wird er Euch ganz verſpeiſen wollen. Sie, Graf Luccheſini, Sie werden der ſchönen Madame Bacchiocchi, Herzogin von Toscana, nicht Lucca und Piombini heimbringen, denn wenn Sie heimkommen, iſt ſie vielleicht nicht mehr Herzogin. Sie, Graf Serra Ferranti, Sie werden dem tapfern König Joachim Murat ſein Königreich nicht erhalten können, denn Frankreich will es nicht, und das Princip der Legitimität ſchreit wider Sie. Ihnen, Baron Seelbach, wird man nicht Sachſen wiedergeben, ſondern höchſtens den zerfetzten und beſchnittenen Königsmantel Sachſens, und was Sie anbetrifft, mein armer Graf von Steckelbach, ſo ſollten Sie doch wiſſen, daß der deutſche Kaiſer im Kyffhäuſer ſchläft, und daß der Congreß ihn nicht wecken kann. Sie werden Alle, Alle Körbe erhalten, Sie unglücklichen, abgewieſenen

Freier des Congreſſes! Glauben Sie das mir, Ihrer Sybille.

Ein ſchlimmes Prognoſtikon, das Sie aufſtellen, Fürſt, ſagte Alexander Ypſilanti düſter.

Sie ſind alſo alles Ernſtes überzeugt, Durchlaucht, fragte Graf Ferranti, überzeugt, daß der Congreß nichts für uns Alle thun wird?

Mein Freund, ſagte der Fürſt ernſt, der Congreß wird überhaupt gar nichts thun, der Congreß redet viel, macht viel von ſich reden, aber er thut nichts! Doch nein, ich irre mich! Der Congreß iſt doch nicht müßig, er thut doch etwas. Der Congreß tanzt, aber er geht nicht vorwärts!*)

Ach, das iſt ein Wort, welches ganz genau den Congreß characteriſirt, rief Graf Nowoſilitzoff lachend. Es iſt wahr, der Congreß tanzt, aber er geht nicht vorwärts. Alle die großen Angelegenheiten, um derentwillen der Congreß ſich hier verſammelt hat, ſie ſind noch alle auf demſelben Punkt, auf dem ſie geweſen, nichts iſt entſchieden, Alles iſt in Suspenſo geblieben, und da Alle Alles für ſich, und Nichts für die An-

*) Berühmtes Wort des Fürſten von Ligne. Le congrès danse, mais il ne marche pas.

dere wollen, so wird Nichts geschehen. Der Congreß ist zusammengetreten, um den allgemeinen Frieden wieder herzustellen, aber er wird auseinandergehen, weil er sich in den allgemeinen Krieg hineingeredet hat.

Jeder dieser Herren ist auch nicht gekommen, um Frieden zu machen, sondern um Land zu erobern, und Seelen zu gewinnen, seufzte Graf Czartoryski.

Seelen zu gewinnen! sagte Fürst Ligne lächelnd. Ich bewundere die Klugheit, mit der man es vermeidet, von den Völkern zu sprechen. Es ist wirklich eine echt diplomatische Umschreibung, die Völker jetzt nur als so und so viel Seelen zu bezeichnen, und allen Völkerverband damit aufzuheben. Man hat so sehr viel durch die Völker gethan, daß es am Ende Pflicht wäre, auch etwas für dieselben zu thun. Es ist deshalb besser, gar nicht von ihnen zu reden, sondern nur von ihnen als von Seelen zu sprechen, die man herüber und hinüber schenkt.

Eh bien, der Congreß will dadurch beweisen, daß er nicht seelenlos ist, sagte Graf Ferranti achselzuckend.

Und jedenfalls auch nicht herzlos, rief Graf Lucchesini, ich bin erst seit einigen Tagen hier, aber ich

ſehe mit Erſtaunen, daß man hier ſehr viel Seelen und ſehr viel Herz hat. Ich kam hierher, um mich voll Ehrfurcht und ſcheuer Demuth dem hohen Areopagus zu nahen, welcher der Welt den Frieden geben, und über die Geſchicke der Länder entſcheiden ſoll, und ſtatt deſſen finde ich hier einen Congreß, der mehr dem Liebeshof des Königs René gleicht, und an dem man ſich mehr mit ſchönen Feſten, zarten Liebesangelegenheiten, und neuen Tänzen beſchäftigt, als ſich um die ernſten und langweiligen Dinge der Politik und Staatskunſt bekümmert. Der Congreß ſingt, tanzt, courtoiſirt und mediſirt mehr, als daß er ſtudirt und arbeitet.

Aber warum verlangen Sie auch, was der Congreß nicht leiſten kann, ſagte Fürſt Ligne achſelzuckend. Ich will Ihnen ein Geheimniß ſagen, meine Freunde, man hat ſich über die Bedeutung des Congreſſes getäuſcht, das iſt der ganze Uebelſtand. Der Congreß iſt nicht zuſammengetreten, um über das Glück der Völker zu berathen, ſondern um für das Vergnügen und die Zerſtreuung der Fürſten zu ſorgen. Die Kaiſer und Könige haben ſich einmal, um von ihren vielen Arbeiten auszuruhen, Ferien gegeben, und ſie haben ihre Ferienreiſe nach Wien gemacht, weil dies in der That die Stadt des heitern Lebensgenuſſes und der ungezwunge-

nen Freuden iſt.*) Nun, und wer wollte es den armen Königen verdenken, daß ſie ihre Ferien ein bischen genießen möchten? Aber ich weiß nicht ganz genau, ob ſie am Ende dieſer Feſte und dieſer Ferienzeit ſo zu ſich ſprechen können, wie mein edler Kaiſer Joſeph der Zweite an jedem Abend zu ſich ſelber ſprach. Wenn er den ganzen Tag an den Reformen gearbeitet hatte, durch die er ſeinen Namen unſterblich gemacht hat, die ihm aber leider in das Grab gefolgt ſind, dann gab er ſich am Abend einen leiſen Schlag auf ſeine eigene Wange, und ſagte: „Jetzt kannſt Du ſchlafen gehen, Joſeph, ich bin mit Dir zufrieden! Du haſt genug gearbeitet!“

Nein, Durchlaucht haben Recht, ſagte Graf Ferranti, die Herren des Congreſſes werden es dem großen Joſeph nicht gleich thun, ſie werden ſich weder ſo anreden können, noch auch werden ſie ſich ſelber einen Backenſtreich geben. Der Congreß tanzt, aber er ſchlägt ſich nicht!

Doch! Er hat ſich geſchlagen, rief Graf Steckelbach. Wiſſen Sie nicht die große Neuigkeit des Tages? Zwei Herren vom Congreß haben ſich geſchlagen. Der preußiſche Miniſter Wilhelm von Humboldt und der preußiſche Kriegsminiſter von Boyen haben ein Duell gehabt.

*) Des Fürſten Ligne eigene Worte. Siehe: Comte de la Garde: Le congrès de Vienne. II.

Und weiß man, weshalb?

Um eine Frage der Etiquette! Herr von Boyen war zu einer der Congreßſitzungen berufen, um über eine Sache, welche die preußiſchen Etappenſtraßen betrifft, zu ſprechen. Er blieb in der Sitzung, obgleich man nachher zu anderen Verhandlungen überging, und der Herr von Humboldt ſoll ihn alsdann auf nicht ſehr höfliche Weiſe aufgefordert haben, ſich zurückzuziehen. Das war der Grund der Herausforderung, die der Miniſter von Boyen dem Baron von Humboldt zugeſandt.

Und das Duell kam wirklich zu Stande?

Ja, es kam zu Stande. Herr von Boyen verfehlte ſeinen Gegner, darauf nahm Herr von Humboldt ſein Piſtol und ſchoß in die Luft, indem er ſagte: ich muß nur gleich ſo hoch als möglich zielen, denn bei meiner Ungeſchicklichkeit wäre ich im Stande, aus Verſehen zu treffen.*)

Ein allerliebſtes Bonmot, ſagte Fürſt Ligne lächelnd. Und da wir jetzt bei dem Capitel von den Neuigkeiten des Congreſſes ſtehen, ſo ſollten wir uns Alle verpflichten, Jeder irgend eine Neuigkeit, irgend ein Capitel aus der chronique scandaleuse vorzutragen. Sehen

*) Memoiren des Freiherrn von Wolzogen. S. 275.

Sie, wir ſind ſchon bei unſerm Braten angelangt, machen wir dieſe Faſanen etwas pikant, indem wir ſie ein wenig mit Trüffeln des Congreſſes ſpicken. Sind Sie einverſtanden?

Wir ſind einverſtanden, riefen die Herren lachend.

Etwas ſcharfer mixedpickle-Salat wird dem verwöhnten Gaumen gut thun, ſagte Graf Nowoſilitzoff lächelnd.

Reichen Sie uns alſo ein wenig davon, Graf, rief Fürſt Ligne.

Ah, Durchlaucht, ich verſtehe mich ſchlecht auf die Zubereitung ſo pikanter Speiſen. Ich bin ein guter Feinſchmecker, aber ein ſchlechter Koch. Doch will ich ſagen, was ich weiß. Unſer hieſiger Geſandte, Graf Razumowsky, iſt geſtern vom Kaiſer Alexander in den Fürſtenſtand erhoben worden; er iſt ſehr froh darüber, und beeifert ſich jetzt um ſo mehr, das Feſt recht auserleſen und glänzend zu machen, das er in ſeinem Hôtel vorbereitet, und mit dem er den Namenstag der Großfürſtin Katharina feiern will. Er hat ſich vorgenommen, den Fürſten und dem Congreß ein Zauberfeſt zu bereiten, das an Pracht, Ueppigkeit und Abwechſelung Alles übertreffen ſoll, was man hier in dieſen Zeiten glänzender Feſte geſehen hat.

Ein neues Feſt! Hurrah, ein neues Feſt! rief Fürſt Ligne. Der Congreß wird ſeine Schuldigkeit thun, er wird tanzen!

Wenn er noch lange Zeit dazu haben wird, ſagte Graf Manfredi. Man iſt nicht immer mehr in heiterer Roſenlaune. Man zankt ſich auch bereits auf dem Congreß. In einer der letzten Sitzungen, an der die Fürſten Theil nahmen, kam es zu ſehr heftigen Erörterungen. Man ſprach von Sachſen, deſſen Beſitz der König von Preußen durchaus beanſprucht. England und Oeſterreich erklärten ſich wider Preußen, und unterſtützten ſeine Anſprüche nicht. Der König von Preußen, gereizt von ſo viel Widerſpruch, warf im Unmuth ſeinen Handſchuh auf den Tiſch. Wollen Ew. Majeſtät den Krieg? fragte Lord Caſtlereagh, der engliſche Geſandte. — Vielleicht, mein Herr, rief der König. — Oh, Sire, ſagte Caſtlereagh, ich wußte nicht, daß man die Gewohnheit hat, den Krieg ohne die engliſchen Guinéen zu machen.

Eine allerliebſte Antwort, die dem Engländer Ehre macht, rief Fürſt Ligne, und zu unſerm Braten paßt, denn ſie hat wirklich etwas von der Schärfe des mixedpickle an ſich.

Erlauben Sie mir, Fürſt, Ihnen dazu ein kleines

Gegenſtück zu liefern, ſagte Graf de la Garde. Ein Bonmot des Fürſten Talleyrand Périgord, das duftig und pikant iſt, wie die Trüffeln von Périgord. Es betrifft auch das arme Sachſen, das der König Friedrich Wilhelm durchaus in Beſitz nehmen will. Er machte neulich in einer Sitzung Talleyrand lebhafte Vorwürfe, daß er ſich zu warm der Sache des Königs von Sachſen annehme. Er verdient das wahrlich nicht, ſagte Friedrich Wilhelm, denn der König von Sachſen iſt der einzige Verräther an der Sache Europa's geweſen.

Verräther, antwortete Talleyrand, aber von welchem Datum, Sire?

Oh, ſchon um dieſer präciſen Antwort willen ſollte man den armen König Friedrich Auguſt erhören, und ihm ſein Land wiedergeben, rief Fürſt Ligne.

Meine Herren, ſagte Baron Seelbach mit einem eigenthümlichen Lächeln, es giebt ein arabiſches Sprichwort, das ſagt: „Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold.“ Vielleicht kennt der König von Sachſen dies Sprichwort, und wenn er ſieht, daß Talleyrand's Reden von Silber nichts nützen, ſo wird er es mit dem Golde verſuchen. Wenn man, wie Lord Caſtlereagh ſagt, nicht ohne engliſche Guineen Krieg macht, ſo kann man

vielleicht mit ſächſiſchem Golde Frieden machen. Aber kennen Sie die neueſte Aventure des Lord Caſtlereagh?

Sie meinen die Ohrfeige, die er vor einigen Tagen von einer jungen Dame erhielt, weil er beim Herausgehen aus dem Theater es wagte, ihr, die er gar nicht kannte, einen Kuß auf die Schulter zu drücken?

Nein, Durchlaucht, es handelt ſich hier nicht um Ohrfeigen von ſchönen Damenhänden, ſondern um herzhaftere Liebkoſungen. Lord Caſtlereagh, der engliſche Geſandte, nimmt ſeit drei Tagen nicht an den Congreßſitzungen Theil. Wiſſen Sie, weshalb? Er hat ſich auf der Donaubrücke mit zwei Fiacrekutſchern gezankt, die ſeinem Tilbury nicht ausweichen wollten. Der edle Lord, empört von der Dreiſtigkeit der Fiacrekutſcher, ſprang ſofort aus ſeinem Wagen, und die kunſtgemäße Stellung eines engliſchen Boxers annehmend, provocirte er ſeine Gegner, indem er ihnen ſeine geballten Fäuſte unter die Naſe hielt. Die Fiacrekutſcher, welche die engliſche Sprache Mylords nicht verſtanden, begriffen aber vollkommen dieſe Sprache ſeiner Fäuſte, und antworteten ihm in derſelben auf eine ſo verſtändliche und energiſche Weiſe, daß der edle Lord nicht allein mit zerbläuetem Rücken, ſondern auch mit einer zerbläueten, geſchwollenen Geſicht ohnmächtig auf dem Platz blieb,

während die Fiacrekutſcher ſich beeilten, davon zu fahren. Der Lord ward von Vorübergehenden erkannt, und in ſein Hôtel gebracht, und Dank den Fäuſten der Wiener Fiacrekutſcher, fehlt ſeit vier Tagen die Stimme Englands bei den Congreß-Verhandlungen.

Sie wird ſich aber bald wieder vernehmen laſſen, ſagte Graf Ferranti. Der Lord iſt wieder hergeſtellt. Lady Caſtlereagh hat ſchon die Einladungen zu einem großen Ball ergehen laſſen, mit dem die zärtliche Gattin die Wiederherſtellung ihres Gemahls feiern will. Der ganze Congreß iſt eingeladen, und wird tanzen. Lord Caſtlereagh iſt bekanntlich ein eifriger Tänzer.

Er hat zu ſeiner Entſchuldigung große Vorbilder, ſagte Fürſt Ligne. Socrates unterrichtete bekanntlich die ſchöne Aſpaſia im Tanzen, David tanzte vor der Bundeslade, Ludwig der Vierzehnte vor der La Vallière und ſelbſt der große Cato war ein Tänzer.

Aber keiner wird getanzt haben, wie Lord Caſtlereagh tanzt. Es iſt wunderbar anzuſehen, wenn dieſe lange Figur ſich im Contretanz hin und her ſchlenkert, die langen dürren Arme wie Windmühlenflügel ausbreitet, und die langen dürren Beine hebt wie ein Kranich, der Jagd auf einen Froſch macht.

Nun, ſeine Gemahlin bildet zu ihm ein würdiges

Seitenſtück, rief Fürſt Ligne lachend. Ich ſah ſie geſtern auf dem Ball beim Fürſten Eſterhazy, ſie war gekleidet wie eine von Watteau's Schäferinnen, und trug als Stirnband den Stern des Hoſenbandordens ihres Gemahls. Aber ſagen Sie doch, Gräf Luccheſini, Sie, der Sie vorher behaupteten, der Congreß bekümmere ſich nicht allein um Seelen, ſondern auch um Herzen, können Sie uns nicht die Liebesaventuren des Congreſſes erzählen?

Ah, Durchlaucht, es giebt deren ſo viele, daß es unmöglich ſein würde, ſie alle zu erzählen, ſagte Luccheſini lächelnd. Wenn man alle die Romane ſchreiben ſollte, welche ſich täglich unter unſern Augen in dieſer Epoche der Luſt und des Freudenrauſches begeben, ſo würden Einem die Worte fehlen. Inmitten dieſer auf einem Raum zuſammengedrängten Menge, in dieſem Leben des Luxus und Vergnügens, in dieſer Maſſe von Weſen, die von allen Enden Europa's hier zuſammengeſtrömt ſind, müſſen alle Ideen, alle Empfindungen, alle Inſtincte wenigſtens zuſammentreffen in dem lebhafteſten aller Gefühle und aller Inſtincte, in der Liebe. Alle dieſe ſchönen und jungen Männer, mögen ſie nun über ihrem Wappen eine Grafen-, Fürſten- oder Herzogskrone haben, ſie ſprechen doch alle dieſelbe Sprache, die der

Leidenſchaft, zu den Füßen der Fürſtin, wie zu denen der einfachen Bürgerstochter. Die Luft von Wien ſcheint von Liebe wie von Ambra durchduftet. Ueberall in jeder Geſellſchaft athmet man von dieſem Duft ein, und er berauſcht die Sinne, und macht die Herzen höher klopfen. Der Congreß tanzt nicht blos, ſondern er liebt auch, und Sie haben ein großes und wahres Wort geſprochen, Fürſt, als Sie von dem Congreß geſungen, den Gott Amor hier in Wien zuſammenberufen.

Ach, Sie kennen meine jüngſte Sünde ſchon, rief Fürſt Ligne.

Jedermann kennt ſie und abſolvirt den Dichter, ſagte Luccheſini, Jedermann ſingt in Wien:

La Sagesse doit se taire,
Dit en riant le plaisir.
A Vienne l'unique affaire
Est de traiter le plaisir.

Aber Graf, Sie haben mir auf meine Frage noch nicht geantwortet, ſagte Fürſt Ligne. Kennen Sie einige der Liebesabenteuren des Congreſſes, und wollen Sie uns dieſelben mittheilen?

Einige, Durchlaucht, aber — es iſt gefährlich, in ſo zarten Dingen Namen zu nennen. Laſſen Sie mich

die Namen verſchweigen und errathen Sie! Eine Herzogin, die hier auf dem Congreß ſehr einflußreich iſt, hat mit Empörung geſehen, daß eine nicht minder einflußreiche Fürſtin ihren Geliebten zum Geſandten gemacht hat, und um es ihr nachzuthun, hat die Herzogin ihren Geliebten zum General erheben laſſen. Der neue General hat freilich niemals einen Krieg mitgemacht, aber die Herzogin findet, daß ihm die Generals-Epauletten gut ſtehen, und das genügt, denn die Liebe allein hat zu entſcheiden. Die Liebe verdreht noch ganz andere Köpfe, ſelbſt die der Könige ſind nicht ſicher vor ihr. So weiß ich einen König, der auf einer ſeiner Incognito-Partieen, die ihn in eins der untergeordneten Vergnügungslocale im Prater führte, dort die Bekanntſchaft einer allerliebſten Wiener Griſette machte, in deren liebliches Geſichtchen und feine Taille er ſich verliebte. Es iſt eine wahre und aufrichtige Paſſion, der königliche Liebhaber überhäuft ſeine leicht gewonnene Eroberung mit Geſchenken, und ſeiner Rolle als Souverain vergeſſend, hat er ihr ſogar ſein in Diamanten gefaßtes Portrait geſchenkt, mit dem ſeine kleine Griſettenkönigin ganz öffentlich im Prater, auf dem Graben und im Theater einherſtolzirt. *)

*) Comte de la Garde. II. 114.

Und wie aus einem Munde begann die heitere Tafelrunde leiſe und lächelnd zu wiederholen:

La Sagesse doit se taire,
Dit en riant le plaisir.
A Vienne l'unique affaire
Est de traiter le plaisir.

Ah, ſehen Sie, wir ſind mit unſerm Diner zu Ende, und da kommt ſchon der Käſe als letzter Schlußſtein, ſagte Fürſt Ligne. Herr Graf Czartoryski, ich erinnere Sie daran, daß Sie uns eine Neuigkeit ſchuldig ſind.

Ich will mich beim Käſe dieſer Schuld entledigen, ſagte der Graf lächelnd. Ich habe Ihnen wirklich eine Neuigkeit zu melden. Der Congreß iſt nicht ſo unthätig, wie Sie denken, der Congreß thut doch Mancherlei, und geſtern hat er ſogar einen König proclamirt.

Wie denn, einen König? fragten Alle verwundert. Sie wollen vielleicht ſagen, er hat den König von Sachſen wieder hergeſtellt, oder den König von Sicilien wieder an Murat's Statt zum König von Neapel, oder den Kaiſer von Rußland zum König von Polen proclamirt?

Nichts von dem Allen, meine Herren, der Congreß hat einen ganz neuen König proclamirt. Alle Herren vom Congreß waren geſtern beim Fürſten Talleyrand zum Diner geladen, und ich hatte auch eine Einladung

erhalten. Auf dieſem Diner ward der neue König mit Zuſtimmung faſt ſämmtlicher Diplomaten vom Fürſten Talleyrand erwählt und anerkannt.

Der Prinz Eugène Beauharnais, nicht wahr? rief Fürſt Ligne lebhaft. Man hat endlich für den ehemaligen Vicekönig von Italien ein Königreich entdeckt, das nicht im Monde, ſondern in Italien liegt! Nicht wahr, Eugène Beauharnais iſt der neue König?

Nein, Durchlaucht, er iſt es nicht. Erlauben Sie mir, zu erzählen. Es war alſo geſtern, wie geſagt, Diner beim Fürſten Talleyrand. Als man beim Deſſert anlangte, waren alle Fragen der Politik erſchöpft, und beim Käſe unterhielt man ſich vom Käſe. Lord Caſtlereagh lobte den engliſchen Stilton Käſe, Aldini den Stracchino, der holländiſche Geſandte Graf Falk den Limburger Käſe, der bekanntlich die Lieblingsſpeiſe Peters des Großen war, als dieſer in Holland als Zimmermeiſter wanderte, und Zeltner, der Schweizeriſche Geſandte, pries den Schweizer Käſe. Die Stimmen der hohen Diplomaten waren bei dieſer Frage über die Suprematie des Käſes eben ſo getheilt, wie in den großen Fragen über Polen, Sachſen, Italien und die Deutſche Kaiſerkrone. Man hatte ſich noch nicht geeinigt, als ein Kammerdiener eintrat, und die Ankunft

eines Couriers aus Frankreich meldete. — Was bringt er? fragte Talleyrand. — Depeſchen vom König und Käſe von Brie. — Man trage die Depeſchen in die Kanzlei, ſagte Talleyrand würdevoll, und ſervire uns augenblicklich den Käſe. —

Der Befehl ward ausgeführt. Man brachte den Käſe, und Talleyrand, ihn beſchauend, ſagte feierlich: meine Herren, ich habe mich enthalten, Ihnen vorher das Product Frankreichs zu loben. Jetzt mag es ſich ſelber loben!

Und mit tiefem Ernſt reichte er den Teller mit Käſe ſeinem Nachbar dar. Der Käſe machte die Runde im Kreiſe der Diplomaten, man koſtete ihn, man erörterte ſeine Vorzüge, und endlich ertheilten die Diplomaten in ungewohnter Uebereinſtimmung dieſem Käſe die Krone. Meine Herren, Sie ſehen alſo, der Wiener Congreß hat etwas gethan. Der Wiener Congreß tanzt nicht blos, er liebt nicht blos, ſondern er ſchafft auch Könige. Der Wiener Congreß hat geſtern den Fromage de Brie zum König aller Käſe proclamirt!*)

*) Comte de la Garde. II. 118.

II.

Das Feſt beim Baron Arnſtein.

Alle Vorbereitungen waren beendet, die Säle waren herrlich geſchmückt, und bereit die glänzende Schaar der auserleſenen Gäſte zu empfangen, welche heute zu dem bal masqué des Barons und Banquiers von Arnſtein geladen waren.

Seit vielen Tagen ſchon waren Handwerker und Künſtler jeder Art mit der Ausſchmückung dieſer glänzenden Räume beſchäftigt geweſen, und alle Wunder der Induſtrie hatten ſich vereinigen müſſen, um dieſe Prachtgemächer der hohen Gäſte, welche man erwartete, würdig auszuſtatten. Denn die höchſte Geſellſchaft Wiens, alle hervorragenden Perſönlichkeiten des Congreſſes, alle ausgezeichnete Fremde, alle Häupter des hohen Adels und der öſterreichiſchen Fürſtenhäuſer ſollten ſich heute in dieſen Sälen ein Rendezvous geben, und

nur die Anweſenheit der gekrönten Häupter mangelte dieſer Geſellſchaft des jüdiſchen Barons, um ſie denen ganz gleich zu machen, welche ſich in den Sälen der kaiſerlichen Burg verſammelten. Aber heute ſollte vielleicht auch dieſer Unterſchied aufhören, denn wenn es freilich die Etiquette den Souverainen verbieten mochte, einem gewöhnlichen Feſte im Hauſe des jüdiſchen Barons beizuwohnen, ſo konnte man ſich vielleicht bei einem Maskenfeſt dieſer läſtigen Etiquette entäußern, und dem Ceremoniel ein Paroli biegen. Der Kaiſer Alexander, welcher es liebte, zuweilen die Laſt ſeines Kaiſermantels ein wenig von ſeinen Schultern zu werfen, und ſich frei und ungebunden als einfacher Cavalier in der Geſellſchaft zu bewegen, der Kaiſer Alexander hatte geſtern, als er der Baronin von Arnſtein in den kaiſerlichen Redoutenſälen begegnete, ſich mit einem eigenthümlichen Lächeln erkundigt, ob es wahr ſei, daß heute bei ihr ein Maskenfeſt ſtattfinde, und als die Baronin bejahete, hatte er gefragt, ob ſie ſehr erzürnt ſein würde, wenn zwei ungebetene Gäſte vielleicht bei dem Feſt erſcheinen und die gerühmte Gaſtfreundſchaft ihres Hauſes beanſpruchen würden?

Ich bin überzeugt, der Kaiſer Alexander will uns heute Abend mit ſeinem Beſuche überraſchen, ſagte der

Baron Arnſtein, als er jetzt an der Seite ſeiner Gemahlin durch die erleuchteten Säle dahin ſchritt, um mit einem letzten Blick alle Arrangements zu prüfen. Er will der edlen und hochgefeierten Baronin von Arnſtein den Triumph bereiten, den edelſten und gefeiertſten Fürſten in ihrem Hauſe empfangen zu haben.

Nicht mir, ſagte Fanny, leiſe das Haupt ſchüttelnd, nein, nicht mir wird dieſe Aufmerkſamkeit des Kaiſers gelten, ſondern Dir, dem Baron von Arnſtein, dem edelſten, großmüthigſten, geiſtreichſten und wohlthätigſten der Wiener Geldfürſten.

Ach, was bin denn ich, ſagte der Baron mit einem ſanften Lächeln, ich thue auf dieſer Welt, ſo viel ich kann, meine Schuldigkeit, bin vielleicht ein gut arrangirter und nicht ganz unerfahrener Geſchäftsmann, das iſt Alles. In meinem Comtoir, da bin ich vielleicht eine kleine Puiſſance, aber hier in dieſen glänzenden Sälen, da bin ich ein Fremder, ein unbekanntes, ſchweigendes Nichts, eine Null.

Aber eine Null, welche, indem ſie da iſt, aus den Tauſenden eine Million macht, und ein Vermögen in einen Schatz verwandelt, ſagte die Baronin, indem ſie ihre zarte durchſichtige weiße Hand auf die Schulter ihres Gemahls legte, und ihm mit einem innigen

langen Blick tief in die Augen ſchauete. Mein Freund, ſagte ſie dann, und ihre Stimme zitterte, mein Freund, wie edel, wie gut und groß Du biſt! Ich habe keine Worte, um es Dir zu ſagen, aber da drinnen in meinem Herzen, da fühle ich es, und demüthig und tief bewegt danke ich Gott an jedem Morgen und jedem Abend, daß er endlich meine Augen geöffnet, damit ſie das Glück ſehen und erkennen konnten, das mir ſo nahe lag, und das ich Arme doch ſo lange vergeblich geſucht hatte. Und demüthig bitte ich Gott an jedem Abend und jedem Morgen, er möge mir verzeihen, daß ich Dich, den edelſten, den beſten Mann ſo lange verkennen, ſo lange unglücklich machen konnte.

Nein, Fanny, Du haſt mich niemals unglücklich gemacht, ſagte Arnſtein ſanft. Inmitten meiner Schmerzen und meiner verborgenen Liebe habe ich es dennoch immer als ein ſchönes Glück betrachtet, Dich an meiner Seite haben, Dich ſehen, Dich lieben, Dich mit allerlei kleinen Aufmerkſamkeiten umgeben zu können. Ich leugne es nicht, es gab Tage, an denen ich verzagt und verzweiflungsvoll war, und in hoffnungsloſem Schmerz vermeinte, es würde meinem armen, ſchmuckloſen und beſcheidenen Weſen nie gelingen, das Herz der ſchönen, glänzenden, gefeierten Fanny von Arnſtein, meiner Ge-

mahlin, zu gewinnen. Aber an ſolchen Tagen der Schwermuth flüchtete ich mich in mein Comtoir, zu meiner Arbeit, und ſie gab mir Troſt und Kraft, denn ich ſagte mir: ich arbeite für ſie! Ich will ringen und ſchaffen, um ſie zu umgeben mit dem Luxus einer Fürſtin, um ihr Reichthümer und Millionen, das heißt Macht, das heißt Fürſtenrang zu verſchaffen. Ich will arbeiten, um ſie zu der erſten Frau in Wien zu machen, um ihr die Mittel zu geben, der Großmuth ihres Herzens immer zu folgen, die Armen zu tröſten, den Nothleidenden und Unglücklichen ein hülfreicher Engel zu ſein. Gott gab meiner Arbeit Gedeihen, und der reiche Banquier Arnſtein verwandelte ſich allgemach in den Millionair Arnſtein, den Millionair, der im Stande war, Kaiſern und Königen als eine bedeutende und einflußreiche Macht gegenüber zu ſtehen. Auch der Schmerz meiner Liebe ward mir zum Segen, denn er reifte mich zum Manne, und gab meiner Seele Feſtigkeit und Muth.

Oh, mein geliebter Freund, dennoch bangt mein Herz, und Thränen drängen ſich mir in die Augen, daß ich es geweſen, durch die Du ſo viel leiden mußteſt, ſagte Fanny ſanft und zärtlich. Spät erſt und langſam öffneten ſich meine Augen, erkannten ſie Dich, verſtanden

ſie Dich und Dein großmüthiges Herz, begriff ich, welch' eine edle, reine und uneigennützige Liebe Du an das Weib verſchwendeteſt, das in ihrem Egoismus und ihrem Stolz nichts davon geahnt hatte. Aber nun auf einmal war es, als ob eine Wolke von meinen Augen niederfiel, ich ſah, ich erkannte Dich und Dein großes göttliches Herz, und ich ſank, von Andacht und Schmerz bewältigt, zu Deinen Füßen nieder, und rief: vergieb mir, vergieb mir! Ich ſehe Dich heute zum erſten Mal, ich ſehe, daß Du der Engel biſt, den Gott an meine Seite geſtellt, und den ich fortan lieben, und dem ich dienen will ſo lang' ich lebe!

Ja, das ſagteſt Du, ſagte der Baron ſinnend, und Deine Stimme klang mir wie himmliſche Muſik, und wie mit einem Zauberſchlag waren alle meine Schmerzen vernarbt, und ich fühlte nur, daß ein unermeßliches Glück wie eine leuchtende Sonne in mein Herz hinein ſtrahlte, und mich ganz und gar mit ſeliger Wonne erfüllte. Ich fühlte, daß ich bis dahin nur geträumt hatte von Vermählung und verſchmäheter Liebe, daß jetzt erſt mein Haus ſich ſchmücken ſollte, um die Braut aufzunehmen, daß jetzt erſt eine geliebte, angebetete Gemahlin mit dem Segen der Liebe bei mir einziehen wolle. Ich war Jahre lang unglücklich geweſen, aber

dieſer Moment des Glückes entſchädigte mich für alles, was ich gelitten. Ich drückte Dich feſt in meine Arme, und hieß Dich willkommen, als den Stern meines Lebens, als meine ſchöne liebliche Braut!

Ach, aber es war leider keine ſchöne Braut mehr, mein armer Freund, ſagte Fanny lächelnd und mit Thränen in den Augen. Sieben Jahre der Enttäuſchungen, der Schmerzen waren über mein Haupt dahin gegangen, der Sturm des Lebens hatte die Roſen von meinen Wangen, und die Jugend von meiner Stirn verweht.

Jacob hatte auch ſieben Jahre um die Rahel geworben, ſagte der Baron lächelnd, und als er ſie dann nach vierzehn Jahren heimführte, nannte er ſich doch einen glückſeligen und beneidenswerthen Mann! Für mich warſt Du immer noch ſchön und jung, für mich biſt Du es heute noch, und wirſt es ewig ſein. Die ewige Jugend ſtrahlt von Deiner reinen fleckenloſen Stirn, der edele tiefe Geiſt leuchtet aus Deinen himmliſchen Augen, meine Fanny, meine Braut der ewigen Jugend und der ewigen Liebe!

Du nennſt mich Deine Braut, ſagte ſie mit einem ſüßen Lächeln. Du haſt alſo nicht daran gedacht, daß heute unſer Hochzeitstag iſt, daß wir heute vor zwanzig Jahren unſere Vermählung feierten? Es iſt alſo ganz

zufällig, daß der Herr Baron von Arnſtein gerade heute in ſeinem Palais ein ſo glänzendes Zauberfeſt giebt, ganz zufällig, und nicht etwa um den Tag ſeiner Vermählung damit ganz in der Stille zu feiern?

Du haſt mich alſo errathen, rief der Baron freudig. Du haſt auch die Bedeutung dieſes Tages begriffen, und das Datum nicht vergeſſen?

Ich will Dir zeigen, Freund, ob ich vergeſſen habe, ſagte Fanny mit einem wunderbaren, feierlichen Ernſt. Komm, mein Geliebter, komm, Du ſollſt ſehen, daß ich die Bedeutung dieſes Tages kenne. Gieb mir Deine Hand und folge mir!

Der Baron legte ſchweigend ſeine Hand in die dargereichte Hand ſeiner Gemahlin, und folgte ihr ſchweigend und ſtill durch die Säle dahin. Jetzt ſtanden ſie vor einer verſchloſſenen Thür, vor einer Thür, welche ſich ſeit manchem Jahre für Niemand geöffnet hatte, welche Niemand hatte überſchreiten dürfen, außer Fanny, außer der trauernden Prieſterin, welche kam, um in dem Tempel der Erinnerungen zu beten und zu weinen.

Jetzt ſtand Fanny vor dieſer Thür mit leuchtenden Augen, ihr Antlitz durchſtrahlt von milder Rührung, ihre holden Lippen umſpielt von einem ſanften Lächeln.

Oeffne dieſe Thür, mein Freund, bat ſie ſanft.

Ihr Gemahl blickte ſie erſtaunt an und zögerte. Du willſt mir geſtatten hier einzutreten? In Dein Cabinet? In das Sterbezimmer Deines Glückes?*)

Oeffne die Thür, wiederholte ſie lächelnd.

Der Baron that es, und jetzt tönte ein Schrei freudiger Ueberraſchung von ſeinen Lippen.

Dieſes Cabinet war nicht mehr ſchwarz decorirt, nicht mehr ein Trauerſaal! Die Wände waren geſchmückt mit hellblauem Seidenzeug, und von derſelben Farbe waren die Vorhänge der Fenſter und die Ueberzüge der Meubles. Einfach, ſinnig und geſchmackvoll war die ganze Einrichtung dieſes Cabinets, einladend zu traulicher Unterhaltung und behaglichem Ruhen auf den weichen, ſchwellenden Polſtern.

Der Baron ſagte kein Wort, Thränen glänzten in

---

*) Siehe Napoleon in Deutſchland: „Raſtatt und Jena.“ Th. III. S. 127. Die Baronin Fanny von Arnſtein hatte das Cabinet, in welchem der Fürſt Carl von Lichtenſtein zuletzt bei ihr geweſen und in welchem ſie ſeine Abſchiedsgrüße empfangen, bevor er zu dem für ihn tödtlichen Duell mit dem Domherrn ging, ſchwarz ausſchlagen laſſen, wie ein Sterbezimmer. Dort bewahrte ſie alle Andenken, Alles was auf den Fürſten Bezug hatte, ſorgfältig auf, und Niemand durfte dieſes ſchwarze Cabinet betreten, als ſie allein.

seinen Augen, mit einer stürmischen Bewegung legte er seine beiden Arme um die schlanke Taille seiner Gemahlin, hob sie empor, trug die schwebende schöne Gestalt durch das Cabinet, ließ sie sanft auf den Divan niedergleiten, und vor ihr auf die Kniee niedersinkend, das freudestrahlende Antlitz zu ihr erhebend, sagte er: Gott segne Dich, mein geliebtes Weib! Gott segne Dich für das stolze Glück, das Dein edles, zartsinniges Herz mir in dieser Stunde bereitet hat!

Sie zog ihn empor und einen innigen Kuß auf seine Lippen drückend, flüsterte sie unter seligen Thränen: die Vergangenheit ist verschmerzt. Sie soll keinen Schatten mehr auf den reinen Himmel unsers Glückes werfen. Sieh, auf diesen schwarzen Wänden strahlt jetzt das Blau des Himmels; das soll uns ein Symbol sein unserer Zukunft. Nichts soll unsern Himmel mehr umdüstern. Meine Vergangenheit ist ausgelöscht! Vergiß auch Du das, was gewesen, und lebe mit mir dem schönen Glück der Gegenwart!

So sei es, meine Fanny, sagte er, ihre Hände an seine Lippen, seine Augen, sein Herz drückend. Die Vergangenheit ist begraben, und uns umgiebt nur noch der Himmel unserer Liebe und unseres Glückes, nur noch die holde, lichtdurchstrahlte Gegenwart.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Dieses Kabinet war nicht … nicht mehr ein Trauersaal! Di[illegible] schmückt mit hellblauem Seidenz[illegible] Farbe waren die Vorhänge der [illegible] züge der Meubles. Einfach, [illegible] war die ganze Einrichtung diese[illegible] zu traulicher Unterhaltung und [illegible] den weichen, schwellenden Pols[illegible]

Der Baron sagte kein W[illegible]

---

*) Siehe Napoleon in Deuts[illegible] Th. III. S. 127. Die Baron[illegible] Cabinet, in welchem der Fürst [illegible] ihr gewesen und in welchem [illegible] davon er … [illegible]

genheit ausgelöscht für immer=
geblieben, die heilige, keusche,

und innig umschlungen. Aber
der Equipagen, die vor ihrem
sie endlich aus ihrer seligen Ver=

das Kind aus seinen Armen nie=
oe, und der Baronin die Hand
mit einem ausdrucksvollen Lächeln:
Braut. Die Gäste kommen, die
zeitsfest geladen.
zu, und sagte heiter: wir wollen sie
mand soll ahnen, welch' ein heiliges
helfen.
Hand durchschritten sie die glänzenden
in den Empfangsaal zu begeben, und
kommen zu heißen.
begannen die Säle sich zu füllen, und
Anblick war es, welchen diese Säle
eder derselben war verschieden decorirt, je
verschiedenen Bestimmung. Da war zuerst
Empfangssaal, der z[illegible]onversation und Un=
der Gäste bestim[illegible] Diesen hatte man

Und ſieh, rief Fanny, mit einem ſtrahlenden Lächeln auf das kleine Mädchen hindeutend, das eben im roſigen Gewande auf der Schwelle erſchien, das reizende Geſichtchen umwallt von langen ſchwarzen Locken, die niederringelten auf ihre runden nackten Schultern: ſieh, mein Geliebter, da kommt unſere Zukunft! Die rechte und echte Verklärung unſerer Liebe! Da kommt unſer Kind! Komm, meine Roſa, komm, lege Deine Arme feſt, feſt um den Hals Deines Vaters und küſſe ihn, und gieb ihm den Segensgruß der Engel und der Liebe. —

Die kleine Roſa flog herbei und mit einem wunderholden Ausdruck in ihrem Angeſicht ſchlang ſie ihre vollen runden Aermchen um den Hals ihres Vaters und küßte ihn zärtlich.

Fanny hob ihre ſtrahlenden Blicke zum Himmel, und ihre Lippen flüſterten ein leiſes Gebet des Dankes zu Gott empor. Dann ſenkte ſie die Augen mit einem Ausdruck unendlicher Liebe auf Vater und Kind, die ſich noch immer innig umſchlungen hielten, und ihre beiden Arme um ſie legend, und ſie beide feſt an ihr Herz drückend, rief ſie: ich ſegne und preiſe Gott aus der Fülle meines Herzens, und indem ich Dich an meine Bruſt drücke, Du ſchöne Gegenwart, Du holde

Zukunft, ist die Vergangenheit ausgelöscht für immerdar. Nur die Liebe ist geblieben, die heilige, keusche, tugendhafte Liebe!

Sie hielten sich lange und innig umschlungen. Aber das donnernde Geräusch der Equipagen, die vor ihrem Hause anhielten, weckte sie endlich aus ihrer seligen Verzückung.

Der Baron ließ das Kind aus seinen Armen niedergleiten auf die Erde, und der Baronin die Hand darreichend, sagte er mit einem ausdrucksvollen Lächeln: komm, meine schöne Braut. Die Gäste kommen, die wir zu unserm Hochzeitsfest geladen.

Sie nickte ihm zu, und sagte heiter: wir wollen sie begrüßen, aber Niemand soll ahnen, welch' ein heiliges Fest sie uns feiern helfen.

Und Hand in Hand durchschritten sie die glänzenden Räume, um sich in den Empfangsaal zu begeben, und die Gäste willkommen zu heißen.

Allgemach begannen die Säle sich zu füllen, und ein zauberhafter Anblick war es, welchen diese Säle darboten. Jeder derselben war verschieden decorirt, je nach seiner verschiedenen Bestimmung. Da war zuerst der große Empfangssaal, der zur Conversation und Unterhaltung der Gäste bestimmt war. Diesen hatte man

drapirt mit türkiſchen Seidentapeten, mit türkiſchen Teppichen; rings um an den Wänden, und in der Mitte des Saals ſtanden eckige und runde Divans von jener niedrigen und breiten Art, wie ſie die Türken lieben, und die ſo ſehr geeignet zum Ruhen und Plaudern ſind. Aus dieſem Saale gelangte man in den Tanzſaal, der köſtlich anzuſehen war mit ſeiner Ausſchmückung von Spiegeln, Kronleuchtern und Bergcryſtall, mit ſeinen Draperieen von weißem Atlas, an denen goldene Körbe hingen, die gefüllt waren mit den ſeltenſten, auserleſenſten Blumen, prangend im wundervollſten Farbenſpiel, und den Raum erfüllend mit ihren lieblichen Düften. Neben dieſem Saal befanden ſich zwei kleinere Säle, die man in Gärten mit ſpringenden Cascaden, mit Blumenbeeten, mit ſchattigen Lorbeerbosquets verwandelt hatte, und aus dieſen Sälen trat man alsdann in den Saal der Erfriſchungen. Dort ſtanden auf großen, von Gold- und Silbergeſchirren ſtrahlenden Buffets große goldene Schalen mit den herrlichſten Südfrüchten, ſilberne Kannen mit Sorbets und kühlenden Getränken, und Schüſſeln mit allerlei auserleſenen Crême's und Eisarten. Aber für dieſen Saal hatte der Reichthum und Geſchmack des Barons von Arnſtein eine ganz neue und prachtvolle Decoration gefun-

den. Ringsum an den Wänden in ungeheuren Kübeln, die mit Epheu und blühenden Schlinggewächsen decorirt waren, standen große Obstbäume, in deren grünem Laub, der winterlichen Jahreszeit zum Trotz, die herrlichsten Früchte prangten, und von denen man sich reife Kirschen, Apricosen und Birnen pflücken konnte, als befände man sich da nicht mitten im Winter in einem erwärmten Salon, sondern in einem duftenden, sommerlichen Obstgarten.*) — Von diesem Saal der Erfrischungen kam man alsdann wieder in einen kleineren Saal, in dem sich auf runden Tischen die neuesten Erzeugnisse der Literatur, Mappen mit Kupferstichen und Aquarellen befanden, und dessen Wände geschmückt waren mit köstlichen Marmorbüsten von großer Schönheit und ungeheurem Werthe. Hinter diesem Saal endlich kam man zu dem großen Eßsaal, dessen Thüren indeß jetzt noch geschlossen waren.

Und in diesen vom Glanz der Lichter, der Spiegel, der Goldverzierungen strahlenden Sälen wogte jetzt eine wunderbare, phantastische Gesellschaft auf und ab. Jedermann hatte sich bemüht, sich das reichste Costüm, die geschmackvollste Tracht irgend eines entfernten Lan-

*) Comte de la Garde. Vol. II. 120.

des auszuwählen, oder irgend eine der großen, von den Dichtern geschaffenen Gestalten berühmter Werke darzustellen. Da sah man Türken und Türkinnen, Albanerinnen und Circassierinnen in ihren glänzenden und kleidsamen Costümen, da waren Polen und Russen und Spanier in ihren schönen Landestrachten, hier schlüpften Zigeunerinnen durch das Gedränge, und dort kam majestätisch Christine von Schweden am Arm des Herzogs von Alba daher; drüben schritt Egmont einher, und unfern von ihm sah man Philipp von Spanien, Maria Stuart und den göttlichen Sir John Falstaff. Ihm gegenüber begegnete man einem indischen Rajah, funkelnd von Brillanten und Goldgeschmeide, und neben ihm tänzelten reizende Schäferinnen und Gärtnerinnen frohmüthig durch das Gewühl dahin. Und Alles schäkerte und lachte, und plauderte, und aus den Halbmasken von schwarzen Spitzen und Sammet sah man überall glühende Augen hervorblitzen, und Jedermann war bemüht, seinen Nachbar zu errathen, und das Geheimniß seiner Existenz zu entziffern.

Auf einmal jetzt entstand eine Bewegung in dem großen Tanzsaal, ein leises Geflüster ging durch die Reihen der Gesellschaft, alle diese blitzenden Augen wandten sich den beiden Masken zu, die Arm in Arm

jetzt durch den Saal dahin schritten. Sie trugen die einfache ernste Tracht der Malteserritter, ihre Gesichter waren gleich denen der Anderen mit Halbmasken verhüllt, und doch schien Jedermann diese beiden hohen schlanken Gestalten zu erkennen, doch wich Jedermann ehrfurchtsvoll vor ihnen zurück, und wenn sie vorübergegangen waren, flüsterte man leise: Sie sind es! Es ist kein Zweifel, sie sind es!

Die beiden Malteser näherten sich der Baronin von Arnstein. Der schlankste und größte der Beiden grüßte sie mit einem leichten Kopfneigen, und reichte ihr die Hand dar.

Ich hoffe, Sie erkennen mich nicht, Baronin, sagte er leise und lächelnd. Nicht wahr, ich bin durchaus im Incognito?

Ja, flüsterte die Baronin, in eben dem Incognito, in welchem zum Beispiel die Ceder des Libanon sein würde, wenn es ihr beliebte, sich unter die Tannen und Buchen unserer Wälder zu stellen, und zu sagen: „ich bin ein Baum, wie Ihr Alle, man wird mich also nicht herausfinden.“ Aber die Ceder hat das stolze Unglück, die anderen Bäume zu überragen, und deshalb erkennt man sie doch, selbst im Incognito.

Aber wenn man sie erkannt hat, rief der Malteser-

ritter lachend, wenn man ſie erkannt hat, die arme Ceder, ſo weiſt man ihr hoffentlich nicht den Weg, ſondern erlaubt ihr im duftenden Waldesgrün, im Schatten der andern Bäume als ihres Gleichen ein wenig auszuruhen von der Hitze und Einſamkeit des hohen ſtolzen Libanon.

Man freut ſich ihrer Herrlichkeit, und da die Ceder incognito ſein will, bewundert man ſie leiſe, und giebt ſich das Anſehen, ſie nicht zu erkennen.

Das iſt ſehr dankenswerth und — doch hören Sie, da beginnt das Orcheſter. Der Ball ſoll ſeinen Anfang nehmen. Darf ich um Ihre Hand bitten, Baronin, wollen wir die Polonaiſe eröffnen?

Die Muſik ſchmetterte ihre jubelnden Klänge von den Eſtraden hernieder, der Malteſerritter und die Baronin traten in die Mitte des Saals, hinter ihnen ordneten ſich die Paare im wunderbaren Gemiſch der Landestrachten, der Coſtüme, und die Polonaiſe, dieſer vom Kaiſer Alexander in Wien in die Mode gebrachte Tanz, der mehr ein von muſikaliſchen Rhythmen begleiteter Spaziergang iſt, nahm ſeinen Anfang. In ſeltſamen Windungen bewegte ſich der lange, aus allen Elementen der menſchlichen Geſellſchaft zuſammengeſetzte, von Gold, Juwelen und Stickereien funkelnde Zug

durch den Saal, ringelte ſich dann, einer ungeheuern Rieſenſchlange gleich, in die anderen Säle hinein, zog ſich in zierlichen Windungen durch ſie hin, und kehrte alsdann in den Tanzſaal zurück.

Nur wenige der Masken hatten ſich nicht an dem Tanz betheiligt, dieſe ſtanden in Gruppen umher, plauderten mit einander, oder folgten mit ihren Blicken den wunderbaren Gruppen und Windungen der Tanzenden.

Niemand achtete daher auf die reizende junge Gärtnerin, welche jetzt tänzelnd durch den Saal dahin ſchlüpfte, und mit der Hand nach dem Saal der Bosquets hindeutete.

Niemand beobachtete es, daß ein reichgekleideter Türke ihr folgte, und gleich ihr ſich dem nächſten Saale zuwandte.

Doch, dieſe Zigeunerin, welche da drüben an der Thür dieſes Saales ſtand, die hatte ſie beobachtet und geſehen! Leiſe ſchlüpfte ſie hinein, und glitt unhörbar und raſch hinter das dicht an der Thür befindliche Fliederbosquet.

Jetzt trat die Gärtnerin in den Saal, der Türke folgte ihr. Einen ſchnellen, ſpähenden Blick warf er

umher. Wir ſind allein, flüſterte er dann. Komm, laß uns in dieſe Laube eintreten.

Sie traten in die Fliederlaube, und wieder warf der Türke einen ſpähenden Blick umher; aber er ſah nichts, er ahnte nicht, daß da hinter dem Geſträuch die junge Zigeunerin ſtand mit hochklopfendem Herzen, athemlos lauſchend, und nur leiſe in ſich ſelber flüſternd: Er iſt es! Er iſt es! Ich erkenne ſeine Stimme! Er iſt es!

Du ſiehſt, mein Freund, flüſterte jetzt die ſchöne Gärtnerin, ich hatte richtig berichtet. Der Kaiſer iſt hier, und Eugène Beauharnais mit ihm.

Ja, unſer Plan wird gelingen, flüſterte der Türke, es wird uns gelingen, Beiden die Briefe und Papiere in die Hände zu ſpielen, ohne daß irgend Jemand es ahnt oder verhindern kann. Ich habe Dir die Früchte mitgebracht, in welchen ſich die Papiere befinden. Dieſe Birne hier iſt für den Kaiſer beſtimmt, dieſe Apricoſe muß Eugène Beauharnais erhalten. Lege ſie jetzt in Deinen Korb mit Früchten und Blumen, und wenn der Tanz beendet iſt, reiche ſie ihnen dar.

Nein, mein Freund, ich habe mir jetzt einen andern Plan erſonnen. Es iſt gefährlich, dieſe Früchte in den Korb zu legen, denn ein Anderer könnte in den Korb

greifen, und die Früchte nehmen, bevor ich Zeit gehabt, ſie an die richtige Adreſſe zu geben. Es trifft ſich daher gut, daß man hier in dem andern Saal Bäume mit Obſt aufgeſtellt hat. Ich werde, ſobald der Kaiſer ſich mit dem Prinzen in dieſen Saal begiebt, ihnen folgen, und werde dann ihn bitten, mir zu erlauben, daß ich ihnen eine Frucht pflücke, dann bin ich ſicher, daß meine Früchte ſicher in ihre Hände kommen.

Eine ſehr ſchöne Idee, flüſterte der Türke, und ganz würdig des ſchönen erfinderiſchen Kopfes meiner Aurelia. Ach, meine Geliebte, möchten unſere Pläne und Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt werden, möchte es uns gelingen, dem unglücklichen Frankreich ſeinen Kaiſer wiederzugeben, und dem Kaiſer den geliebten Sohn wieder zuzuführen.

Wenn nicht Frankreich ſelber ſich für ihn erhebt, flüſterte die Gärtnerin, wenn nicht das franzöſiſche Volk ihn mit Gewalt zurückruft, iſt Alles verloren. Du weißt, mein Geliebter, daß ich alle Mittel verſuche, für den Kaiſer und für unſere Sache zu wirken. Niemand mißtrauet mir, Jedermann hält mich für eine begeiſterte Legitimiſtin, ich habe daher überall Zutritt, werde überall eingeladen, kann überall ſprechen und beobachten, und leiſe und vorſichtig meine Saat aus-

ſtreuen. Nun ich ſage Dir, mein Freund, kein Einziger dieſer Herren des Congreſſes wird Partei nehmen für den Kaiſer! Der Kaiſer Alexander kann es ihm nie vergeben, daß er ihn einſt geliebt hat, und will ſeinen Untergang. Der Kaiſer Franz haßt ihn, weil er ſein Schwiegerſohn iſt, und ihn einſt ſo tief gedemüthigt hat. Er würde lieber ſeine Tochter und ſeinen Enkel todt zu ſeinen Füßen ſehen, als ſie wieder mit dem Kaiſer Napoleon auf den Thron Frankreichs heben. Der König Friedrich Wilhelm wird es ihm nie vergeſſen, daß Napoleon ſeiner ſchönen Königin das Herz gebrochen, und er würde ſelbſt eher ſich bequemen, Sachſen fahren zu laſſen, und auf alle Gebietsvergrößerungen zu verzichten, als Napoleon auch nur mit der Spitze ſeines kleinen Fingers hülfreich zu ſein, daß er den Thron Frankreichs wieder empor ſteigen könne. Die Könige von Baiern und von Würtemberg mögen heimlich ihm geneigt ſein, aber ſie zittern für ihre Länder und Kronen, und würden niemals wagen, ſich für Napoleon zu erklären, wenn er nicht ſchon ohne ſie ſeines Erfolges gewiß wäre. Niemand aber iſt ſo voll glühenden Haſſes gegen den Kaiſer, als die Damen und Diplomatinnen des Congreſſes. Den geſtürzten Kaiſer zu haſſen, ſich mit fanatiſchem Ungeſtüm gegen

ihn zu erklären, den Haß der Monarchen, und der Diplomaten mit immer neuen Brandfackeln zu entzünden, das iſt jetzt das Stichwort aller dieſer mächtigen und einflußreichen Damen, welche die Herrſchaft in den Salons üben und mit den Geſchicken der Staaten und Völker ſpielen. Ach, glaube mir, mein Geliebter, es iſt keine Hoffnung, keine! Ich habe überall ein aufmerkſames Ohr, ein offenes Auge gehabt, aber ich höre und ſehe, daß Alles vergeblich iſt, daß wir ſcheitern werden mit allen unſern Plänen.

Und ich ſage Dir, Aurelia, ſie müſſen und werden gelingen. Es iſt unmöglich, daß der große Kaiſer auf Elba verſchmachte, daß ſeine Gemahlin und ſein Sohn hier in elender Gefangenſchaft und Erniedrigung vergehen, daß Frankreich ſein Haupt beuge unter das Joch der Bourbonen, und ſeine Tage des Ruhms und der Größe, welche Napoleon ihm gegeben, vergeſſen könnte. Es iſt unmöglich, daß es die Schmach auf ſich nehme, die Eroberungen, welche Napoleon ihm gemacht, und die es getränkt mit dem Blut ſeiner Männer und Söhne, daß es dieſe Eroberungen wieder zurückgeben, und Frankreich wieder in ſeine alten bourboniſchen Grenzen zurück zwängen ſollte. Nein, nein, Frankreich wird ſich erheben, es wird ſeinen Kaiſer mit Jauchzen willkommen heißen,

das Volk wird die heimkehrende Kaiſerin und den König von Rom auf ſeinen Armen von den Grenzen Frankreichs nach Paris hintragen. Nur muß der Kaiſer erſt von Elba entkommen, nur müſſen wir die Kaiſerin und ſeinen Sohn erſt bis zu den Grenzen Frankreichs gebracht haben! Und dies iſt unſere Aufgabe, unſer Streben. Darnach müſſen wir trachten, darauf müſſen wir ſinnen, dies müſſen wir erreichen, und müßten wir ſelbſt unſer Gut und Blut, unſer Leben, unſer Glück in die Schanze ſchlagen. Die Heimkehr des Kaiſers, das iſt meine Religion, meine Hoffnung. Oh, und wie Vieles habe ich ihr nicht geopfert! Um ihretwillen bin ich hier unter einem fremden Namen, weil man dem meinen mißtrauet, und mich erkennen würde als einen treuen Anhänger des Kaiſers. Um ihretwillen habe ich mich zum Verſchwörer, zum Spion, zum Horcher, und Lügner gemacht, um ihretwillen habe ich ſelbſt dem Glück entſagt, mit Dir, meine Aurelia, mit Dir, mein geliebtes Weib, zuſammen zu ſein, ſondern ich füge mich darein, Dich im Dienſt des Kaiſers eine Rolle ſpielen zu laſſen, und ſelber eine andere zu ſpielen, ſelber wie Proteus in allen Farben zu ſchillern und immer zu ſcheinen, was ich nicht bin!

Und ſcheinſt Du auch nur der Liebhaber der felt-

ſamen Dame, von der Du mir neulich erzähltest? Oder iſt der Marquis Barbaſſon wirklich der glühende Liebende ſeiner Couſine, und denkt alles Ernſtes daran, aus der Uhrmacherstochter bald eine Marquiſe zu machen?

Biſt Du eiferſüchtig, Aurelia?

Eiferſüchtig? Vielleicht! Ich liebe meinen Gemahl mehr vielleicht als er es verdient, und es kränkt mich, daß ſeine Lippen für eine andere Frau Worte der Liebe, daß ſeine Augen für eine andere Frau Blicke voll Zärtlichkeit haben. Ich fürchte immer, das Spiel könne ſich in Ernſt verwandeln, der Marquis Barbaſſon könne eines Tages vergeſſen, daß er der Graf Montbrun und mein Gemahl iſt, und könne aus ſeiner Amour für die Couſine Uhrmacherin eine ernſte Herzensneigung machen.

Fürchte das niemals, Aurelia. Dieſe Friederike iſt nichts weiter als ein Werkzeug in meinen Händen, und ſie verdient nicht, daß ſie etwas Anderes ſei. Ich würde ſie nicht lieben, ſelbſt wenn Du nicht mein angebetetes Weib wärſt, ich würde ihr nie meine Hand reichen, ſelbſt wenn ich wirklich das Unglück hätte, ihr Couſin, der Marquis Barbaſſon zu ſein. Dieſes Weib iſt nicht rein in ihrem Herzen, nicht rein in ihrem Ruf, nicht rein in ihrer Geſinnung. Sie iſt eine Intriguantin,

welche ſich einen glänzenden Schleier ſucht, um damit ihre Unehre zu bedecken, ein Weib, welches kein Herz hat, ſondern nur Sinne, eine Ehrgeizige und Geldgierige, welche in jeder Stunde bereit ſein würde, ihre ſogenannte Liebe für einen glänzenden Namen, für Gold und Brillanten zu verkaufen. Ach, ich fühle mein Gewiſſen nicht dadurch belaſtet, daß ich ſie zum Werkzeug meiner Pläne mache. Will ſie mich doch auch nur zum Werkzeug der ihren machen. Sie will weiter nichts als die Gemahlin eines Mannes werden, der einen glänzenden Namen hat, unter dem ſie ihre Vergangenheit verbergen kann und der ihr die Pforten der Geſellſchaft öffnet. Ich will weiter nichts, als eine Bundesgenoſſin haben, die mir nützen, durch die ich erfahren kann, was man in gewiſſen Kreiſen denkt und beſchließt, und durch die ich vielleicht auf den mächtigen und edlen Mann wirken kann, deſſen Freundin ſie ſich nennt. Es kommt nur darauf an, wer von uns Beiden ſeinen Zweck erreicht und wer zuletzt der Betrogene ſein wird! Doch ſtill, Aurelia, ſtill. Man kommt hierher! Die Polonaiſe iſt zu Ende! Laß uns gehen! Du in den Saal, um die Früchte an Alexander und Eugène zu geben, ich um dieſes Haus zu verlaſſen und heimzukehren. Der Zweck meines Hierſeins iſt erfüllt,

ich habe Dich geſehen und ich habe Dir die Früchte gegeben! Lebe wohl! Liebe mich und gedenke mein!

Sie ſchlüpften wieder hinaus aus der Fliederlaube und kehrten zurück in den Tanzſaal.

Einen Moment war Alles ſtill in dem Saal der Bosquets, dann bewegten ſich leiſe die Fliedergebüſche, die Zigeunerin trat hinter denſelben hervor, und ſank mit einem ſchmerzvollen Aechzen auf den Sitz in der Laube nieder, welchen die beiden Andern eben verlaſſen hatten.

Betrogen! ſagte ſie mit knirſchenden Zähnen, mit keuchendem Athem. Nichts als ein Werkzeug ſeiner Pläne! Oh, oh! Wie das ſchmerzt! Welch' ein furchtbares Feuer da in meiner Bruſt lodert. Mein Gott, mein Gott, ich wünſchte, es wäre der Tod, welcher mit ſeinen Flammen über mir zuſammenſchlüge! — Verrathen, betrogen, und ich liebte ihn, ich hatte ihm meine ganze Seele hingegeben! Der Dämon wollte ſich um ſeinetwillen in einen Engel verklären! Haha, wie das luſtig iſt! Welch' ein reizendes, vergängliches Ding iſt doch das Leben!

Drinnen, in dem anſtoßenden Saal begannen eben die Muſiker die ſchmetternden Fanfaren eines Walzers

ertönen zu laſſen, und dieſe Muſik voll Heiterkeit und Luſt klang Friederiken wie neckender Hohn, ſie fühlte ihr Herz erſtarren, wie in einem Krampf verzweiflungsvollen Schmerzes.

Aechzend legte ſie ihr Haupt zurück an den Stamm des blühenden Flieders, und fühlte es nicht, daß leiſe und langſam zwei kalte Thränen über ihre Wangen niederrollten. Die Töne des ſchmetternden Walzers überdeckten die Seufzer, die ſchwer aus ihrer Bruſt hervorkamen, und das Schmerzgeſtöhn ihrer in Qualen ringenden Seele.

Ich habe ihn geliebt, rief ſie leiſe, oh Gott, ich habe ihn grenzenlos geliebt, und er, — er verachtet mich! Er verhöhnt und verſpottet mich, und ſein Weib kennt den Betrug, und ſie läßt es geſchehen! Sie erbarmt ſich nicht einer Unglücklichen, welche ihren Gatten liebt, und welche er ſchmachvoll hintergeht. Sie weiß es, und ſie duldet es!

Sie rang verzweiflungsvoll die Hände, ſie weinte, und rang mit ihrer Qual, und fort und fort tönte die Muſik aus dem Tanzſaal, und an den offenen Saalthüren vorüber flogen die tanzenden Paare in ihren glänzenden, reizenden Coſtümen.

Auf einmal warf der Kronleuchter zwei lange ſchwarze

Schatten durch den Saal der Bosquets, und zwei große dunkle Gestalten traten in denselben ein.

Es waren die beiden Malteserritter, welche sich aus dem Gewühl der Gesellschaft in diese Stille und Einsamkeit flüchteten.

Hören Sie, weshalb ich Sie hierher geführt habe, sagte der Eine, dicht vor der Fliederlaube stehend. Ich habe so eben ein kleines Abenteuer erlebt. Sie wissen, die Gärtnerin, welche uns da in den Saal zu den Obstbäumen geführt hatte, pflückte für uns beide eine Frucht. Sie gab Ihnen auch eine, nicht wahr?

Ja, Sire, sie gab mir eine Apricose.

Und mir eine Birne. Aber wie ich meine Frucht verspeisen will, finde ich Widerstand an der harten Schale, und entdeckte, daß man mir nicht eine wirkliche Frucht gegeben, sondern ein Gebilde von Wachs, in welchem ich ein beschriebenes Blatt fand.

Und Ew. Majestät haben es gelesen?

Ja, mein Prinz, ich habe es gelesen, und ich will Ihnen den Inhalt des Papiers mittheilen, weil ich Ihre Ansicht wissen möchte. Man schreibt mir in diesem anonymen Schreiben, daß das französische Volk mir flucht, weil ich es gewesen, der sie gezwungen, Ludwig von Bourbon als ihren König anzuerkennen, man droht

mir mit der Strafe des Himmels, wenn ich nicht eile, mein Verbrechen wieder gut zu machen, wenn ich nicht den Fluch in Segen verwandele, und dem franzöſiſchen Volk ſeinen angebeteten Kaiſer wiedergebe. Man beſchwört mich, auf den Kaiſer von Oeſterreich einzuwirken, damit er die Kaiſerin Marie Louiſe nach Elba ſende, und endlich droht man mir mit ewiger Verdammniß und mit einer neuen Revolution in Frankreich, wenn ich nicht umkehre, und von den Bourbonen mich Napoleon wieder zuwende. Dann folgt eine ergreifende Schilderung des jetzigen Zuſtandes in Frankreich, der Zerriſſenheit aller Verhältniſſe und aller Gemüther, der Schwäche, Blindheit und Unzulänglichkeit der königlichen Regierung, und für dieſes Alles macht man mich verantwortlich, mich, der ſich von einigen fanatiſchen Legitimiſten habe täuſchen laſſen, und über ihrem wüthenden Geſchrei das Klagen und Jammern des Volkes nicht gehört habe. — Oh, ich ſage Ihnen, dieſe Beſchwörung iſt mit einem Feuer und einer Gluth der Empfindung geſchrieben, daß ich mich davon ganz hingeriſſen und die alten Zweifel wieder in mir erwachen fühle, ob ich Recht gethan, den Franzoſen ihren legitimen König wiederzugeben, und ob es nicht wirklich ein Anderer iſt, den ſie begehren?

Ew. Majestät meinen unter diesem Andern den Kaiser Napoleon?

Nein, sagte Alexander ernst, nein, nicht ihn. Nie würde ich meine Hand dazu bieten, Napoleon wieder herzustellen, und das war es, was ich Ihnen zu sagen wünschte, mein Freund. Hoffen Sie nie etwas von mir für Napoleon. Ich hasse ihn nicht, ja, vielleicht bewundere ich ihn noch immer, aber ich bewundere ihn nur, wie man etwa den Strom glühender Lava bewundert, der sich aus dem Krater wie eine riesige Feuerschlange herniederstürzt auf blühende Thäler, lachende Gärten und glückliche Städte. Es ist ein göttlich schönes Schauspiel, aber es bringt Tod und Verderben in seinem Gefolge. Napoleon war die Geißel, welche Gott den sündigen Völkern gesandt; jetzt hat Gott diese Geißel bei Seite geworfen, und es wäre vermessen, wenn Menschenhände sie wieder emporheben wollten. Nein, der Kaiser Napoleon möge es zufrieden sein, daß wir ihm Elba gelassen, er möge da, wie er es seinen Garden versprochen, die große Geschichte seiner Vergangenheit schreiben, aber eine Zukunft darf er nicht mehr haben! Es wäre das Verderben Europa's.

Und so soll die Welt das Schauspiel haben, von welchem die Dichter des Alterthums uns erzählen. Es

wird den Prometheus an den Felsen angeschmiedet sehen, und die Adler werden kommen, sich zu nähren von seinem Leibe!

Ja, aber der russische Adler wird nicht dabei sein! Ich begehre nichts von Frankreich, will nicht der Erbe Napoleons sein. Ich will nur Polen wieder haben, und Polen auch nur, um es glücklich und frei zu machen. Aber wir sprachen von Frankreich, und daß es nicht glücklich ist unter den heimgekehrten Bourbonen. Auch meine dortigen Agenten berichten mir von allerlei Unruhen und Mißstimmungen; sie halten es nicht für unmöglich, daß das Volk sich erhebe, um die Bourbonen zu verjagen. Wir werden dann natürlich von neuem hingehen müssen, um Frankreich seine Ruhe und einen andern Herrscher wiederzugeben. Aber wen? Der König von Rom ist ein armes Kind, das nicht geeignet ist, den grollenden Löwen zu zähmen. Es bedarf dazu eines starken Mannes Hand! Eugène, wollen Sie die Ihre dazu bereit halten? Haben Sie zuweilen an eine solche Zukunft gedacht?

Niemals, sagte Eugène Beauharnais ruhig. Möge Gott Frankreich beschützen, und ihm bald den Frieden geben. Aber wenn das Schicksal mir selber sagte, daß ich es sei, der berufen, Frankreich wieder frei und glücklich zu

machen, daß es mich dazu auserſehen, den Thron Frankreichs einzunehmen, und daß es verloren wäre ohne mich, ſo würde ich fliehen bis in die Wüſte, würde mich lieber in Dunkelheit und Niedrigkeit begraben, würde lieber Frankreich zu Grunde gehen ſehen, als die Krone Frankreichs auf mein Haupt ſetzen. Es mag ſein, daß Napoleon den Völkern eine Geißel, ein verheerender Lavaſtrom geweſen, mir aber war er ein Vater, ein Wohlthäter, ich verdanke ihm Alles, was ich bin, und nie würde ich einen Thron einnehmen, den Er den ſeinen genannt, eine Krone tragen, die auf Seinem Haupt geglänzt hat.

Ich glaube Ihnen, ſagte Alexander bewegt, ich glaube Ihnen, denn ich kenne Ihr edles und großes Herz, und Sie wiſſen es, ich nenne mich in Wahrheit Ihren Freund. Aber ich warne Sie, Freund. Laſſen Sie ſich nicht hinreißen von dem Gefühl Ihrer Dankbarkeit für Napoleon, folgen Sie nicht den Stimmen, die Sie vielleicht verlocken möchten, die Ihnen die Rückkehr des Kaiſers in Ausſicht ſtellen. Wagen Sie ſich nicht auf das Glatteis der Verſchwörungen!

Ich danke Ew. Majeſtät für Ihren gnädigen Rath, und ich will Ihnen beweiſen, Sire, daß ich ihn befolge. Sire, auch ich habe eine der Ihren ähnliche Frucht be-

kommen. Auch die Apricose, die man mir gab, war von Wachs, und es befand sich ein beschriebenes Papier darin.

Und was stand in dem Papier?

Sire, sagte Eugène langsam und feierlich, es stand darin geschrieben, daß Napoleon bald heimkehren werde nach Frankreich. Man forderte mich auf, in zwei Monaten nach einem Ort an der Südküste Frankreichs zu kommen, und dort den Kaiser zu erwarten. Man beschwor mich, bis dahin alle Vorbereitungen zu treffen, um mit Geld und Waffen den heimkehrenden Kaiser unterstützen zu können, und gleich Ihnen, Sire, drohte man mir mit dem Fluch Frankreichs, wenn ich dem Ruf meines Kaisers, meines Stiefvaters nicht folgen wolle!

Und was gedenken Sie zu thun, Eugène?

Sire, ich gedenke mein Wort, mein Manneswort zu erfüllen. Ich habe Ew. Majestät gelobt, Deutschland nicht zu verlassen, mich in keine Verschwörungen, in keine geheimen Correspondenzen einzulassen, sondern von dem Schicksal und von Ihnen allein die Entscheidung über meine Zukunft zu erwarten. Ich habe das gelobt, und ich werde meinen Schwur erfüllen!

Der Kaiser schlang statt der Antwort seinen Arm

um des Prinzen Nacken und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Mein Freund, sagte er, ich sehe Wolken von allen Seiten sich aufthürmen, und der Congreß mit seinen spielerischen Händen und seinem schwachen Athem wird sie nicht zertheilen können. Aber Gott wird Das thun, der wird die kleinen Kartenhäuser unserer Diplomaten über den Haufen werfen, und selber das Gebäude der Zukunft errichten. Warten wir es in Demuth ab; das aber weiß ich, daß die Wolken Sie nicht zerschmettern sollen, und daß, wie immer auch die Zukunft sich gestalten möge, Sie immerdar einen treuen und ergebenen Freund finden werden! Und nun kein Wort weiter, mein Freund, lassen Sie uns in die Säle zurückkehren, und versuchen, ob wir die Gärtnerin nicht wiederfinden, die so seltsame Früchte von den Bäumen pflückt!

Der Kaiser nahm den Arm Eugène Beauharnais und begab sich mit ihm wieder in die strahlenden, duftenden, musikdurchrauschten Tanzsäle zurück.

Wieder ward es still in dem Saal der Bosquets. Niemand war mehr darin, als die Zigeunerin, welche, in der Fliederlaube verborgen, das Gespräch des Kaisers und des Prinzen gehört hatte.

Jetzt trat sie aus dem Bosquet hervor. Sie hatte

hinein in das vornehme Gedränge, das Ew. Excellenz umgab, denn ich fürchtete —

Nun, warum zögerſt Du, Kind? Sprich doch weiter! Komm her zu mir, Friederike, ſetze Dich zu mir, und ſage mir: was fürchteteſt Du?

Friederike eilte zu ihm, und ſich zu ſeinen Füßen niederkauernd, mit den Armen ſeine Füße umſchlingend, und das Kinn auf ſeine Knieen aufgeſtützt, blickte ſie mit ihren großen, ſchwarzen Augen fragend und forſchend zu ihm empor.

Ich fürchtete, ſagte ſie ernſt und langſam, ich fürchtete, Ew. Excellenz möchten mich in dem glänzenden und hochgebornen Kreis, der Sie umgab, vielleicht nicht erkennen wollen, möchten mich verleugnen. Und da ich Sie liebe, und da ich Sie anbete, wollte ich Ihnen keine Gelegenheit aufdrängen, Ihr edles ſchönes Selbſt verleugnen zu müſſen.

Und wenn Du mich liebſt, Thörin, mußteſt Du wiſſen, daß ich meine Freunde niemals verleugne. Wir ſprechen nachher weiter und ausführlicher darüber! Jetzt ſage mir nur, warum Du den Ball ſo früh verlaſſen haſt?

Warum, fragte ſie, ſich langſam wieder emporrichtend, warum ich den Ball verlaſſen habe? Weil —

III.

Der Schwur der Rache.

Nun, mein Kind? fragte der Staatskanzler von Hardenberg, am Morgen nach dem Ball in Friederikens Zimmer eintretend. Nun, mein Kind, Sie waren gestern Abend auf dem Zauberfest des jüdischen Barons?

Ja, ich war da, sagte Friederike mit einem seltsamen Lächeln. Ich war da, und ich danke Ew. Excellenz, daß Sie mir die Gelegenheit dazu verschafft hatten, diesem Zauberfest, wie Sie es nennen, beizuwohnen.

Aber ich danke Dir es nicht, Kind, daß Du mich Deine Existenz gar nicht ahnen ließest, sagte der Staatskanzler, ihr leicht mit dem Finger drohend.

Oh, Sie waren immer umringt von Bewunderern und Höflingen, rief Friederike, ich wagte mich nicht

die Maske abgenommen, um die Thränen von ihren Wangen fortzutrocknen, und das Licht des Kronleuchters fiel jetzt mit grellem Schein auf Friederike Hähnels bleiches, schmerzdurchzucktes, in düsterm Zorn grollendes Angesicht.

Ich weiß jetzt Alles, sagte sie langsam, ich kenne alle seine Pläne und seine Gedanken, er liegt vor mir da, wie ein offenes Buch! Ich habe für heute genug gelesen, und ich will heimkehren. Er hat ganz Recht, es kommt nur darauf an, wer von uns seinen Zweck erreicht, und wer der Betrogene sein wird!

Sie drückte die Maske wieder vor ihr Angesicht, und in den Tanzsaal zurückkehrend, glitt sie rasch durch das glänzende Gewühl dahin, um zu dem Ausgang zu gelangen, und das Fest zu verlassen, bevor noch mit dem Oeffnen des Eßsaals das Zeichen zum Abnehmen der Masken gegeben war.

III.

Der Schwur der Rache.

Nun, mein Kind? fragte der Staatskanzler von Hardenberg, am Morgen nach dem Ball in Friederikens Zimmer eintretend. Nun, mein Kind, Sie waren gestern Abend auf dem Zauberfest des jüdischen Barons?

Ja, ich war da, sagte Friederike mit einem seltsamen Lächeln. Ich war da, und ich danke Ew. Excellenz, daß Sie mir die Gelegenheit dazu verschafft hatten, diesem Zauberfest, wie Sie es nennen, beizuwohnen.

Aber ich danke Dir es nicht, Kind, daß Du mich Deine Existenz gar nicht ahnen ließest, sagte der Staatskanzler, ihr leicht mit dem Finger drohend.

Oh, Sie waren immer umringt von Bewunderern und Höflingen, rief Friederike, ich wagte mich nicht

hinein in das vornehme Gedränge, das Ew. Excellenz umgab, denn ich fürchtete —

Nun, warum zögerſt Du, Kind? Sprich doch weiter! Komm her zu mir, Friederike, ſetze Dich zu mir, und ſage mir: was fürchteteſt Du?

Friederike eilte zu ihm, und ſich zu ſeinen Füßen niederkauernd, mit den Armen ſeine Füße umſchlingend, und das Kinn auf ſeine Knieen aufgeſtützt, blickte ſie mit ihren großen, ſchwarzen Augen fragend und forſchend zu ihm empor.

Ich fürchtete, ſagte ſie ernſt und langſam, ich fürchtete, Ew. Excellenz möchten mich in dem glänzenden und hochgebornen Kreis, der Sie umgab, vielleicht nicht erkennen wollen, möchten mich verleugnen. Und da ich Sie liebe, und da ich Sie anbete, wollte ich Ihnen keine Gelegenheit aufdrängen, Ihr edles ſchönes Selbſt verleugnen zu müſſen.

Und wenn Du mich liebſt, Thörin, mußteſt Du wiſſen, daß ich meine Freunde niemals verleugne. Wir ſprechen nachher weiter und ausführlicher darüber! Jetzt ſage mir nur, warum Du den Ball ſo früh verlaſſen haſt?

Warum, fragte ſie, ſich langſam wieder emporrichtend, warum ich den Ball verlaſſen habe? Weil —

Sie verſtummte, und die Arme über der Bruſt ineinander faltend, ging ſie mit großen mächtigen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab. Hardenberg folgte ihr mit ſeinen milden, freundlichen Augen; er ſah, wie ihr Antlitz immer farbloſer ward, wie ihre Lippen bebten, wie ihre Augen immer zorniger blitzten, die Falten auf ihrer Stirn immer düſterer wurden.

Auf einmal wandte ſich Friederike ihm wieder zu, und vor ihm ſtehen bleibend, ſagte ſie: ich will es Ihnen ſagen, warum ich den Ball verließ! Weil ich eine Thörin war, weil ich ſo albern und ſo dumm war, eine ganz lächerliche und alltägliche Sache als etwas ſehr Ernſthaftes, Ungewöhnliches zu betrachten, und darüber zu weinen, wie ein albernes Kind. Mein Gott, iſt's nicht etwas Alltägliches und Gewöhnliches, daß die mächtigen und erhabenen Männer, welche ſich die Herren der Schöpfung nennen, daß die eins dieſer armen, elenden Geſchöpfe zertreten, die da zu ihren Füßen kriechen, und ſich Weiber nennen? Ich bin geſtern Abend ein bischen zertreten worden, und es that mir ſo weh, daß ich das Bedürfniß hatte, mich auszujammern und zu weinen. Darum eilte ich nach Hauſe, und darum habe ich dieſe Nacht benutzt, und meinen Schmerz ausgetobt. Jetzt iſt's vorüber, ich habe alle

Thränen, die das Schickſal mir für das ganze Leben mitgegeben hatte, gleich auf Einmal ausgeweint, und ich glaube, es werden mir für mein ganzes Leben keine mehr übrig geblieben ſein. Dann, als der Morgen kam, und ich bemerkte, daß der harte Fuß, der mich zertreten, mich doch nicht getödtet hatte, da renkte ich mir die verrenkten Glieder wieder ein, beſchloß bonne mine au mauvais jeu zu machen, und — und wieder Ihr luſtiger und übermüthiger Teufel zu werden, da mir ein für alle Mal die Luſt vergangen war, ein ſchwärmeriſcher, gutherziger Engel zu ſein.

Und das iſt weiſe, mein Kind, denn die Welt iſt einmal nicht ſo eingerichtet, daß die Engel auf ihr leben und glücklich ſein könnten.

Nein, rief Friederike mit blitzenden Augen, aber für Dämonen und luſtige Teufel ſcheint mir die Welt ein allerliebſter Aufenthaltsort, und ich gehe deshalb unter die Teufel, Excellenz.

Aber hoffentlich, mein kleiner allerliebſter Teufel, hoffentlich wirſt Du Dir keine Hölle und keinen Bratroſt einrichten, auf welchem Du die Seelen, die ſich Dir ergeben, braten und ſchmoren willſt? Ah, was ſollte aus mir Armen werden, wenn Du das thäteſt?

Oh, Sie haben das nicht zu fürchten, Excellenz, Sie ſind mein Herr und Meiſter!

Wie? Alſo der Teufel Oberſter?

Nein, der Gott, dem auch die Teufel wider ihren Willen dienen und ihm gehorchen müſſen! Sind nicht die Teufel früher auch Engel geweſen? Sie ſind gefallen, aber ſie ſehen mit ſcheuer Ehrfurcht in den Himmel hinein, und lieben und verehren wider ihren Willen den Gott, der hoch über ihnen ſteht, und der ſein Antlitz gnadenvoll und milde über ihnen, wie über den Engeln leuchten läßt! So, mein Gott, mein Herr und Meiſter, rief ſie, ſich mit hervorſtürzenden Thränen vor dem Staatskanzler niederwerfend, ſo ſchaue zu mir nieder, und laß Dich in ſcheuer Ehrfurcht lieben und anbeten, und laß gnadenvoll und milde Dein Auge leuchten über Der, welche aus allen ihren Himmeln gefallen iſt, und verloren gehen muß ohne Dein Erbarmen, Deine Gnade. Oh, mein Herr und Meiſter, ſtoße mich nicht von Dir, tritt nicht auch Du mein Herz unter Deine Füße, laß mich leben, um Dich anzubeten, Dich zu preiſen ewig und immerdar!

Armes Kind, ſagte Hardenberg bewegt, ich ſehe es, Du haſt viel gelitten in dieſer Nacht, die Wunde iſt

tiefer, als ich dachte, und ich bereue faſt, daß ich Dir dieſen Schmerz bereitet habe.

Ich aber danke Ihnen, daß Sie es thaten, ich danke Ihnen, daß Sie mich warnten vor dem blumengeſchmückten Abgrund, an deſſen Rand ich lag, und in den ich verſunken wäre, wenn Sie mich nicht erretteten. Sie haben mir das Leben gerettet, und folglich gehört mein Leben Ihnen, und ich will fortan nichts ſein, als Ihr Geſchöpf.

So laß mich Dein Vater ſein, Kind, und ich ſchwöre es Dir, ich will als Vater und als Freund für Dich ſorgen! Vergiß dieſen Schmerz, den ein unwürdiger Betrüger Dir bereitet hat, und wir wollen ſchon Sorge tragen, daß Dein armes Herz geneſen, und ſich dem Glück wieder öffnen ſoll!

Mein Herz iſt ſchon geneſen, ſagte ſie, und glücklich bin ich auch ſchon wieder, denn Sie ſind bei mir! Aber befehlen Sie mir nicht, daß ich den Betrüger vergeſſen ſoll, der mich verrathen und verſpottet hat, denn ich würde Ihnen nicht gehorchen können!

Oh, Du liebſt ihn alſo noch immer?

Sie brach in ein lautes ſpöttiſches Lachen aus. Ich liebe ihn ſo ſehr, ſagte ſie, daß ich ihn mit meinen Händen erwürgen würde, wenn es mir nicht ſchiene,

daß der Tod eine viel zu geringe Strafe wäre für das Verbrechen, das er an mir begangen hat! Ich will den Betrüger nicht vergeſſen, weil ich mich an ihm rächen will!

Sie hob die Hand empor zum Himmel, und mit flammenden Augen rief ſie: Rache will ich! Rache für die Schmach, die ich erlitten habe!

Oh, Kind, rief Hardenberg, wenn man Dich anſchaut, ſollte man meinen, die Göttin der Rache ſelber vor ſich zu haben. Aber ich bitte Dich, mäßige Dich, mäßige Deinen wilden Zorn, ſo ſchön er Dich auch kleidet! Wir leben im kühlen Norden, Kind, und die Vendetta mit ihrem Dolch und Gift paßt nicht für unſer Klima!

Oh, ich will mich auch nicht rächen mit Gift und Dolch, rief ſie glühend, ich will ihn ganz langſam und vorſichtig mit Nadelſtichen tödten, das dauert länger, und thut weher! Ew. Excellenz überlaſſen ihn mir, nicht wahr? Sie laſſen mich ſtill und unbemerkt meine Rache nehmen an dem Verräther? Sie fragen mich niemals nach ihm, Sie laſſen es geſchehen, daß er öfter zu mir kommt, Sie mißtrauen mir nicht, und fragen mich nicht?

Nein, ich verſpreche Dir, ich mißtraue Dir nicht,

und ich werde ſchweigen, bis Du kommſt, mir auf meine ſtumme Frage Antwort zu geben.

Ich werde antworten, ſobald mein Ziel erreicht iſt, ſobald die Wolke von mir genommen iſt, die jetzt noch meinen Himmel beſchattet.

Und jetzt, Friederike, ſagte Hardenberg ernſt, jetzt laß uns offen und ehrlich über Deine Zukunft miteinander ſprechen. Sie muß endlich eine beſtimmte Form und Geſtalt annehmen. Du mußt endlich eine beſtimmte Stellung in der Welt gewinnen.

Ich habe ſie ſchon, rief Friederike, ich liege Ihnen zu Füßen, das iſt die einzige Stellung, die ich begehre!

Sie genügt wohl meinem Herzen, aber nicht meiner Sorgfalt für Dich. Du mußt auch eine Stellung der Welt gegenüber gewinnen, Du mußt einen Salon haben, einen Namen, einen Rang, und da ich ſelber Dir das nicht geben kann, ſo müſſen wir alſo darauf bedacht ſein, Dir einen Gemahl zu ſuchen.

Nein, nein, nein, rief ſie in flammendem Zorn, ich will keinen Gemahl, ich will keinen Rang, keinen Namen, keinen Salon. Ich habe mit meinen Thränen alle dieſe eitlen und thörichten Wünſche von mir abgewaſchen. Ich will nichts mehr, als Sie lieben, Ihnen dienen, und Sie erheitern mit meinen Dummheiten und meinen

Katzensprüngen, wenn die klugen Leute Sie genug gelangweilt haben mit ihrer Weisheit und ihrem ehrbaren Pfauenschritt.

Und ich bedarf einer solcher Erheiterung, ich bedarf Deiner, sagte der Staatskanzler. Das Leben ist ein so langweiliges Ding, daß man wohl dafür sorgen muß, es sich ein wenig zu verschönern und aufzuschmücken. Du, Friederike, sollst fortan der Schmuck meines armen, zerquälten, vielfach in Anspruch genommenen Lebens sein! Und ich will diesen Schmuck nicht verleugnen, ihn nicht vor der Welt mit Schleiern überflüssiger Schaam verhüllen. Ich werde immer als Mann, als Diener des Staats meine Schuldigkeit thun, und den Pflichten genügen, welche ich beschworen, und die mir das Schicksal auferlegt hat, aber dafür soll es mir auch erlaubt sein, als Mensch auf meine Weise glücklich zu sein, und meinem Alter einige Freude und Erholung, einigen Genuß zu schaffen. Von heute an, Friederike, nehme ich Dich an als meine Tochter, meine Gesellschafterin, meine Pflegerin und Freundin, und als solche sollst Du in meinem Hause mit mir wohnen, als solche will ich Dich den Menschen zeigen, welche zu mir kommen, und wenn ihre lächerliche Prüderie es nicht ertragen kann, an der Seite eines Greises ein junges

Mädchen zu ſehen, das ihn als das Abendroth ſeines verlöſchenden Tages umſtrahlt, nun, ſo mögen ſie ihre Augen abwenden, und im Gefühl ihrer ſtolzen Tugend von dannen gehen. Aber es fragt ſich, Friederike, ob Du die Gefährtin des Greiſes ſein willſt, ob es Dir genügt an meiner Seite zu leben als meine Freundin, meine Tochter und Geſellſchafterin?

Sie legte ihre beiden Hände auf ſeine Schultern, und ſah ihm tief in die Augen. Ich will Alles das ſein, flüſterte ſie leiſe und lächelnd, Alles das, was Sie wollen, daß ich ſein ſoll! Ich will nur für Sie leben, nur Ihre Wünſche als meine Geſetze betrachten, und wenig ſoll es mich kümmern, ob die heuchelnde Welt mit ihrem tugendhaften Geſicht, und ihrem laſterhaften Herzen hinter mir her lacht, wenn ich vorübergegangen bin. Ich werde ſchon dafür ſorgen, daß Niemand es wagen ſoll, mir in's Geſicht zu lachen.

Dies wird meine Sorge ſein, Kind, und ich denke, man wird ſich ſchon bequemen einige Rückſicht zu nehmen auf die Freundin und Geſellſchafterin des Staatskanzlers von Hardenberg.*) Es iſt alſo abge-

*) Der Staatskanzler von Hardenberg nahm wirklich Frie-

macht. Du wohnſt fortan bei mir in meinem Hôtel. Und ſo wäre denn der Pilgermarſch der wandernden Thörin und Abenteurerin, als welche Du Dich mir am

---

derike Hähnel in ſein Haus und ließ ſie, unbekümmert um das Gerede der Welt, beſtändig an ſeiner Seite ſein. Sie war ſeine unzertrennliche Gefährtin, die er niemals verleugnete, und der die allezeit in ſolchen Dingen gefällige Welt überall mit Zuvorkommenheit begegnete, um dem mächtigen Staatskanzler gefällig zu ſein. Ich ſelber hörte Friederike Hähnel einmal, als ſie allein war in einer Geſellſchaft, in der ich zufällig mit ihr zuſammentraf, erzählen, daß ſie einſt mit dem Staatskanzler eine Reiſe gemacht an einen kleinen deutſchen Hof. Sie logirte mit ihm im Schloß des regierenden Herrn, und als die Einladung erging, zur großherzoglichen Tafel zu kommen, führte der Staatskanzler ganz unbekümmert ſeine Geſellſchafterin mit ſich in den fürſtlichen Eßſaal. Sie ſah ſehr wohl das Entſetzen der fürſtlichen Herrſchaften und Hofleute und noch jetzt, als ſie davon ſprach, leuchtete ein dämoniſches Feuer aus ihren dunkeln Augen und ſchilderte ſie mit beißender Ironie die Verlegenheit und Beſtürzung der Hofgeſellſchaft, und die höhniſche Schadenfreude, die ſie darüber empfunden. Indeſſen, erzählte ſie, hätte der großherzogliche Hof ſich in die Laune des allmächtigen Staatskanzlers gefügt, habe ſie an der Tafel Platz nehmen laſſen an der Seite des Staatskanzlers, und da die Großherzogin es nicht umgehen konnte, mit ihr zu ſprechen, habe ſie ſie immer als „Frau Gräfin" angeredet. Aber ſie lachte laut auf und rief: „Entſchuldigen Ew. Königl. Hoheit, ich bin keine Gräfin, ſondern nichts weiter als des Uhrmachers Hähnel älteſte, eheleibliche Tochter."

erſten Tage unſerer Bekanntſchaft vorſtellteſt, beendet, und mein lieblicher Kobold hat endlich ſich zur Ruhe bequemt! — —

Ja, ſagte Friederike, als der Staatskanzler ſie verlaſſen hatte, die Wandertage der pilgernden Thörin ſind jetzt vorläufig beendet, und ich habe meinen Hafen erreicht. Aber jetzt kommt es darauf an, mir in dieſem Hafen auch ein mit den Schätzen Indiens beladenes Schiff vor Anker gehen zu laſſen, damit, wenn der Herr, dem dieſer Hafen gehört, einſt ſtirbt, man mich nicht mit Schimpf und Schanden als Bettlerin von dannen jagt, und mich zwingt, mein Abenteurerleben von Neuem zu beginnen. Ich will reich werden, ich muß reich werden. Gold, das iſt die Brücke, welche allein fortan mich mit der Geſellſchaft verbindet, Gold wird mir dereinſt einen Namen, einen Rang geben! Der reichen Frau wird man einſt ihre Vergangenheit verzeihen, für die reiche Frau wird man Nachſicht, Entſchuldigung und Güte haben. Erbärmliche Welt, deren Gunſt, deren Achtung, deren Lächeln man ſich mit Gold erkaufen kann! Aber es iſt einmal ſo, und da es ſo iſt, muß ich Gold zuſammenraffen, Gold, um zuletzt die wandernde Thörin, die närriſche Abenteurerin als eine tugendhafte Frau erſcheinen zu laſſen. Mit Gold erkauft man

ſich Alles, ſelbſt den Himmel!*) Aber wie fange ich es an, Gold, viel Gold zu erwerben? Ich darf meinen edlen und erhabenen Freund nicht ahnen laſſen, daß meine göttliche Liebe und ſchwärmende Bewunderung für ihn nicht ganz ſo rein von irdiſchen und geiſtigen Wünſchen iſt, wie er es vermeint, das Gold muß für mich ihm gegenüber immer nur Nebenſache ſein, die Liebe die Hauptſache! Die Liebe, rief ſie laut auflachend, die Liebe! Als ob Friederike Hähnel noch etwas Anderes lieben könnte, als ſich und das Gold allein, als ob —

Ein lautes Klopfen an ihrer Thür unterbrach ſie

---

*) Friederike Hähnel hat alle ihre Pläne erreicht. Sie hat nach dem Tode ihres Beſchützers, des Staatskanzlers von Hardenberg, ſich mit ihrem Golde einen Gemahl gekauft, der ihr wenigſtens einen adlichen Namen und den Rang einer Baronin geben konnte. Sie hat, nachdem das Alter mit ſeiner Langeweile, ſeinen Schreckniſſen, Enttäuſchungen und vielleicht auch Gewiſſensbiſſen kam, ſich auch den Himmel zu erkaufen geſucht. Sie ward in Rom katholiſch, galt dort für eine ſehr heilige Dame, weil ſie gelobt, nach ihrem Tode ihr ganzes ungeheures Vermögen der Kirche zu vermachen. Die römiſche Geiſtlichkeit, ja ſogar die hohen Cardinäle hielten es daher für angemeſſen, ſich um die Geneigtheit der reichen, frommen und geiſtreichen Frau zu bewerben. Durch einen der Cardinäle ward ſie dem Papſt Gregor XVI. vorgeſtellt, und bis zum Tode des Papſtes war ſie alsdann in Rom eine ſehr einflußreiche, gefeierte Frau.

in ihrem Selbstgespräch, und sie eilte zur Thür hin, sie zu öffnen.

Herr von Sahla, rief sie dann überrascht. Treten Sie ein, und seien Sie mir herzlich willkommen!

Ich danke Ihnen für diesen Gruß, sagte Herr von Sahla, in das Zimmer tretend, und möchten Sie ihn nicht zurücknehmen, wenn Sie erfahren, weshalb ich komme.

Weshalb Sie kommen? fragte sie erstaunt. Sie kommen also nicht blos um nach so langer Zeit endlich Ihre gesprächige Freundin von der Tribune des Oktoberfestes wieder zu sehen? Wahrhaftig, ich glaube, Sie hätten etwas früher kommen können, um sich für die Gefälligkeit zu bedanken, mit der ich mich damals Ihrer annahm. Sie haben sehr lange gezögert mit Ihrem Dank, denn wenn ich nicht irre, sind mehr als vier Wochen — ah, unterbrach sie sich plötzlich mit einem lauten Lachen, ah, jetzt weiß ich, weshalb Sie kommen. Sie haben meinen Vorschlag damals für Ernst genommen, Sie haben es nicht vergessen, daß wir nach vier Wochen der Prüfung unserer Herzen, uns eine sehr zarte, sehr folgenreiche Frage vorlegen wollten. Beim Himmel, Sie haben ein gutes Gedächtniß, ich hatte diese ganze Angelegenheit vergessen.

Ich aber, ſagte Herr von Sahla mit ſeiner traurigen, düſtern Stimme, ich habe Sie nicht vergeſſen. Ich habe Ihrer täglich gedacht, und wenn ich nicht von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch machte, wenn ich nicht zu Ihnen kam, ſo lag das nicht in meinem Willen, ſondern es war nur mein Schickſal, das es verhinderte. Ich war nicht in Wien, und bin erſt ſeit geſtern wieder hierher zurückgekehrt.

Und jetzt kommen Sie, um mir zu ſagen, daß Sie Calatravaritter bleiben wollen, nicht wahr? Still, antworten Sie mir nicht! Ich will Sie verhindern, mir einen Korb zu geben, indem ich Ihnen denſelben darreiche. Mein lieber Calatravaritter, wir wollen Beide unſern Gelübden und Orden getreu bleiben! Sie ſind ein weltlicher Mönch, der das Gelübde der Keuſchheit abgelegt hat, und ich, — nun ich bin eine weltliche Nonne, die auch das Gelübde abgelegt hat, ewig eine Jungfrau zu bleiben und ihrem Herrn zu dienen. Fragen Sie mich nicht, wer mein Herr iſt, ſondern laſſen Sie es ſich genügen, daß ich durchaus keine Luſt verſpüre, Sie Ihren Gelübden abwendig machen zu wollen; überlaſſen Sie mich daher auch den meinen! Unſere Lebenswege ſind ſehr verſchieden, wie ich denke. Sie wollen nichts, als ſich den Himmel erwerben, ich,

— nun ich will mir die Erde erwerben, und das Recht, auf ihr glücklich zu ſein.

Wer weiß, ob unſere Wege ſo verſchieden ſind, als Sie denken, ſagte Herr von Sahla mit einem traurigen Lächeln. Haben Sie denn vergeſſen, welche Beſtrebungen, welche Wünſche mich hierher geführt nach Wien? Habe ich Ihnen nicht damals geſagt, daß das Unglück Sachſens, das Unglück meines Königs mein Herz bewege, daß ich mein Leben hingeben wolle im Dienſte meines Vaterlandes und meines Königs?

Ah, Sie haben noch immer dieſe Schwärmerei? fragte Friederike nachläſſig. Sie wollen noch immer für Sachſens Unabhängigkeit petitioniren, und bei dem Congreß im Namen Sachſens Ihre Klageſtimme erheben?

Ja, das will ich, das muß ich, rief Sahla glühend. Die Unabhängigkeit, die Wiederherſtellung meines Vaterlandes, das iſt meines Lebens Zweck und Ziel!

Armer Freund, dann beklage ich Sie. Sie werden dieſes Ziel nicht erreichen. Der Congreß wird Ihre Stimme nicht hören, denn Preußen hat eine lautere und vollere Stimme, und es wird das Klagegeſchrei Sachſens übertönen.

Nun denn, ſagte Herr von Sahla düſter, wenn alle meine Pläne ſcheitern, wenn mein Vaterland wirklich verloren iſt, dann werde ich wenigſtens der Rächer meines ſterbenden Vaterlandes, meines unglücklichen Königs ſein, dann wird das Schickſal meinen Arm bewaffnen, um Diejenigen zu ſtrafen, welche ſich an Sachſen verſündigt haben! Wenn Alles verloren iſt, bleibt mir noch die Rache!

Rache! rief Friederike. Sie haben da ein Wort geſprochen, das mich zu Ihrer Bundesgenoſſin macht. Auch ich habe dieſes ſüße Wort in mein Herz eingegraben, auch ich gehöre zu ihren Prieſterinnen. Geben Sie mir Ihre Hand, Freund, wir gehören Beide zu demſelben Bunde, zu dem Bunde der Rache, und wir wollen uns förderlich ſein, ſo viel wir können.

Wollen Sie das wirklich, Friederike? fragte Sahla, ihre dargereichte Hand feſt in der ſeinen drückend. Wollen Sie mir wirklich helfen?

Sagen Sie nur, ob ich es kann!

Sie können es, denn Sie ſind einflußreich bei Dem, in deſſen Händen das Schickſal Sachſens ruht. Oh, Friederike, ſeien Sie großmüthig, ſeien

Sie gerecht, erheben Sie Ihre mächtige, einfluß-reiche Stimme für das unglückliche Sachſen, für den tiefgebeugten König. Oh, Freundin, wenn Sie ihn geſehen hätten, den armen beklagenswerthen König, wenn Sie ihn in Thränen, Jammer und Noth geſehen hätten, wie ich ihn geſehen habe, wenn Sie das Weh-klagen des ſächſiſchen Volkes gehört hätten, wie ich es gehört habe, ſo würde Ihr großmüthiges Herz ſich er-barmen, ſo würden Sie erkennen, daß es ein Sacrile-gium iſt, den rechtmäßigen König von Sachſen ſeiner Krone, ſeiner Ehre und ſeines Eigenthums zu berau-ben, daß es ein Verbrechen an den heiligen Völker-rechten iſt, ein Volk willkürlich ſeinem angebornen Herrſcher zu entreißen, und es wider ſeinen Willen an einen Andern zu verſchenken. Oh, Friederike, dulden Sie es nicht! Noch einmal beſchwöre ich Sie im Na-men meines Volkes, meines Königs: erheben Sie Ihre einflußreiche Stimme für Sachſen, wenden Sie mit Ihrem Feuergeiſt, mit Ihrer ſüßen Beredtſamkeit das Unheil ab, welches uns bedroht. In den Händen des Staatskanzlers liegt das Schickſal Sachſens, küſſen Sie dieſe Hände und ſie werden uns wieder geben, was ſie uns nehmen wollten.

Ah, Sie wollen mich zu einer politiſchen Agentin

machen, rief Friederike lächelnd. Aber was geht mich Sachſen an, was habe ich davon, ob Ihr Sachſen ein ſelbſtſtändiges Land bleibt, ob Ihr König ſich zu Tode grämt. Er kümmert ſich nicht um mich, weshalb ſollte ich mich um ihn kümmern!

Sie thun ihm Unrecht, ſagte Herr von Sahla raſch und leiſe, der König kümmert ſich um Sie, der König kennt Sie und ſendet Ihnen durch mich ſeine Grüße; und im Namen Sachſens ſoll ich Sie bitten, dies kleine Andenken anzunehmen.

Er zog ein großes Maroquin-Etui aus ſeinem Buſen, und reichte es ihr dar. Friederike nahm es lächelnd entgegen und öffnete es raſch. Als ſie darin ein wundervolles Collier von Brillanten und Perlen fand, erröthete ſie vor Vergnügen und ihre Augen blitzten höher auf.

Ich nehme Ihr Geſchenk an, Herr von Sahla, ſagte ſie, und ich werde es nicht vergeſſen, daß Sachſen es war, von dem ich meine erſten Brillanten erhielt. Ich werde auch verſuchen, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweiſen! Ich werde alle meine Beredtſamkeit, meinen Einfluß für Sie verwenden, und vielleicht gelingt es Ihren und meinen vereinten Bemühungen, Sachſen, wenn auch vielleicht in verkleinerter

Geſtalt, Ihrem König zu erhalten. Ich will meinen Eifer für Ihre Angelegenheit gleich dadurch bethätigen, daß ich Ihnen einen guten Rath gebe. Werben Sie ſich noch andere einflußreichere Stimmen für Sachſen, werben Sie um die Gunſt Talleyrand's. Er iſt der mächtigſte und geſchickteſte, weil er der intriguanteſte und gewiſſenloſeſte aller Diplomaten iſt. Wenden Sie ſich alſo im Namen Ihres Königs an Talleyrand, er iſt es, der allein noch hier auf dem Congreß Sachſen vertritt, richten Sie es ſo ein, daß für ihn die Frage der Politik eine Frage des Intereſſes wird, denn, — unter uns geſagt, Talleyrand liebt die Brillanten und das Gold, er kann wohl ſeine Principien wechſeln, aber — er nimmt ein ziemlich hohes Agio! — —

Jetzt weiß ich den Weg, den ich zu wandeln habe, rief Friederike, als ſie wieder allein war, und mit entzückten Augen das funkelnde Brillantgeſchmeide betrachtete, das ſie ſpielend durch ihre Hände gleiten ließ. Ja, ja, dieſer romantiſche Schwärmer, der Herr von Sahla, iſt für mich der Congreß geweſen, der mir die Richtung meines Lebensweges andeutet. Oh, ich denke, ich werde auf dieſem Wege noch ſehr viele Brillanten und ſehr viel Gold finden! Ich werde ſie finden in

dem Vorzimmer meines angebeteten Freundes! Ja, ſein Vorzimmer, das wird der Hafen ſein, in welchem mein Schiff vor Anker geht, und bei Gott, Niemand ſoll mir dieſes Vorzimmer paſſiren, der nicht einen guten Zoll in mein Schiff niederlegt! Oh, ich werde reich werden, das heißt, ich werde eine vornehme, tugendhafte, geachtete Frau werden! Ha, ha, welch eine luſtige Komödie iſt doch das Leben, und wie Unrecht thut man, wenn man es ernſthaft nehmen, und die Poſſe als eine Tragödie herunter ſpielen will! Ich meinestheils werde nicht ſo thöricht ſein! Ich ſpiele fröhlich mit in der Lebenspoſſe, und bei Gott, ich will das Publikum ſchon zwingen, mich darin als erſte Liebhaberin auftreten zu laſſen, und mir zu applaudiren! Aber ſtill, höre ich da nicht Schritte über den Corridor daher kommen?

Sie flog zu der Thür hin und horchte. Ja, ſagte ſie, und ein dämoniſches Lächeln glitt über ihr Antlitz hin, ja, ich kenne dieſen Schritt. Er iſt es! Er! Gott, rief ſie, von der Thür in die Mitte des Zimmers zurücktretend, Gott, höre meinen Schwur der Rache, gieb mir die Mittel, dieſen Verräther zu ſtrafen, und —

Die Thür flog auf, und mit einem Aufſchrei des

Glücks, mit geöffneten Armen, flog Friederike dem Eintretenden entgegen.

Willkommen, mein Geliebter, willkommen! Oh, Du Grauſamer, wie lange Du mich heute Dein geliebtes Angeſicht haſt erwarten laſſen!

Und wie lange ich das Deine habe entbehren müſſen, rief er, ſie zärtlich an ſein Herz drückend. Oh, Friederike, wann wird endlich die Zeit kommen, wo wir für immer einander angehören?

Du erſehnſt es alſo wirklich? fragte ſie, das Antlitz von ſeiner Bruſt erhebend, und ihre glühenden Augen auf ihn heftend. Du liebſt mich alſo wirklich?

Ja, Du holde, liebe Zweiflerin, ſagte er lächelnd, ich liebe Dich wirklich! Ich erſehne die Stunde, wo Du meine Gemahlin ſein wirſt, denn in dieſer Stunde wird Frankreich glücklich, wird der Kaiſer heimgekehrt ſein.

Und wir, ſagte Friederike lächelnd, wir werden unſer Gelübde erfüllt, wir werden ihm Marie Louiſe und den König von Rom wieder zugeführt haben! Oh, mein Geliebter, laß uns alſo alle unſere Gedanken, alle unſere Beſtrebungen darauf richten, wie wir den Sohn und die Gemahlin Napoleons von hier entfernen und ſie

nach Frankreich entführen können. Dies ſei unſer Ziel und Streben, und erſt, wenn wir es erreicht haben, dann wollen wir von unſerer Liebe und von unſerm Glück ſprechen!

IV.

Der Geburtstag Marie Louisens.

Während Wien wiederhallte von dem Jubel der Feste, während der Congreß sang, jubelte und tanzte, aber, wie der Fürst Ligne gesagt, nicht vorwärts ging, lebte Marie Louise einsame, trübe Tage zu Schönbrunn. Freilich war auch in dies vereinsamte Schloß zuweilen das laute Geräusch der Feste gedrungen, und mehrmals hatte die Kaiserin Ludovica, die Veranstalterin und Ordnerin der kaiserlichen Feste, Schloß Schönbrunn mit hineingezogen in ihre Fest-Arrangements. Dann hatte auch Schönbrunn wiedergehallt vom Klange der Musik, dann hatten die stillen düstern Säle sich plötzlich mit Glanz und Licht erfüllt, und die Pracht und Herrlichkeit der vergangenen Tage, in denen einst die Kaiserin Maria Theresia in Schönbrunn verweilte, oder in denen der Kaiser Napoleon auf diesem Schloß residirte, schienen sich

für einige Stunden wieder zu erneuern. Aber während dieſer Stunden mußte die Kaiſerin Marie Louiſe ſich in das Innerſte ihrer Gemächer zurückziehen, denn noch widerſtand es ihrem Gefühl, bei dieſen Feſten ſich zu zeigen und in ihrer zweifelhaften Stellung, nicht mehr Kaiſerin, nicht mehr Erzherzogin, und noch nicht anerkannt als Herzogin von Parma, ſich den Souverainen darzuſtellen. Solche Tage der Feſte waren daher für die Kaiſerin Marie Louiſe immer nur Tage der Thränen, der Demüthigungen und des ſchmerzvollen Rückblickens in die Vergangenheit.

Aber heute ſollte in Schönbrunn ein Feſt begangen werden, das allein der Kaiſerin Marie Louiſe galt, und deſſen Königin ſie allein ſein durfte. Denn es war heute der zwölfte Dezember, der Geburtstag Marie Louiſens, und ihre Damen und Cavaliere hatten es ſich zur Aufgabe gemacht, dieſen Tag möglichſt feierlich zu begehen, um ſie zu bewahren vor den ſchmerzlichen Rückerinnerungen an ihre glänzende Vergangenheit. Sie hatten daher allerlei kleine Ueberraſchungen arrangirt, hatten die Kaiſerin in der Frühe des Morgens ſchon mit Muſik geweckt, dann hatte der ganze kleine Hof in feſtlicher Toilette ſich zum Lever der Kaiſerin gemeldet, und Jeder hatte um die Erlaubniß gebeten, ihr ein

kleines Geſchenk überreichen zu dürfen. Auch ihr Sohn, den man jetzt nicht mehr den König von Rom, ſondern den Prinzen Napoleon nannte, hatte Marie Louiſen ein kleines franzöſiſches Gedichtchen declamirt, und mit demſelben ihr eine Silhouette ſeines Vaters überreicht, welche der Baron Meneval ihm aufgezeichnet, und die der Prinz dann ſelber zierlich ausgeſchnitten und auf roſa Papier geklebt hatte.

Marie Louiſe hatte der niedlichen Declamation des kleinen Prinzen mit einem ſanften Lächeln zugehört, als er ihr aber die Silhouette überreichte, hatte eine tiefe Röthe einen Moment ihr Antlitz übergoſſen; faſt verlegen, mit niedergeſchlagenen Augen, hatte ſie das kleine Portrait genommen, und ohne nur einen Blick auf daſſelbe zu werfen, hatte ſie es raſch auf den Tiſch zu den andern Geſchenken gelegt.

Liebe Mama Kaiſerin, ſagte der kleine Prinz traurig, warum betrachteſt Du Dir nicht das ſchöne Bild von meinem Papa? Haſt Du denn den großen Kaiſer gar nicht mehr lieb, daß Du ſein Bild nicht ſehen willſt?

Marie Louiſe ſchien dieſe Frage nicht gehört zu haben, ſie hatte ihr Angeſicht ganz verſenkt in den großen Blumenſtrauß, den ihr der kleine Napoleon mit ſeiner

Silhouette dargereicht, und deſſen Duft ſie mit Entzücken einzuathmen ſchien.

Aber der Prinz zog mit dem Ungeſtüm, der die Kaiſerin ſchon ſo oft und ſo ſchmerzlich an ſeinen Vater erinnert hatte, ihre Hand mit dem Bouquet von ihrem Antlitz fort, und ſeine großen blauen Augen feſt auf ſie richtend, fragte er mit ernſter, faſt zürnender Stimme: Mama, haſt Du Deinen Papa Kaiſer gar nicht mehr lieb?

Ja, gewiß, mein Sohn, ſagte die Kaiſerin raſch und leiſe, ich habe ihn noch lieb, und ich werde niemals die ſchönen Tage vergeſſen, welche ich in Frankreich verlebt habe.

Das Kind ſchien nur den erſten Theil der Antwort ſeiner Mutter gehört zu haben, und blickte ſinnend und mit jenem tiefen Ernſt, der ſo oft das Antlitz der Kinder gleichſam verſteinert, vor ſich hin.

Mama, rief er auf einmal, wie aus tiefen Gedanken erwachend, Mama, wenn Du meinen Papa Kaiſer lieb haſt, warum biſt Du alsdann nicht bei ihm?

Mein Kind, ſagte Marie Louiſe ſeufzend, ich darf nicht zu dem Kaiſer gehen. Mein Vater hat es mir nicht erlaubt, mein Vater befiehlt, daß ich hier bei ihm

bleibe, und Du weißt wohl, die Kinder müſſen immer ihren Aeltern gehorſam ſein.

Ja, rief Napoleon, ſo lange ſie noch ſo klein ſind, wie ich es bin, dann müſſen Sie gehorſam ſein, wie ich es auch bin. Denn wenn ich Dir nicht gehorſam wäre, Mama, ſo wäre ich ſchon lange hier fortgelaufen, wo es mir gar nicht gefällt, und wäre zu meinem Papa Kaiſer gelaufen, wo es mir gewiß ſehr gut gefallen würde. Kleine Kinder müſſen ihren Aeltern gehorchen, und darum bleibe ich hier, aber große Damen müſſen ihrem Vater nicht gehorchen, wenn er ihnen etwas befiehlt was Unrecht iſt.

Und wer ſagt denn, daß mir mein Vater etwas befiehlt was Unrecht iſt? fragte die Kaiſerin in gereiztem Ton.

Es ſagt es mir Niemand, ſagte der Knabe ſinnend, aber ich ſelber habe es mir ſo nachgedacht, ſeit ich geſtern den Herrn von Meneval mit meiner lieben Quiou von dem ſchönen Brief ſprechen hörte, den meine Tante Jerome an ihren Vater geſchrieben hat. Siehſt Du, Mama, die Tante Jerome, die hat auch nicht ihrem Vater gehorſam ſein wollen, und als der befohlen hat, ſie ſolle den Oncle Jerome verlaſſen und wieder zu ihrem Vater kommen, da hat ſie geſagt: nein, ich will

nicht zu Dir kommen, nein, ich bleibe bei meinem Mann, ich will meinen lieben Jerome nicht verlaſſen. Und meine liebe Quiou ſagt, das ſei ſehr ſchön von der Tante, und darum denke ich, Du müßteſt es auch ſo machen und müßteſt zu Deinem Papa, meinem Herrn Großvater Kaiſer ſagen: nein, ich will nicht zu Dir kommen, ich will bei meinem lieben Mann bleiben. Dann würde meine liebe Quiou auch von Dir ſagen, daß es ſchön ſei.

Das Antlitz Marie Louiſens hatte ſich umdüſtert, und einen verdrießlichen Blick auf die Gräfin Montesquiou werfend, die verlegen und erſchrocken ſich in die Fenſterniſche zurückgezogen hatte, fragte ſie mit ſcharfem Ton: iſt das auch ein Geburtstagsgedicht, welches Sie dem Prinzen eingeübt haben, Gräfin?

Gräfin Montesquiou trat aus der Fenſterniſche hervor, und ſich der Kaiſerin nähernd, ſagte ſie mit ernſter Würde: Ich bitte Ew. Majeſtät um Verzeihung, aber ich glaube Ew. Majeſtät werden ſelbſt am beſten ermeſſen, ob das unſchuldige Geplauder des Prinzen Aehnlichkeit hatte mit einem eingelernten Gedicht.

Wenigſtens wäre es ein ziemlich ungereimtes, ſagte Marie Louiſe, ihr Haupt ſtolz zurückwerfend. Aber ſagen Sie mir doch, Gräfin, was iſt es denn überhaupt

für eine seltsame Geschichte von der Madame Jerome Bonaparte, welche Sie da meinem Sohn erzählt haben?

Ich bitte Ew. Majestät abermals um Verzeihung, sagte die Gräfin, ich habe dem Prinzen gar keine Geschichte von Ihro Majestät, der Frau Königin von Westphalen, erzählt, und ich habe nicht geahnt, daß der Prinz dem Gespräch zugehört hat, das ich gestern mit dem Baron von Meneval gehabt, während der Prinz in dem andern Zimmer an seinem Spieltisch saß und mit seinen Soldaten spielte.

Ja, sagte Napoleon mit einem schlauen Lächeln, Ihr glaubtet, ich spiele mit meinen Soldaten, aber als ich Euch von meinem Oncle Jerome und von seiner Frau sprechen hörte, da stand ich leise auf, schlich bis zur Thür hin und horchte. Und so habe ich Alles gehört, was der Baron Meneval erzählte, auch den hübschen Brief, den die Tante Jerome an ihren Vater geschrieben.

Sie haben indessen da ein großes Unrecht begangen, Sire, sagte die Gräfin ernst, man muß niemals horchen, denn es ist nicht ehrenvoll, etwas heimlich zu thun, und Jemanden das abzulauschen, was er nicht freiwillig sagt.

Der Knabe erröthete und seine Augen füllten sich

mit Thränen. Ich wollte nur ſo gern hören, was Ihr von meinem Oncle Jerome erzähltet, ſagte er, und ich wußte, daß Sie es mir nicht erzählen würden, weil man Ihnen verboten, mir von meinem Papa Kaiſer und von meinen Oncles und vom ſchönen Frankreich zu erzählen.

Man ſcheint ſich indeſſen um dies Verbot wenig zu bekümmern, ſagte die Kaiſerin ſpöttiſch. Aber ſagen Sie mir doch, Frau Gräfin, was iſt es mit dieſem Brief der Madame Jerome?

Ew. Majeſtät, der Herr Baron von Meneval hatte durch einen ihm befreundeten Cavalier des Königs von Würtemberg die Abſchrift eines Briefes erhalten, den die Königin von Weſtphalen an ihren hier in Wien anweſenden Vater geſchrieben hat.

Und dieſer Brief iſt ſo ſehr merkwürdig?

Majeſtät, er iſt das Zeugniß einer edlen und erhabenen Frauenſeele, ſagte die Gräfin würdevoll.

Ah, in der That, Sie machen mich neugierig, dieſes Muſter von Briefſtyl kennen zu lernen, rief Marie Louiſe mit gereizter Stimme. Ich bitte Sie, Gräfin, holen Sie doch Ihren ſchönen Brief und leſen Sie ihn mir vor.

Majeſtät, ſagte die Gräfin ernſt, ich habe den Brief bei mir, denn ich wollte Ew. Majeſtät um gnädige Er-

laubniß bitten, Ihnen dieſes ſchöne Schreiben, durch welches die Königin von Weſtphalen ſich ein ſo edles und unvergängliches Monument geſetzt hat, vorleſen zu dürfen.

Leſen Sie alſo! rief die Kaiſerin, indem ſie ſich nachläſſig in die Kiſſen des Divans zurücklehnte und an dem Blumenſtrauß zupfte, den ſie in der Hand hielt. — Der kleine Napoleon ſtand neben ihr und heftete ſeine großen Augen bald auf ſeine Mutter, bald auf die Gräfin, welche jetzt aus der Taſche ihres Kleides ein Portefeuille hervorzog, aus demſelben ein beſchriebenes Blatt Papier nahm und las:

Sire! Ich habe Ihr gnädiges Schreiben erhalten, in welchem Ew. Majeſtät mir den Vorſchlag machen, jetzt, da das Schickſal den Kaiſer Napoleon ſeiner Macht und Würde beraubt hat, und in Folge deſſen auch ſeine Brüder ihrer Throne verluſtig gegangen ſind, meinen Gemahl, den König Jerome, zu verlaſſen, mich von ihm zu ſcheiden und als Prinzeſſin von Würtemberg wieder in die Staaten Eurer Majeſtät zurückzukehren. Indem ich Ew. Majeſtät für Ihre väterliche Fürſorge und Ihre mir bezeigte Güte meinen ehrerbietigſten Dank ſage, bitte ich meinen gnädigen Vater, mir nicht zu zürnen, wenn ich nicht im Stande bin, den Befehlen Eurer

Majeſtät zu genügen, und das Aſyl, welches mir Euere Majeſtät bieten, anzunehmen. Als ich vor ſechs Jahren mit dem König Jerome vermählt ward, da liebte ich ihn nicht, ſondern ich unterwarf mich nur mit Thränen und Widerſtreben dem Befehl meines königlichen Vaters, der es mir zur Pflicht machte, dem Bruder des Kaiſers Napoleon meine Hand darzureichen. Seitdem habe ich ſechs Jahre an der Seite meines Gemahls gelebt und die Zuvorkommenheit, Liebe und Güte, welche er mir immer bewieſen, hat ihm allgemach mein Herz gewonnen. Zudem iſt er der Vater meiner beiden Kinder, der Mann, dem ich vor dem Altar Gottes mit einem feierlichen Eide gelobt, als ſein treues Weib ihm bis zum Tode anzugehören und Glück und Unglück mit ihm zu theilen. In den Tagen des Glückes hat Niemand gewollt, daß ich mich von ihm trenne, und jetzt ſollte ich es thun, jetzt in den Tagen des Unglücks ſollte ich ihm den Arm entziehen, auf den allein er ſich noch ſtützen kann? Jetzt ſollte ich, treulos meinem Schwur, ohne Ehrfurcht vor meiner Vergangenheit, ohne Scheu vor dem Urtheil Gottes und der Welt die Bande zerreißen, die mich an ſein Unglück binden? Sollte meinen Gemahl, den Vater meines Sohnes, allein, vielleicht flüchtig und verbannt in der Fremde umherſchweifen laſſen,

während ich am Hofe meines königlichen Vaters ein bequemes und glänzendes Leben führte? Aber das würde heißen, meine Vergangenheit entehren und Schande auf mein Haupt wälzen. Die Welt würde mir dann nicht glauben können, daß ich die angetraute Gemahlin des Königs Jerome gewesen, sondern sie würde mich für eins dieser verlornen, ehrlosen Mädchen halten, welche bei ihrem unlegitimen Liebhaber bleiben, so lange er glücklich und reich genug ist, ihnen ein üppiges und glänzendes Leben zu verschaffen, welche aber, sobald das Unglück über ihn kommt, ihn verlassen, wie die Ratten das Schiff verlassen, dessen Untergang sie wittern. Aber ich bin die angetraute, ehrliche, legitime Frau des Königs Jerome, und als solche muß und will ich bei ihm bleiben, und er soll sich vertrauensvoll auf meinen Arm lehnen, und Niemand, weder die Welt noch er selber, sollen glauben, daß ich ihn verlassen könnte! Ich bitte Ew. Majestät mir nicht zu zürnen wegen eines Entschlusses, der Ihren Befehlen widerspricht. Aber es stehet in der Bibel geschrieben: das Weib soll Vater und Mutter verlassen und ihrem Gatten nachfolgen. Mein gnädiger Vater wird mir verzeihen, wenn ich dem Wort der Bibel gehorsam bin. *)

*) Mémoires de la Duchesse Abrantès. Vol. XVIII. 289.

Nicht wahr, Mama, das iſt ſehr ſchön? rief der kleine Prinz, als die Gräfin geendet hatte.

Marie Louiſe hatte während der Vorleſung des Briefes ihr Antlitz ganz und gar hinter dem großen Blumenbouquet verborgen gehabt, jetzt warf ſie es bei Seite und ließ die Gräfin und ihren Sohn ihr von Thränen überfluthetes Angeſicht ſehen.

Ja, ſagte ſie ungeſtüm, das iſt ſehr ſchön und die Gräfin hat Recht, die Königin von Weſtphalen iſt eine ſehr edle Frau! Oh, ich beneide ſie, daß ſie ſo ſprechen und ſo handeln durfte, daß ſie die Freiheit hatte, ihrem eigenen Willen zu folgen und ihrem Herzen und ihrem Gewiſſen genug zu thun. Ich beneide ſie und möchte mein Herzblut hingeben, um mir das Recht zu erkaufen, ihr gleich zu thun. Ich aber, ich kann es nicht, ich darf es nicht! Ich bin eine elende, beklagenswerthe Gefangene, man hat mich in Feſſeln gelegt, und —

Oh Mama, Mama, unterbrach ſie der kleine Prinz, in Thränen ausbrechend, oh, weine nicht ſo ſehr! Es iſt ſchrecklich, Dich ſo weinen zu ſehen.

Marie Louiſe wehrte ihn zurück und ſtand auf. Montesquiou, ſagte ſie, haſtig im Zimmer auf und abgehend, bringen Sie den Prinzen hinaus, führen Sie ihn zur Gräfin Brignole und kehren Sie dann hierher zurück.

Die Gräfin nahm den weinenden Knaben in ihre Arme empor, und ihn leiſe und zärtlich tröſtend und beſchwichtigend trug ſie ihn hinaus.

Marie Louiſe ging immerfort heftig auf und ab, ihre Wangen waren farblos, ihre Lippen zitterten, und ſchwer und fieberhaft ging der Athem aus ihrer wogenden Bruſt hervor.

Ja, ſagte ſie haſtig vor ſich hin, ja, man behandelt mich hier wie eine Sclavin, die nur den Befehlen ihres Herrn folgen darf. Ich bin hier nichts weiter als eine Gefangene, die man auf jedem Schritt bewacht, deren Mienen, deren Gedanken ſelbſt man belauſcht, weil man immer fürchtet, ſie möchte einen Verſuch machen, ihre Freiheit wieder zu gewinnen und ſich der Gewalt ihrer Tyrannen zu entziehen. Oh, es iſt ein ſchmachvolles und entwürdigendes Leben, das ich hier führe, man zwingt mich dazu, eine ehrloſe Rolle zu ſpielen, und wenn ich gehorche und mich unterwerfe, wird die Welt einſt mit Fingern auf mich zeigen, und wie man von der Königin von Weſtphalen ſagt, daß ſie ſich ein Denkmal ihres Edelmuths und ihrer Hochherzigkeit geſetzt, ſo wird man von mir ſagen, ich hätte mir ein Denkmal niedriger und feiger Geſinnung geſetzt. Aber man ſoll nicht ſo von mir reden dürfen! Nein, nein, ich will

es nicht! Auch ich bin keine ehrloſe Perſon, auch ich bin die legitime Gemahlin des Kaiſers und ich will meinen Sohn nicht zum Baſtard ſtempeln. Gräfin, rief ſie der eintretenden Gouvernante des Prinzen zu, Gräfin, Sie ſollen mir rathen, Sie ſollen mir helfen, daß ich von hier fortkomme. Die Königin von Weſtphalen hat mir den Weg gezeigt, den ich wandeln muß. Ich will zu meinem Gemahl, ich will ſein Unglück mit ihm theilen, wie ich ſein Glück und ſeine Größe mit ihm getheilt habe!

Gott ſegne Ew. Majeſtät für dieſes Wort, rief die Gräfin mit Thränen in den Augen. Oh, warum kann der Kaiſer Sie nicht ſehen in dieſer edlen Begeiſterung, welche Ihr Antlitz verklärt! Warum kann er Ihre edlen, ſchönen Worte nicht hören, er würde dann nicht traurig und verzagt ſein, er würde nicht mehr fürchten und klagen, daß ſeine angebetete Gemahlin ihn auf ewig verlaſſen hat, daß ſie zu ſeinen Feinden übergegangen iſt.

Glaubt er das? fragte Marie Louiſe heftig. Haben Sie Nachrichten von ihm? Oh, mein Gott, man hält mich ja immer in ſo engen Banden, man beaufſichtigt mich ſo ſehr, daß kein Wort, kein Brief mehr von ihm zu mir, und von mir zu ihm gelangen kann.

Majeſtät, flüſterte die Gräfin leiſe, Sie ſind in-

deſſen umgeben von treuen Dienern und Anhängern, welche verſchwiegen ſind, und lieber ſterben würden, als die Geheimniſſe Ew. Majeſtät verrathen. Wir haben Verbindungen und Mittel, um Ihre Briefe ſicher zu dem Kaiſer hinzuſchaffen, und Ihnen die Antworten des Kaiſers zu übergeben.

Und Ihr ahnt nicht, daß man Euch bewacht, wie mich, daß auch Ihr von Spähern und Aufpaſſern umgeben ſeid, rief Marie Louiſe ungeſtüm, daß man jeden Eurer Schritte belauert, um an Euch irgend eine Unbeſonnenheit zu erſpähen, welche man vielleicht als einen Beweis Eueres Einverſtändniſſes mit Napoleon auslegen könnte, und dadurch einen Vorwand hätte, Euch Alle, die letzten Trümmer meiner einſtigen Herrlichkeit, von hier zu verbannen, damit ich ganz allein ſei, ganz von meinen Kerkermeiſtern abhängig werde? Oh, ich beſchwöre Sie, Gräfin, warnen Sie Ihre Freunde, ſich nicht täuſchen zu laſſen, nicht zu glauben, daß es ihnen gelingen könnte, die wachſame öſterreichiſche Polizei zu täuſchen!

Majeſtät, ſagte die Gräfin leiſe und haſtig, es iſt uns indeſſen ſchon gelungen, und wenn Ew. Majeſtät gnädigſt erlauben, können wir Ihnen ein Beweis davon geben!

Was für einen Beweis? fragte Marie Louiſe erblaſſend.

Wollen Ew. Majeſtät erlauben, daß der Baron von Meneval einen Augenblick hier eintrete? fragte die Gräfin. Er iſt im Stande, Ew. Majeſtät Beweiſe zu liefern.

Laſſen Sie ihn eintreten, ſagte Marie Louiſe, und Gott gebe, daß er wirklich nicht ſchon verrathen iſt!

Die Gräfin durcheilte raſch das Zimmer, und öffnete die Thür des Vorſaals. Treten Sie ein, Herr Baron, ſagte ſie freudig, Ihre Majeſtät will Ihre Botſchaft empfangen.

Geſegnet ſei Ew. Majeſtät für dieſen Entſchluß, rief der Baron, in das Cabinet eintretend, und ſich mit freudeſtrahlendem Geſicht Marie Louiſen nähernd. Ich bin ſo glücklich, Ew. Majeſtät die Glückwünſche des Kaiſers zu überbringen, und ich bin beauftragt, Ew. Majeſtät im Auftrag des Kaiſers dieſes Käſtchen zu überreichen.

Marie Louiſe nahm das ihr dargereichte kleine Käſtchen mit zitternden Händen entgegen und öffnete es. Es enthielt ein goldenes in Brillanten eingefaßtes Medaillon, auf deſſen Platte ein N. eingegraben war. Die Kaiſerin öffnete das Medaillon, und betrachtete

lange und ſinnend die Haarlocke, welche ſich in derſelben befand.

Und Sie haben dies wirklich aus Elba erhalten? fragte ſie. Sie täuſchen mich nicht? Das iſt wirklich das Haar des Kaiſers? Und er hat an mich gedacht, und dies Geſchenk zu meinem Geburtstag hierher geſandt?

Ew. Majeſtät werden Sich davon am beſten überzeugen können, wenn Sie die Gnade haben wollen, das Begleitſchreiben von des Kaiſers eigener Handſchrift von mir zu empfangen.

Wie? rief Marie Louiſe, Sie bringen mir auch einen Brief des Kaiſers? Wo iſt er? Geben Sie, oh, geben Sie.

Sie ſtellte haſtig das Käſtchen mit dem Medaillon auf den Tiſch zu den andern Geſchenken, und ſtreckte die Hand ungeduldig nach dem Brief hin, den der Baron Meneval eben aus ſeinem Buſen hervorzog.

In dieſem Moment, und ehe die Kaiſerin noch Zeit hatte, den Brief entgegenzunehmen, ward die Thür des Vorſaals geöffnet, und der Lakay meldete: Se. Excellenz der Graf Neipperg.

V.

Folgen der Eiferſucht.

Marie Louiſe zuckte zuſammen bei dem Namen des Grafen, und trat raſch einige Schritte zurück, der Baron von Meneval ſchob eilig den Brief wieder in ſeinen Buſen, und flüſterte leiſe: ich werde ſpäter Ew. Majeſtät den Brief überreichen.

Die Kaiſerin winkte mit einer raſchen Handbewegung nach der Thür hin, und forderte mit einem Blick und einer Kopfbewegung auch die Gräfin Montesquiou auf, hinauszugehen.

Dann, während die Gräfin und der Baron ſich der, in die inneren Gemächer der Kaiſerin führenden Thür zuwandten, richtete ſie ihre Blicke dem Grafen Neipperg zu, der eben aus dem Vorſaal in das Cabinet eintrat. Ihr Antlitz hatte einen düſtern ſtrengen Ausdruck angenommen, und nicht der leiſeſte Schimmer

eines Lächelns umſpielte ihre Lippen, als ſie mit einem leichten Neigen des Kopfes die ehrerbietige Begrüßung des Generals erwiederte.

Ew. Majeſtät mögen mir verzeihen, wenn ich auch für mich die Huld beanſpruche, welche Sie gnädigſt Ihrem ganzen übrigen Hofſtaat bewilligt haben, ſagte der Graf, einen flüchtigen Blick nach dem mit Blumen und Geſchenken beladenen Tiſch hinüber werfend.

Was für eine Huld? fragte Marie Louiſe mit ſtrengem Ton.

Die Huld, zu den Füßen Ew. Majeſtät die Glückwünſche niederzulegen, welche Ew. Majeſtät treueſter und ergebenſter Diener Ihnen aus vollſter Seele darbringen möchte.

Glückwünſche! rief Marie Louiſe mit einem ſpöttiſchen Lachen. Mir Glückwünſche! Oh, ich bin nicht anmaßend, ich mache keine Anſprüche mehr an das Glück, ich begehre vom Schickſal nichts weiter, als die Freiheit, meinen eigenen Willen haben zu dürfen, und das zu thun, was mir angemeſſen, recht und pflichtgemäß erſcheint.

Und wer möchte es wagen, Ew. Majeſtät daran verhindern zu wollen? rief der Graf entſetzt.

Sie wollen es wagen, der Fürſt Metternich, der

Kaiſer Franz will es wagen! ſagte Marie Louiſe in immer ſteigender Aufregung. Oh, nehmen Sie nicht die Miene des Erſtaunens und der Ueberraſchung an, Herr Graf, ich laſſe mich nicht täuſchen, denn ich kenne Sie, und ich weiß, welche Rolle Sie hier bei mir ſpielen ſollen.

Eine Rolle? fragte der Graf ſchmerzlich. Ew. Majeſtät mißtrauen mir alſo noch immer?

Nein, ich mißtraue Ihnen gar nicht, Herr Graf, rief Marie Louiſe mit einem rauhen Lachen. Ich bin gar nicht im Zweifel über Sie. Ich weiß, daß man Ihnen den Auftrag gegeben, mich zu überwachen, mich den Wünſchen des Kaiſers, meines Vaters, geneigt zu machen, meine Schritte zu lenken, und vor allen Dingen zu verhüten, daß ich keinen einzigen Schritt thue, der über die Grenzen hinaus geht, welche man mir ſo eng als möglich gezogen hat. Sie ſehen, ich bin ganz klar über mein unglückliches Schickſal, und dennoch wagen Sie es, hierher zu kommen, und mir Glückwünſche zu bringen? Glückwünſche! Sehen Sie da, Herr Graf, dieſe ſchönen und koſtbaren Geſchenke, welche man mir geſendet hat. Der Kaiſer und die Kaiſerin haben mir geſtern ſchon ihre Geſchenke dargebracht, meine Oheime und Brüder auch. Sehen Sie,

alle dieſe Koſtbarkeiten, welche hier in der Mitte des Tiſches ſtehen, und hier die Gaben der Liebe meiner Freunde, meiner Diener. Nun, ich ſage Ihnen, alle dieſe Beweiſe der Liebe, der Theilnahme, der Achtung, wie ſehr ſie mein Herz auch gerührt haben, ich würde ſie alle freudig hingeben für das Eine, was allein ich begehre, deſſen Beſitz allein werth wäre, daß man mir Glückwünſche darbrächte!

Und was iſt dieſes Eine? fragte der Graf lebhaft.

Dieſes Eine iſt ein Reiſepaß, der mir erlaubt, nach Elba zu gehen, ſagte Marie Louiſe mit freudiger ſtolzer Stimme. Ja, mein Herr, Sie ſollen es wiſſen, daß alle Ihre Bemühungen, Ihre Beobachtungen, all' Ihre Beredtſamkeit vergeblich geweſen; Sie ſollen es wiſſen, und mögen Sie es meinem Vater, mögen Sie es der ganzen Welt wiederholen, daß Marie Louiſe Nichts will und erſehnt, als das Recht, welches Gott, die heilige Kirche und mein Gewiſſen mir gegeben, das Recht, als die treue Gefährtin meines Gemahls an ſeiner Seite zu ſein, ihm ſein Unglück ertragen zu helfen, mit ihm zu leiden, und wenn es ſein muß, mit ihm zu ſterben! Denn ein ehrenvoller Tod, ein Tod in der Ausübung meiner Pflicht, iſt beſſer, als das Leben der Sclaverei, der Demüthigung und Schande, welches ich

zu führen verurtheilt bin; auf einer wüſten Inſel zu leben, aber in unbeſchränkter Freiheit, aber Herr ſeines Willens und Denkens, iſt ſchöner und ehrenvoller, als umgeben von Ueberfluß in kaiſerlichen Palläſten zu leben, die Sclavin eines fremden Willens, das abhängige Werkzeug einer fremden Hand. Ein Paß, ein Reiſepaß für die Inſel Elba, das iſt Alles, was ich mir erflehe, das iſt, was mir als das einzige würdige Geſchenk zu meinem Geburtstag erſcheinen würde!

Der Graf hatte ihr mit ſchmerzlicher Erregung zugehört, ſein Antlitz war immer mehr erblaßt, ſeine Lippen bebten, und ſchwere Seufzer hoben ſeine Bruſt. Jetzt, als Marie Louiſe ſchwieg, ſchaute er ſie an mit einem langen, ſchmerzlichen Blick, dann ſtürzte er zu ihr hin, preßte, ihre Hand ergreifend, einen langen, glühenden Kuß auf dieſelbe, und wandte ſich dann ab, um ſchwankenden, aber haſtigen Schrittes der Thür zuzugehen.

Marie Louiſe ſchaute ihm mit verwunderten, fragenden Blicken nach, aber als der Graf ſchon die Hand auf den Griff der Thür gelegt, rief ſie: Graf Neipperg!

Er wandte ihr ſein todesbleiches ſchmerzzuckendes Antlitz zu, aber er blieb neben der Thür ſtehen.

Kommen Sie hierher, rief Marie Louise ungeduldig.

Der Graf schritt vorwärts, aber bleich, schwankend, gesenkten Hauptes, wie ein Sterbender.

Wohin wollten Sie gehen, Herr Graf? fragte Marie Louise, und ihre Stimme war schon weicher und milder geworden.

Der Graf murmelte leise und hochathmend einige Worte, die Marie Louise nicht verstand. Sie wiederholte daher ihre Frage: wohin wollen Sie gehen, Herr Graf?

Ich wollte hingehen, um mich dem Kaiser zu Füßen zu werfen, von ihm einen Reisepaß für Ew. Majestät zu erflehen, und dann —

Und dann? fragte Marie Louise, als der Graf schwieg, und schwankend, todesbleich nach der Lehne eines Sessels griff, um sich darauf zu stützen und sich vor dem Umsinken zu bewahren.

Und dann? fragte sie noch einmal, indem sie ihm näher trat und ihm die Hand entgegenstreckte, als solle er sich an derselben halten, um nicht umzusinken.

Der Graf stürzte zu ihr hin, faßte ihre Hand, und sank, sie an seine Lippen pressend, auf seine Kniee nieder.

Und dann zu ſterben, ſagte er leiſe, indem er ſein Haupt auf ſeine Bruſt ſenkte.

Marie Louiſe bebte leiſe zuſammen, Purpurröthe überflog einen Moment ihre Wangen, und ein wunderbares Leuchten war in ihren Augen, welche ſie jetzt auf den noch immer in ſo demüthiger Stellung vor ihr knieenden General heftete.

Warum ſterben? fragte ſie mit bebender Stimme.

Oh Gott, murmelte der Graf, ſie fragt mich noch, warum ich ſterben will!

Stehen Sie auf, Graf, ſagte Marie Louiſe, ſich gewaltſam zuſammenraffend. Es ziemt einem tapfern General nicht, zu knieen. Stehen Sie alſo auf und ſagen Sie mir, weshalb Sie ſterben wollten, wenn Sie mir den Reiſepaß verſchafft hätten?

Der General ſtand auf, und die Kaiſerin mit traurigen Blicken anſchauend, fragte er: Ew. Majeſtät befehlen es?

Ja, ich befehle es!

Nun denn, rief der Graf ungeſtüm, ich wollte ſterben, weil ich das Unglück Ew. Majeſtät nicht überleben wollte.

Oh, dann hätten Sie jetzt ſterben müſſen, ſagte Marie Louiſe ſpöttiſch, denn bis jetzt war ich unglück-

lich, aber von dem Tage an, wo ich nach Elba reiſen dürfte, würde ich nicht mehr unglücklich ſein.

Nein, von dem Tage ab würde das Unglück Ew. Majeſtät ſeinen Anfang nehmen, rief Graf Neipperg glühend. Denn von dem Tage ab würden für Ew. Majeſtät die Enttäuſchungen, die Entnüchterungen beginnen, und Ew. Majeſtät würden in Ihrem edlen und großmüthigen Herzen alsdann die ſchwerſte aller Wunden erhalten, Sie würden erkennen müſſen, daß Sie getäuſcht worden, daß Ihre ſo edle, ſo großmüthige Liebe, Ihre erhabene, engelgleiche Treue nicht erwidert worden. Oh, ich rede nicht von den Gefahren, welche Eure Majeſtät bedrohen würden, wenn Sie nach Elba gingen, nicht davon, daß Sie bald gezwungen ſein würden, Elba entweder flüchtig zu verlaſſen, oder mit Ihrem Gemahl auf irgend eine öde weitabgelegene Inſel im Weltmeer verbannt zu werden, denn ich weiß, daß Sie eine heldenmüthige Seele ſind, welche nicht zurückſchreckt vor Gefahren, denen Sie auf dem Wege Ihrer Pflichterfüllung begegnen könnten. Ich rede auch nicht davon, daß der Congreß, welcher die Umtriebe und Verſchwörungspläne kennt und beobachtet, denen man auf Elba nachhängt, mit dem Plan umgeht, Napoleon, indem er ihn nach einer wüſten Inſel im Weltmeere verbannt, auch ſeines

Kaiſertitels, ſeines Namens und ſeiner Würde zu berauben, denn ich weiß, daß die hochherzige über Vorurtheile erhabene Marie Louiſe nicht zu ihrem Glück des Titels einer Kaiſerin bedarf, ſondern, daß ſie eben ſo erhaben, eben ſo ſtrahlend der Welt entgegen leuchten wird als Madame Bonaparte. Aber ich rede davon, daß Ew. Majeſtät der furchtbarſten aller Enttäuſchungen entgegen gehen werden, einer Enttäuſchung, von der ſich ein liebendes Herz nie wieder erholt.

Was meinen Sie? Was wollen Sie ſagen? fragte Marie Louiſe erregt. Was für eine Enttäuſchung erwartet mich auf Elba! Reden Sie! Ich will es wiſſen!

Nun denn, Ew. Majeſtät, ſagte der Graf leiſe und ſchüchtern, der Kaiſer Napoleon iſt Ihnen nicht treu! Während Ew. Majeſtät mit unverbrüchlicher Treue ſeinem Andenken allein leben, vergißt der Kaiſer Ihrer Treue, Ihrer Liebe, und giebt andern Frauen das Recht, an ſeiner Seite zu ſein, an ſeinem Herzen zu ruhen, und die Stelle einzunehmen, welche Ew. Majeſtät allein gebührt.

Marie Louiſe ſtieß einen Schrei aus, und ihre Augen blitzten auf im Zorn. Das iſt nicht wahr, rief ſie ungeſtüm, das iſt eine jammervolle Verleumdung, mit welcher man mich hintergehen will! Der Kaiſer

liebt mich, er erſehnt meine Ankunft, er richtet alle ſeine Wünſche zu mir hin, und denkt an mich in treuer Liebe.

Es iſt möglich, daß er Ew. Majeſtät das geſchrieben hat, und daß ſeine hieſigen Agenten das Ew. Majeſtät verſichert haben, ſagte Graf Neipperg gelaſſen. Aber die Wahrheit lautet anders. Die Wahrheit iſt: daß der Kaiſer Napoleon auf Elba nicht von Einer, ſondern ſchon von drei Damen, welche er ſchon früher ſeiner Aufmerkſamkeit und Liebe würdigte, Beſuche empfangen hat.

Wer ſind dieſe drei Damen? fragte Marie Louiſe athemlos.

Die erſte iſt eine Dame, welche ſich die Frau von St. Elme nennt, eine Abenteurerin, die Napoleon ſcherzweiſe die fama volata zu nennen pflegt.

Ich weiß von ihr, ſagte Marie Louiſe haſtig. Der Kaiſer ſelbſt hat mir von ihr und von ſeiner kleinen Aventure mit ihr erzählt. Wenn ſie nach Elba kam, ſo iſt damit nicht geſagt, daß der Kaiſer ſie gerufen hat, oder daß ſie für ihn mehr iſt als nur eine politiſche Agentin. Wer iſt die zweite Dame?

Die zweite Dame iſt das Fräulein von Lanto, ein ſchönes Mädchen von achtzehn Jahren, welche der

Kaiſer von Paris her kannte, und welche ihm mit ihrer Mutter nach Elba gefolgt iſt. Der Kaiſer hat ſie empfangen, ſie hat mit ihrer Mutter einige Monate auf dem Reſidenzſchloß in Porto Ferrajo gewohnt, und iſt dann an einen Officier aus dem Gefolge des Kaiſers verheirathet worden.*)

Oh, flüſterte die Kaiſerin leiſe vor ſich hin, ſie iſt es nicht, was kümmert mich die Andere. — Nennen Sie mir die dritte Dame!

Die dritte Dame, ſagte der Graf langſam, das Auge feſt auf Marie Louiſens Antlitz heftend, die dritte Dame iſt eine Polin, berühmt wegen ihrer Schönheit, ihrer Güte und Liebenswürdigkeit, berühmt —

Marie von Walewska? fragte Marie Louiſe athemlos, mit glühenden Wangen.

Der Graf verneigte ſich. Ew. Majeſtät haben es errathen, ſagte er. Die dritte Dame iſt Marie von Walewska. Sie iſt zu dem Kaiſer nach Elba gegangen, und ſie hat ihren Sohn mit dahin genommen.**)

---

*) Constant: Mémoires. Vol. V.

**) Constant: Mémoires. Vol. V. Graf Neipperg hätte hinzufügen müſſen, daß der Kaiſer Napoleon allerdings dieſe Beſuche empfing, aber daß er ſie nicht begehrt hatte, daß er die ſchöne Lanto ſofort verheirathete, um ihrer los zu ſein, daß er

Beweiſen Sie mir das, rief Marie Louiſe ungeſtüm, ich glaube Ihnen nicht, wenn Sie es mir nicht beweiſen.

Ich habe die Beweiſe bei mir, wenn anders Ew. Majeſtät die Berichte unſerer politiſchen Agenten, die wir auf Elba haben, als Beweiſe anerkennen wollen! Ich war ſo eben beim Fürſten Metternich, der vor einer Stunde einen Courier vom Herzog von Toscana erhielt, welcher ihm den Bericht der Agenten überſandte.

Geben Sie mir dieſen Bericht, rief Marie Louiſe ungeduldig.

Graf Neipperg zog ſein Portefeuille hervor, und nahm aus demſelben ein eng beſchriebenes Papier, das er der Kaiſerin darreichte.

Sie nahm es, und indem ſie es entfaltete, zitterten ihre Hände ſo heftig, daß das Papier kniſterte und ächzte unter dem Druck ihrer Fingern.

Marie Walewska aber ſchon nach wenigen Tagen veranlaßte, die Inſel Elba zu verlaſſen, weil er nicht wollte, daß eine andere Frau durch ihre Treue, Hingebung und Anhänglichkeit ſeine Gemahlin beſchämen ſollte, und daß die Frau von St. Elme wirklich nur eine politiſche Agentin, eine Brieftaube ſeiner Schweſter Eliſa war. Siehe: Mémoires d'une Contemporaine. Vol. V.

Haſtig, mit weitgeöffneten Augen, mit bebenden Lippen las ſie. Dann warf ſie das Papier mit einer ungeſtümen Bewegung auf den Tiſch.

Es iſt wahr, rief ſie heftig, ja, es iſt wahr. Er hat Marie von Walewska nach Porto Ferrajo kommen laſſen.

Sie ging heftig, in glühender Bewegung auf und ab, kämpfend mit ihrem Zorn und ihrer innern Empörung.

Graf Neipperg, rief ſie dann, vor dem Grafen ſtehen bleibend, Sie haben Recht, es wäre eine Thorheit, wenn ich nach Porto Ferrajo gehen wollte, denn ich würde mich da in ſchlechter Geſellſchaft befinden. Ich verlange alſo nicht mehr nach Elba zu gehen, ich begehre keinen Reiſepaß mehr!

Der Graf ſtieß einen Freudenſchrei aus, und drückte die Hand, welche Marie Louiſe ihm darreichte, an ſeine Lippen.

Ich hoffe indeſſen, daß Ew. Majeſtät bald Wien verlaſſen, und eine Reiſe antreten werden, ſagte er.

Und wohin denken Sie, daß ich reiſen werde?

Nach Parma, in Ihre Staaten, Majeſtät.

Sie glauben alſo, daß man mir endlich Parma bewilligen werde? Daß der Congreß mir endlich eine Stellung, einen Namen geben werde?

Majeſtät, der Congreß iſt ein vielköpfiges Ungeheuer, das viel ſpricht und ſchreit, und das man zähmen muß, indem man ihm allerlei Leckerbiſſen in den Rachen wirft. Ew. Majeſtät haben auf dem Congreß viele und boshafte Feinde, aber es hängt nur von Ew. Majeſtät ab, Ihre Feinde zum Schweigen zu bringen, und ſich Freunde zu erwerben, welche mächtig genug ſind, Ihnen trotz des allgemeinen Widerſpruchs das Herzogthum Parma zu ſichern.

Was muß ich thun, um meine Feinde zu beſchwichtigen? fragte Marie Louiſe haſtig.

Majeſtät, nur das, was der Fürſt Metternich Ihnen geſtern vorgeſchlagen, und was Ew. Majeſtät geſtern verweigert haben!

Ah, geſtern, rief Marie Louiſe mit einem glühenden Blick auf die beſchriebenen Blätter, geſtern hatte ich die Berichte Ihres Agenten nicht geleſen? Was war es doch, das man begehrte?

Majeſtät, die ängſtlichen Herrn des Congreſſes wagen Sie zu beſchuldigen, daß Sie noch immer im heimlichen Einverſtändniß mit dem Kaiſer Napoleon handelten, und daß Sie von ihm heimlich Inſtructionen und Briefe empfingen, nach denen Ew. Majeſtät Ihre Schritte richteten. Fürſt Metternich bat Ew. Majeſtät

daher, eine schriftliche Erklärung abzugeben, in welchem Sie Sr. Majestät dem Kaiser Franz Ihr feierliches Wort geben, daß Ew. Majestät keine Briefe mehr von dem Kaiser annehmen, noch an ihn schreiben wollen, es sei denn, daß Se. Majestät der Kaiser, mit Bewilligung des Congresses, Ihnen die Briefe Napoleons selbst übergebe.*)

Gab es nicht noch eine andere Bedingung, fragte Marie Louise, stand nicht etwas Anderes noch in der Erklärung, welche Fürst Metternich für mich aufgezeichnet hatte, und die ich abschreiben sollte, damit man sie in meiner Handschrift dem Congreß vorlegen könnte?

Ja, Majestät, es stand noch etwas Anderes darin. Die europäischen Mächte würden weit bereitwilliger sein, Ew. Majestät in den Besitz Parma's zu setzen, wenn die Frage der Erbfolge sie nicht beunruhigte. Sie werden niemals ein neues Regentenhaus anerkennen, in welchem der nächste Erbe ein Sohn Napoleons sein könnte. Se. Majestät der Kaiser Franz hat sich daher erboten, dem Sohn Ew. Majestät die in Böhmen belegenen Güter des Erzherzogs Ferdinand als erbliches Lehen zu übergeben, wenn Ew. Majestät dafür im

*) Méneval: Mémoires. Vol. III. 105.

Namen und als natürliche Vormünderin Ihres Sohnes auf die Erbfolge deſſelben in Parma verzichten.*)

Armer kleiner Napoleon, ſeufte Marie Louiſe vor ſich hin, ich ſoll ihn ſeines Erbes und ſeiner Herrſchaft berauben.

Nein, Majeſtät, ſagte der Graf, nein, Ew. Majeſtät berauben ihn weder eines Erbes noch einer Herrſchaft, denn Sie ſelber werden niemals in Beſitz des Herzogsthums Parma gelangen, wenn Ew. Majeſtät dieſe Bedingung nicht eingehen.

Marie Louiſe hatte ſinnend und geſenkten Hauptes da geſtanden, jetzt richtete ſie ihr Haupt entſchloſſen empor.

Hat Ihnen Fürſt Metternich die Schrift übergeben, welche ich abſchreiben ſoll, und welche dann dem Congreß übergeben werden ſoll? fragte ſie.

Ja, Majeſtät, er hat ſie mir ſo eben übergeben.

Geben Sie ſie mir, befahl die Kaiſerin, ihm ihre Hand entgegenſtreckend.

Der Graf nahm aus ſeinem Portefeuille ein zweites beſchriebenes Blatt hervor, und reichte es Marie Louiſen dar.

Sie nahm es, und indem ſie einen grollenden

*) Méneval: Mémoires.

flammenden Blick auf das andere beschriebene Blatt, auf den Bericht des Agenten, hinüber warf, sagte sie: ich werde dieses Document heute noch abschreiben. Ich werde mit feierlichem Schwur mich verpflichten, nicht mehr an den Kaiser Napoleon zu schreiben, noch jemals von ihm wieder Briefe zu empfangen, und ich werde für meinen Sohn auf die Erbfolge in Parma verzichten. Er wird mit der Appanage der böhmischen Güter entschädigt werden. — Sie haben mir jetzt gesagt, was ich thun muß, um meine Feinde zu beschwichtigen. Aber sagen Sie mir jetzt auch, auf welche Weise ich mir mächtige Freunde erwerben kann?

Majestät, der Kaiser von Rußland wünscht nichts sehnlicher, als Ew. Majestät gefällig sein, Ihnen seine Dienste weihen zu können. Geben Ew. Majestät ihm ein Recht dazu. Wenden Sie sich an den Kaiser Alexander, ersuchen Sie ihn schriftlich, sich der Sache Ew. Majestät anzunehmen, und Ihnen seinen Beistand zu gewähren.

Bittstellern! rief Marie Louise mit bitterm Ton.

Ja, bittstellern, Majestät, um freie, um unabhängige Gebieterin des Herzogthums Parma zu werden!

Nun wohl, ich will es thun, sagte Marie Louise. Ich will mein Haupt beugen und bittstellern, und bet-

teln, um endlich frei und selbstständig zu werden! Gott gebe, daß es mich endlich zum Ziele führt, daß man der Kaiserin von Frankreich das bescheidene Glück gönne, sich in eine kleine Herzogin von Parma verwandeln zu können. Wenn es so ist, dann, Graf, dann fordere ich wieder von Ihnen einen Reisepaß, aber auf der Reise, die ich dann vorhabe, auf der Reise nach Parma werden Sie mich begleiten.

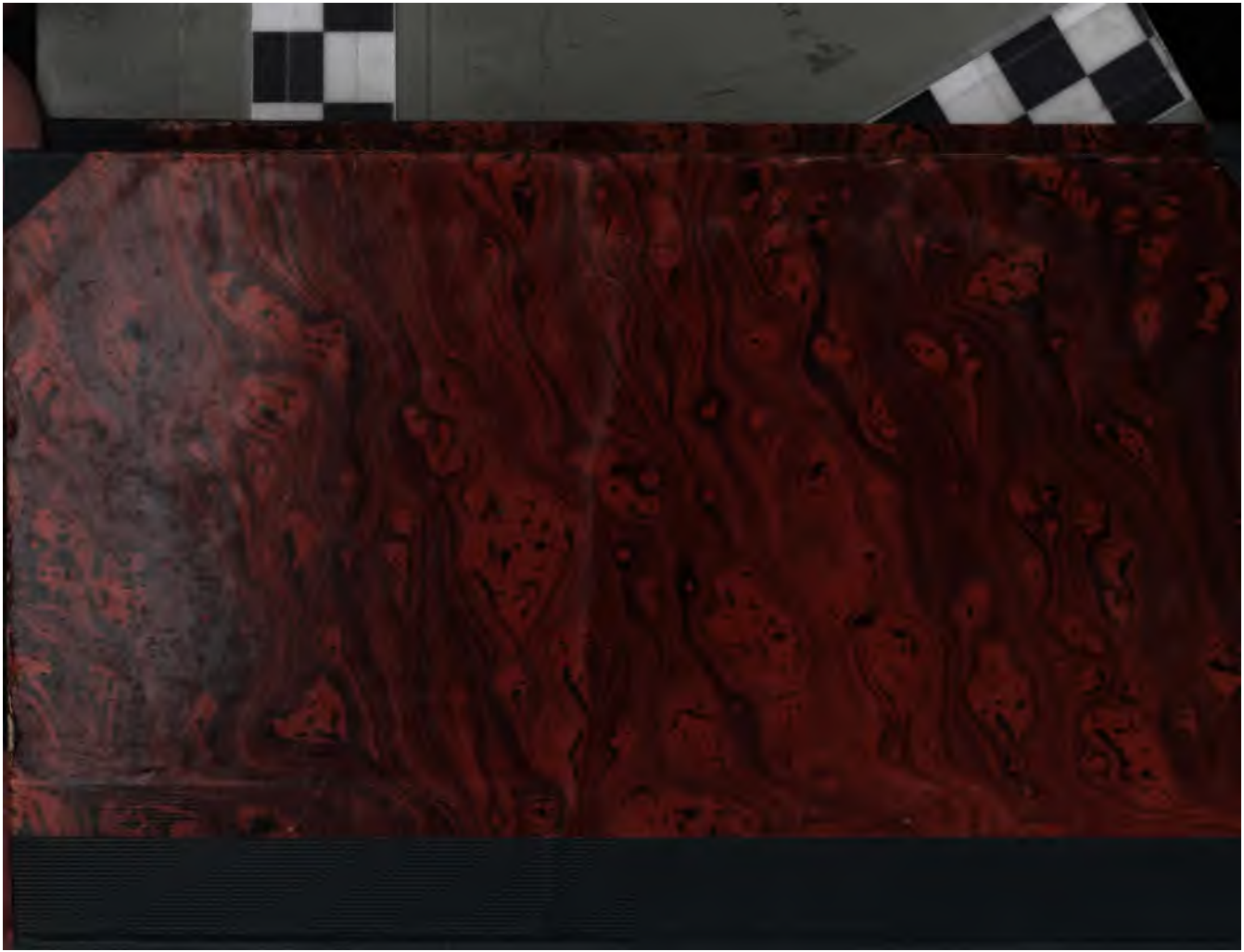
Oh, Dank, Majestät, Dank, rief der Graf, indem er vor Marie Louisen auf die Knie sinkend, die dargereichte Hand der Kaiserin an seine Lippen drückte.

Ende des zweiten Theils.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.

Stanford University Libraries
3 6105 013 426 957

DC
209
M8
v. 2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.